This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06818723 0

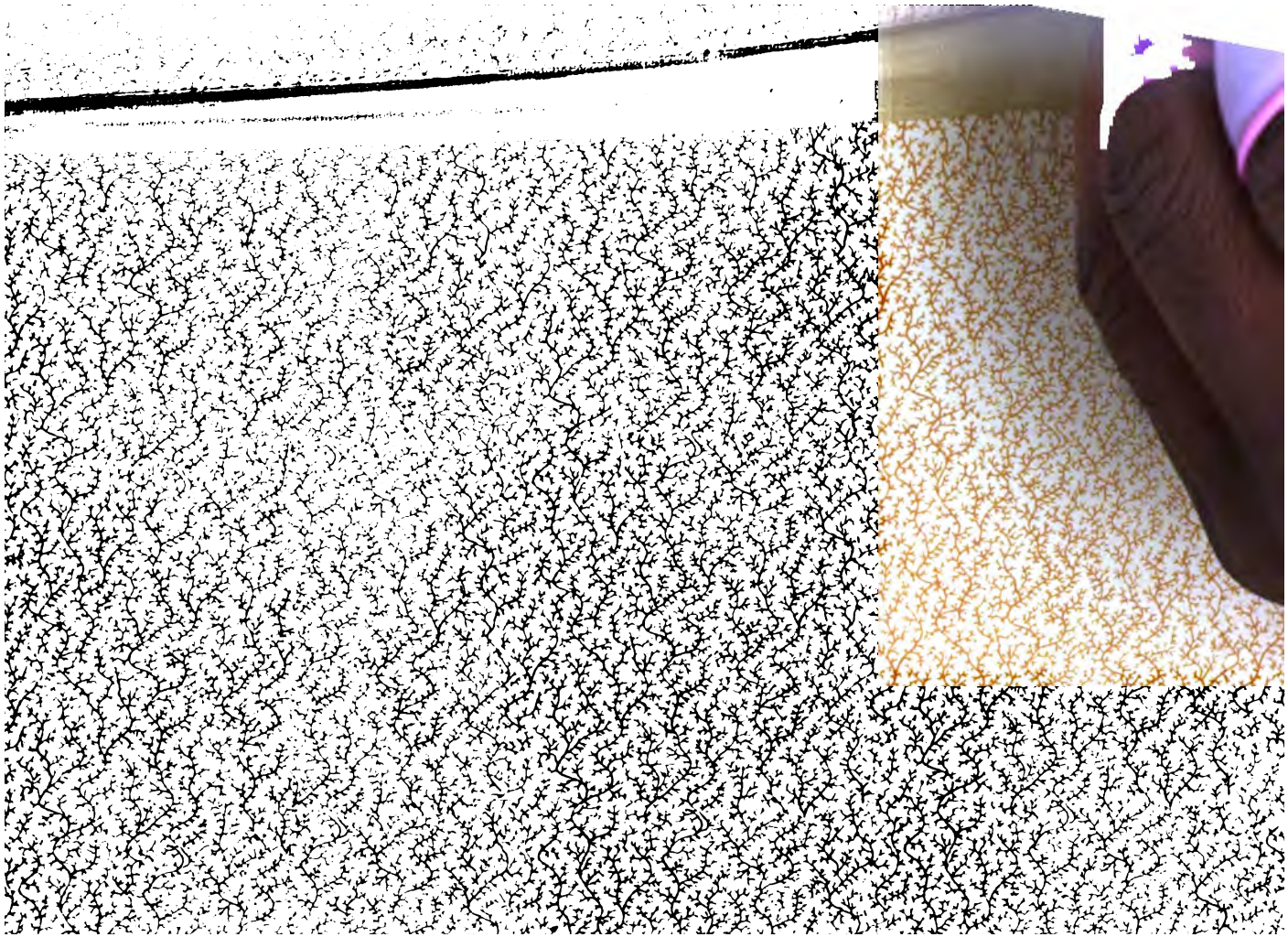
jeher ein besonders stark ausgeprägtes Stammesgefühl besessen. Die deutschen Heldeneigenschaften, Treue und Biederkeit, haben die Schwaben für sich allein gepachtet. Auch jetzt, wo es wieder dem Lichte zugeht, sind sie die deutschesten der Deutschen.

Allerdings wirkte das Liebäugeln mit den Worten teutsch und treu und bieder fast lächerlich, wenn z. B. ein Hochzeitsgedicht aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, das in einer benachbarten bayrischen Stadt entstanden sein mag (*B. A. IX. 120*), mit folgenden Worten schließt:

O werd ein Schwab und bessre dich!
Ja, du beglücktes Schwabenland,
in welchem, dir zum höchsten Ruhme,
die Einfalt ihre Wohnung fand,
du hast die Treu zum Eigentume.
Bey dir gilt noch die Einfalt was,
du denkst nicht dies und sagest das.
Und solcher Einfalt sich befleißen
kann wahrlich keine Schande heißen.
Nein, nein, es ist ein Lob, das man
nicht hoch genug erheben kann.

Und ebenso rühmt ein Trinklied, das Christoph Städele (*Gedichte, Memmingen 1782*) verbrochen hat, überschwänglich genug von den Schwaben (*B. A. XVII. 247*):

Ha! wir brafe Schwaben
sind an allem reich.
Frankreich, deine Gaben
sind sie unsern gleich?
Unser alter teutscher Muth
flammt bei Neckars Rebenblut.
Alle Narrenpossen, die das Ausland hat,
Geken, Teutschfranzosen,
finden hier nicht statt.
Alles muß in unserm Reihn
Grad und frei und teutsch muß sein.

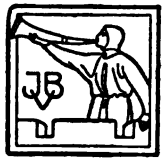


Die Schwaben

in der Geschichte des Volkshumors

von

Albrecht Keller.



NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Freiburg (Baden)
J. Bielefelds Verlag
1907.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
377873
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1907 L

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Wer sich nicht selbst zum besten halten kann,
der ist gewiß nicht von den Besten.
Wolfgang Goethe.

Vorwort.

Ludwig Aurbacher erzählt in seinen „Abenteuern der sieben Schwaben" von einem Studenten Adolphus, der in der Meißner Mundart eine Sammlung von Schwabenstreichen herausgegeben habe. Ich werde mich schwer hüten zu behaupten, vorliegende Arbeit beruhe auf dem lange Zeit vermißten Werk jenes Studenten. Denn der wäre ums Haar an den berühmten Buchloer Galgen gehenkt worden, und ein ähnliches Schicksal möchte ich mir ersparen. Denn ich weiß nicht, ob auch mir ein freidenkender Spiegelschwab als rettender Engel begegnen wird, und ob auch mir ein Verteidiger wie Ludwig Aurbacher erstünde.

Die Gefahr ist aber eigentlich nicht so groß. Auch die Schwaben sind nicht mehr so rasch mit dem Henken bei der Hand. Hatten sie mit dem unglücklichen Adolphus einst ein Exempel statuieren wollen, so brauchen sie jetzt nimmer nach solchen kräftigen Mitteln zu greifen. Schiller der Erzschwab hat Schwaben gerettet, und die stattliche Reihe berühmter schwäbischer Männer nach ihm hat bewiesen, daß sein Genius nicht einsam und vereinzelt emporwuchs, wie etwa der Zufall eine Wunderblume mitten unter hungrigem Geröll erblühen läßt. Lächerlich war einst der Versuch der Schwaben, sich mit Worten zu verteidigen gegen all den Unglimpf. Die Tat nur konnte die Spötter widerlegen.

Drum kann ichs jetzt getrosten Mutes wagen, ein Charakterbild des Schwaben aufzubauen aus dem Vorurteil der guten alten Zeit, deren böses Mundwerk ihm so manchen Kummer bereitet hat, und ich brauche nicht den Vorwurf zu fürchten, ich sei der Ehre Schwabens zu nahe getreten. Wies die schlechtesten Früchte nicht sind, an denen die Wespen nagen, so hat sich auch der Spott der Deutschen nicht etwa zufällig grad an das schwäbische Volk geheftet. Und es war in der Tat die Schuld der Schwaben, daß — um ein Wortspiel Friedrich Theodor Vischers zu gebrauchen — ihr Talent Jahrhunderte hindurch latent blieb.

So hoffe ich, daß ich mit meinem Buche nicht mehr mißverstanden werde, und daß auch ein Schwabe sich an den köstlichen, wenn auch manchmal recht derben Spässen einer kräftigen Zeit erfreuen wird. Und wem es einmal allzu derb hergehen sollte, den bitte ich, Goethes Verse nachzulesen, mit denen er seinen „Götz" dem Wetzlarer Freund Gotter übersendet . . . .

Über die Schreibung, die ich in den Schwänken und Schnurren angewendet habe, nur noch eine kurze Anmerkung. In den Meistergesängen des Hans Sachs und seines Kreises — mein Freund Dr. Walther Vogel in Dresden hat sie mir aus den Dresdner Handschriften treu und sorgsam abgeschrieben — habe ich, dem Beispiel Edmund Goetzes folgend, durchweg die großen Anfangsbuchstaben getilgt, die doch nur ganz willkürlich gesetzt sind. Sonst habe ich die Schreibung stets so gelassen, wie ich sie in der Vorlage gefunden habe. Der Litterarische Verein in Stuttgart, der bereits eine Reihe von Schwankbüchern neu herausgegeben hat, führt bekanntlich den kleinen Anfangsbuchstaben durch, aber ich brachte es nicht über mich, in derselben Richtung bei allen andern Stückchen vorzugehen,

die nicht der Bibliothek des Litterarischen Vereins entnommen sind. So leidet meine Arbeit, was die Orthographie anbelangt, an einem bedauerlichen Widerspruch, aber ich hätte ihn nur dann heben können, wenn ich auch die Zitate aus der Litteratur der Gegenwart diesem Zwang unterworfen hätte. Schließlich ists auch der Übel größtes nicht. Ich wollte ja keine Sammlung alter Schwänke herausgeben, wo der Text Selbstzweck ist, sondern ich wollte ein lebendiges Bild mit all seinen Widersprüchen zusammensetzen. Darum habe ich mich auch in den Litteraturnachweisen aufs Allernötigste beschränkt. Das Stoffliche läßt sich überall mit leichter Mühe weiter verfolgen, indem man stets die Ausgaben des Litterarischen Vereins zu Hilfe nimmt. Nur bei den Stoffen, die noch nicht in Neudrucken zugänglich sind, mußte ich alle meine Belege abdrucken, während ich mich sonst auf etwaige Nachträge beschränken konnte. Herr Professor Dr. Johannes Bolte in Berlin hat mich mit einer ganzen Reihe von solchen Nachträgen zu den beiden letzten Kapiteln beschenkt.

Zum Schluß all denen, die mich mit Rat und Tat unterstützt haben, auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank!

Heidelberg, Januar 1907. A. K.

Verzeichnis der abgekürzt zitierten Bücher.

Agricola	Sibenhundert und funfftzig Deutscher Sprüchwörter, erneuert und gebessert durch Johan Agricola. Wittenberg 1582.
Al.	Alemannia. Zeitschrift für Sprache, Litteratur und Volkskunde des Elsasses und Oberrheins, hsg. von Anton Birlinger.
Auerbach	Ludwig Auerbach, Schatzkästlein.
A. V.	Ludwig Aurbacher, Ein Volksbüchlein. Aus dem Nachlaß vermehrt und mit einem Vorwort herausgegeben von Joseph Sarreiter. Reclams Universalbibliothek Nr. 1161. 1162. — Vgl. S. 339.
Bebel	Facetiarum Heinrici Bebelii libri tres. Tubingae apud haeredes Ulrici Morhardi. Anno 1555.
Berckenmeyer	Neu-vermehrter Curieuser Antiquarius, . . von P. L. Berckenmeyer, Hamburg 1746.
B. A.	Birlinger, in der Alemannia (s. o.).
B. V.	Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben. Freiburg 1861.
Birlinger, Alem. Sprache	Birlinger, Die alemannische Sprache rechts des Rheins. Berlin 1868.
Birlinger, So sprechen	Anton Birlinger, So sprechen die Schwaben. Berlin 1868 (s. S. 169).
Blutwurst und Sauerkraut.	Ohne Jahr (um 1870).
Bobertag	Bobertag, Geschichte des Romans. Breslau 1877.
Böhme	Böhme, Altdeutsches Liederbuch. Leipzig 1877.
Böhmer	Böhmer, Fontes rerum Germanicarum.
Buch ohne Nahmen	Das Buch ohne Nahmen. Leipzig, Im Cörnerischen Buch-Laden.
Cleß	Cleß, Versuch einer kirchlich-politischen Landes- und Culturgeschichte von Würtenberg bis zur Reformation. 1806—08.

Crusius	Martin Crusius, Schwäbische Chronik. Frankfurt 1733. 2 Foliobände. Zitiert nach Teil, Buch, Kapitel und Band, Seite. (Die erste Auflage, Die Annales Suevici, erschien 1596.)
Curländer	Reisen eines Curländers durch Schwaben (Verfasser Joh. Friedrich Gaum). 1784.
D. Wb.	Deutsches Wörterbuch, hsg. von Jacob und Wilhelm Grimm.
Eiselein	Eiselein, Die Sprichwörter and Sinnreden des deutschen Volkes in alter und neuer Zeit. Freiburg 1840.
Erk und Böhme	Erk und Böhme, Deutscher Liederhort. Leipzig 1893—94.
Etwas für Alle	Etwas für Alle, in einer eingemachten Allabattritta oder Lustigen Gesellschaft .. von Erhard Michael Freudenberg. Hall 1732.
Facetiae facetiarum, hoc	est Jocoseriorum fasciculus novus. Pathopoli 1657.
Fasciculus	Fasciculus Facetiarum novissimarum. Gedruckt zu Schnatterberg im Waschland. 1670.
Gepflückte Fincken oder	Studenten-Confect. Franckenau 1667.
Fischart, Gargantua, hsg.	von A. Alsleben (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts).
Fischart, Aller Practick	Großmutter. 1623.
Fliegenwadel	Fliegenwadel, die Mücken der Melancholei zu vertreiben. 1707.
Seb. Franck.	Sprichwörter ... durch Sebastian Francken. Frankfurt 1541.
Frey	Jacob Frey, Gartengesellschaft, hsg. von Johannes Bolte. Litt. Ver. 209.
Gemüths-Ergötzung	Angenehme Gemüths-Ergötzung für Burger. Franckfurth und Leipzig 1755.
Gerlach	Gerlach, Eutrapeliarum libri tres, Leipzig 1656.
Gödeke, Gr.	Gödeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl.
Goldast	Goldast, Scriptores rerum Suevicarum, Ulm 1727.
Grimm	J. Grimm, Deutsche Grammatik.
Hagen	Friedrich v. d. Hagen, Narrenbuch. Halle 1811 (darnach ist das Versehen auf Seite 4, Zeile 7 zu berichtigen).

J. Hartmann	Schwabenspiegel aus alter und neuer Zeit. Von Dr. Julius Hartmann. Württembergische Neujahrsblätter. Neue Folge. Blatt 6 (die erste Auflage [1871] ist „Schwabenspiegel" zitiert).
J. Hartmann II	Schwäbische Selbstbeleuchtung in alter und neuer Zeit. Des Schwabenspiegels zweiter Teil. 1903. Neujahrsblätter Band 8.
Hebel	Johann Peter Hebels sämtliche Werke, hsg. v. Ernst Keller (Hesses Klassikerbibliothek).
Heine	Heinrich Heines sämtliche Werke. Hamburg, Hoffmann und Campe.
Holder	Holder, Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung. 1896.
Hulsbusch	Hulsbusch, Sylva sermonum iucundissimorum. 1568.
Keyßler	Georg Keyßler, Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen. Hannover 1776.
Kirchhof	Hans Wilhelm Kirchhof, Wendunmuth, hsg. von H. Österley. Litt. Ver. 95—99.
Kluge	Friedrich Kluge, Von Luther bis Lessing. 4. Auflage. 1905.
Kögel, Litt.-Gesch.	Kögel, Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Ausgang des Mittelalters. Straßburg 1894.
Kögel, Grundriß	Kögels und Bruckners Litteraturgeschichte, in Pauls Grundriß der germanischen Philologie. II. 2. Aufl.
Küffner	Küffner, Die Deutschen im Sprichwort. Heidelberger Dissertation. 1899.
Langius	Langius, Democritus ridens. Ulm 1667.
Leyer Matz	Leyer Matzs Lustiger Correspondenzgeist. 1668.
Liebrecht	Liebrecht. Zur Volkskunde. Heilbronn 1879.
Liliencron	Die historischen Volkslieder der Deutschen, hsg. von Liliencron. 1865.
Lindener	Lindener, Katzipori. Litt. Ver. 163.
Litt. Ver.	Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart.
Löffelstihl	Lyrum larum Löffelstihl. 1730.
Logau	Salomon von Golau (Logau), Deutsche Sinngedichte. Breslau 1690.

Lösche	Lösche, Analecta Lutherana et Melanthoniana. 1892.
Lustigmacher	Der allzeit fertige schnackische Lustigmacher. 1762.
Lyrissimum	Lirum larum Lyrissimum. 1701.
Lyrissimum II	Anderer theil. 1710.
Maubert	La pure verité. Lettres et mémoires sur le Duc et le duché de Virtemberg (Verf. Maubert). Augsbourg 1765.
Maynhincklers Sack.	Frankfurt a. M.? 1612.
E. Meier	E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Stuttgart 1852.
Melander	Melander, Jocoseria. Lich 1605.
Memel	Joh. Peter de Memel, Lustige Gesellschaft. Zippelzerbst 1701.
Eulenspiegelischer Mercurius	Der Eulenspiegelische Mercurius. Augsburg 1702.
Merkens	Merkens, Was sich das Volk erzählt. Jena 1892.
Mone	Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, hsg. von Mone.
Montanus	Martin Montanus' Schwankbücher, hsg. von Johannes Bolte. Litt. Ver. 217.
M. G. H.	Monumenta Germaniae Historica.
M. S.	Monumenta . . . Scriptores.
M. D. Chr.	Monumenta . . . Deutsche Chroniken.
M. S. D.	Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrhundert, hsg. von Müllenhoff und Scherer. 2. Auflage.
Müller-Fraureuth,	Die deutschen Lügendichtungen. Halle 1881.
Münster	Sebastian Münster, Cosmographia. Basel 1548.
Nefflen	Nefflen, Der Vetter aus Schwaben. 4. Auflage. Stuttgart o. J. 2 Bände. (1. Auflage Stuttgart 1837).
Nugae venales,	sive thesaurus ridendi et jocandi. 1720.
Pauli	Johannes Pauli, Schimpf und Ernst, hsg. von Oesterley. Litt. Ver. 85.
Pegeus	Quirinus Pegeus, Ars Apophthegmatica. Nürnberg 1662.
Pegeus, cont.	Artis Apophthegmaticae continuatio. Nürnberg 1656.
Poggio	Poggio, Sendbrief über Hussens letzte Tage. Reutlingen 1883.
Rabiosus	Anselmus Rabiosus, Reise durch Oberdeutschland, Salzburg und Leipzig 1778.

Radlkofer	Die sieben Schwaben und ihr hervorragendster Historiograph L. Aurbacher. 1895 (s. S. 305).
Recueil	Recueil von allerhand Collectaneis und Historien. 1720.
Reiser	Reiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Kempten 1894.
Riederer	Riederer, Öl und Wein, gegossen auff die Wunden der Lebendig-Toden. Frankfurt a. M. 1719.
de Risbeck	Voyages en Allemagne du Baron de Risbeck. Paris 1788. Tome premier.
Rottmann	Rottmann, Lustiger Historienschreiber. Hannover 1725.
Ruckard	Ruckard, Die lachende Schule. Hall 1725.
Hans Sachs	Hans Sachs, hsg. von Adalbert v. Keller und Edmund Goetze. Litt. Ver. 24 Bde. Band XXV Registerband, wo alle weiteren Nachweisungen.
F. u. Schw.	Fabeln und Schwänke, hsg. von Götze und Drescher (Neudrucke deutscher Litteraturwerke). 5 Bände.
Fastn.	Fastnachtsspiele, hsg. von Götze. (Neudrucke deutscher Litteraturwerke). 7 Bändchen.
Sailer	Sebastian Sailer, Sämtliche Schriften, hsg. von Haßler. Ulm 1842.
Sandrub	Lazarus Sandrub, Delitiae historicae et poeticae, das ist: Histor. und poetische Kurzweil. 1618 (Neudrucke deutscher Litteraturwerke).
Schmeller	Schmeller, Bayrisches Wörterbuch. 2. Auflage.
Schola curiositatis, sive antidotum melancholiae. O. O. u. J. 12^0.	
Schultz	Alwin Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert. Große Ausgabe. Wien 1892.
Schumann	Valentin Schumann, Nachtbüchlein. Litt. Ver. 197.
J. B. Schupp	Joh. Balthasar Schupp, Sämmtliche lehrreiche Schriften. Frankfurt 1719.
Schwabenspiegel	s. J. Hartmann.
Simplicissimus:	Wenn nichts Besonderes bemerkt, Nr. 19—25 der Neudrucke deutscher Litteraturwerke, sonst Ausgabe des Litt. Vereins.

Simrock	Simrock, Die deutschen Sprichwörter. 1881.
Sinnersberg	Gottfried Rudolph von Sinnersberg, Der lustige Teutsche. Hall 1729.
Socin	Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen. Heilbronn 1888.
Sommer-Klee	Lieblicher Sommer-Klee und Anmuthiges Winter-Grün . . . durch Ernst Immerlustig. 1670.
Stälin	Stälin, Wirtembergische Geschichte. Stuttgart 1841 ff.
Steiff	Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs, hsg. von K. Steiff (im Erscheinen begriffen).
Stumpf	Joh. Stumpf, Schweytzer Chronick. Zürich 1606.
Suter	Joh. Caspar Suter, Historisches Lustgärtlein. Schaffhausen 1666.
Jan Tambaur	Der Geist von Jan Tambaur. O. O. u. J.
Uhl	Uhl, Die deutsche Priamel, ihre Entstehung und Ausbildung. Leipzig 1897.
Uhland	Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung. 1865 ff.
V.	Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder. Stuttgart 1844.
Wander	Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Leipzig 1867—80.
C. A. M. v. W.	C. A. M. v. W., Kurzweiliger Zeitvertreiber. 1668.
Weber	Karl J. Weber, Demokritos. 2. Aufl. Stuttgart 1843.
Briefe	Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. 1. Band. Stuttgart 1826.
Weise	Weise, Erznarren (Neudrucke deutscher Litteraturwerke).
Weltrich	Weltrich, Friedrich Schiller. Stuttgart 1899.
Wickram	Jörg Wickram, Rollwagenbüchlein, hsg. von H. Kurz. Leipzig 1865.
Wolgemuth	500 frische und vergüldete Haupt-Pillen . . . verordnet durch Ernst Wolgemuth. 1669.
Wunderhorn	Des Knaben Wunderhorn. Berlin, Hempel.
Zeiller	Martini Zeilleri Anfängliche Oerter Beschreibung deß Schwabenlands . . zum andernmal vom Autore wider durchgesehen.

Z. f. d. A.	Zeitschrift für deutsches Altertum, hsg. von Moritz Haupt.
Zimm. Chron.	Zimmerische Chronik, hsg. von Barack. 2. Auflage. 1881.
Zincgref	Zincgref-Weidner, Teutsche Apophthegmata. Amsterdam 1653—55.

Berichtigungen und Nachträge.

Seite 20. Vgl. noch Röhricht, Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge II. 395, und Z. f. deutsche Philologie 1890. S. 417.

Seite 28, Zeile 13 statt Crusius III. 4, 1 lies III. 3, 18.

Seite 76 f. Jörg Wickram. Nach J. Bolte, der 1903 das Rollwagenbüchlein neu herausgegeben hat (Litt. Ver. 229), rührt auch die 2. Ausgabe vom Jahr 1557 von Wickram her.

Seite 109, Anm. Z. 1 statt S. 172 lies S. 160.

Seite 363. 1838 erschien in Leipzig als 7. Heft der Volksbücher, hsg. von G. O. Marbach, „Die Geschichte von den sieben Schwaben". Das Büchlein, das mir im letzten Augenblick noch zukommt, enthält den wörtlichen Text L. Aurbachers. Die 6 Holzschnitte sollen von Ludwig Richter herrühren *(vgl. Radlhofer 39)*.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Ortsneckereien. Narrenorte. Stammesneckereien. Narrenstämme.

I. Der Schwabe in der altdeutschen Zeit 10

Schwaben, die „Friedfertigen"? die „Freien"? die „mit Speeren Bewaffneten"? Die Schwaben und die Römer. Modus Liebinc. Modus Florum. Heinrich von dem Türlin. Gedenkspruch von der altschwäbischen Wanderlust.

II. Die Zeit der Hohenstaufen 19

Die Hohenstaufen. Der Swâbe werdekeit. Tapferkeit. Kaiser Konrad III. Uhlands „Schwäbische Kunde". Schlacht bei Lucka. Vorstrittrecht. Reichssturmfahne.

Rînischeit. Schwäbische Sitten. Rechtssprichwörter. Fraus Alemannica.

III. Der Schwabe am Ausgang des Mittelalters 42

1. Der Umschlag.

Ausgang der Hohenstaufen. Zersplitterung des alten Herzogtums Schwaben. Der alte teutsche Schwab.

Schweizer und Schweizerkriege. Der Schwabenkrieg des Jahres 1499. Schwaben- und Schweizerspott.

Die schwäbischen Städte. Die freie Reichsstadt.

Zeit der bürgerlichen Dichtung. Abstammung der Schwaben. Schwabenneckereien im 15. Jahrhundert. Schwab und Frosch.

2. Entstehung der Schwabenstreiche im 16. Jahrhundert 63

Humanismus und Reformation. Felix Fabris „Historia Suevorum". Die Kosmographen: Johannes Böhm, Sebastian Franck, Sebastian Münster. Martin Zeiller. Lateinische Schwankbücher: Heinrich Bebel, Augustin Tünger. Deutsche Schwankbücher: Johannes Pauli, Jörg Wickram, Jacob Frey, Michael Lindener, Valentin

Seite

Schumann, Martin Montanus, Hans Wilhelm Kirchhof. Hans Sachs. Zimmerische Chronik. Johann Fischart. Zincgref-Weidner. Stammesneckereien im 16. Jahrhundert. Der Schwabe im 16. Jahrhundert. Der Schwab als Sündenbock. Warum grad der Schwab herhalten muß.

Grundzug der Schwabenstreiche. Der dumme Schwab. Schwab und Natur. Der gemütliche Schwab. Der grobe Schwab. Jeder dumme Kerl ein Schwab. Schwabenkarikatur. Selbstkarikatur in den Schwabenneckereien. Poesie der Schwabenstreiche.

IV. Schwabenstreiche im 16. bis 18. Jahrhundert.

1. Der dumme Schwab 108

Der blinde Schwab. Schwabenalter.

Das Hühnchen im Ei. Der glückselig Schwab. Der Schwab und die Gotteszähren. Schwab und Petschaftstecher. Der Schwab und der Bayer. Der Schwab mit der Wurst. Der Schwab mit dem Eichhorn. Schwab und Frosch. Der Mundinger Krebs. Der Fünsinger Krebs. Der Krebs auf der Wagendeichsel. Der Mundinger Kuckuck. Schwab und Kastanie. Der Schwabe als Philosoph. Wie der Schwab Eier ausbrütet. Schwäbischer Sonnen- und Mondfang. Der Schwabe und die Wissenschaft. Bildungstrieb.

Schwabenschlauheit. Der pfiffige Schwab.

2. Der gemütliche Schwab 145

Kleidung. Die Nesteln. Der Schwabenlatz. Das Schwabenlied. Die breite schwäbische Sprache. Schwäbeln. Hechinger Latein. Die fünf Schwabenhühner. Dem Schwaben wird ein Zahn ausgebrochen. Das schwäbische Diminutiv -le. Der Schwab hat nur vier Sinne. Der schwäbische Dialekt in der Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts.

Der Schwab ein Schwätzer. Der Lügenschmied von Cannstatt.

Der gefräßige Schwab. Schwäbische Leibgerichte. Der Suppenschwab. Der Löffel. Der Knöpfleschwab. Sträuble. „Ulmer Spatzen". Birnen. Nüsse. Brei. Der starke Schwab. Der schwäbische Durst. Wein und Bier.

Der feige Schwab. Schwab Lauterherz. Wo steckt beim Schwaben das Herz? Der schwäbische Soldat kennt die Waffen nicht. Der schwäbische Hader. Das Schwäblein mit dem Schuhfleck. Der Schwab mit dem

Seite

Rechen. Der Aufruhr zu Hirsau. Die Rottweiler Hasenjagd.

Schwäbischer Kinderreichtum. Das Idyll von Hohen-Entringen. Die Schwäbin mit den 53 Kindern. Schwäbische Wanderlust. Schwaben die „Schweifenden"?

Der geduldige Schwab. Der faule Schwab. Der Schwabe und die Obrigkeit. Der „Hätze-Michel". Bescheidenheit und Demut. „Der reichste Fürst." Der schwäbische Schultheiß. Schwab und Kaiser.

3. Der grobe Schwab 214

Der grobe Schwab. Schwäbische Formlosigkeit. Der Körblemacher im Schwabenland. Schwab und Schwäbin. Schwäbische Flüche. „Daß dichs Mäusle beiß!" Der Blitzschwab uud der Muckenschwab.

Schwäbische Derbheit. Die blauen Hüte. Warum der schwäbische Ratsherr abgesetzt wurde. Der Rottweiler Bürger vor dem Erzherzog. Sigismund und der Ulmer vor der Herzogin Mathilde. Der böhmische Schwab.

Sittlichkeit in Schwaben. Die schwäbische Hure. Oh, ubi Suevorum mores! Die Stuttgarter Jungfrau. Was an der Schwäbin besonders geschätzt wurde. Einst und Jetzt. Das Volkslied vom Schwabentöchterlein. Es hat ein Schwab ein ehlich Weib.

Die schwäbische Nonne.

Die schwäbische Geistlichkeit. Der gottlose Schwab. Der Schwab appelliert an die zwölf Aposteln. Das schwäbische Herrgöttle. Der schwäbische Heiland. „Lieber Gott von Basel". Das einfältige Schwäblein.

V. „Schwäbisch Ehr Rettung" 256

Der Schwab ein menschenähnliches Tier? Schwabe zu sein eine Schande? Die Aufklärung. Das schwäbische Krähwinkel. Norddeutschland und Süddeutschland. Die gute alte Zeit. Der Galgen. Anselmus Rabiosus. „Reisen eines Curländers". Georg Keyßler. Die Hinrichtung des Farren zu Beutelsbach. Schwäbische Ehrenrettungen. „Die Ehre der Schwaben, aus der alten und mitleren Geschichte gerettet". Das barbarische Schwaben. G. F. Duttenhöfer gegen die „aufgeblasenen Afterschwaben". Balthasar Haug. J. M. Armbrusters „Schwäbisches Museum". L. T. von Spittler. G. D. Hartmann. Der Schwabenstolz erwacht. Der biedere, teutsche Schwab. Ständlin. Schubart. Hölderlin. Bürgers Schwabenstreich. Musäus. Schiller,

Seite

der Erzschwab. Schwaben die Heimat des Idealismus. Schiller als Schwabe. Schiller und A. W. Schlegel. Die schwäbische Geschichte.

Das 19. Jahrhundert. J. P. Hebel. L. Aurbacher. K. J. Weber. Heinrich Heine und die schwäbische Schule. Gustav Schwab.

Der Schwabe in der Gegenwart. Fr. Th. Vischer. W. Hauff. Heutige Schwabenneckereien. Wie sich der Schwabe mit seinem Los versöhnt. Schwabenstreich und Schwabensprung. Wie der Schwabe sich verteidigt. Der Schwabe stolz auf seine Streiche. Extradummheit.

VI. Die Geschichte von den sieben Schwaben.

1. Die sieben Schwaben bis auf Ludwig Aurbacher 304

Geschichtliche Grundlage. Der Seehas. Die Reutlinger Hasenräte. Der feigste Mensch und das feigste Tier. Die neun Schwaben. Comedia de lepore quadam. Hans Sachs. Die schwäbische Tafelrunde. H. W. Kirchhof. M. Montanus. E. Eyering. Die sieben Schwaben. Kupferstiche und fliegende Blätter. Sebastian Sailer. Riamgis-Sigmair. Septem Suevorum bellum cum lepore gestum. Das Märchen der Brüder Grimm.

2. Ludwig Aurbacher und das Volksbuch von den sieben Schwaben 339

L. Aurbacher und sein Büchlein. Quellen. Aurbachers Helden. Inhalt. Die Abenteuer des Spiegelschwaben.

Neubearbeitungen. K. Simrock. W. Müller von Königswinter. L. Bechstein.

Das Volksbuch. Reutlinger Volksbücher: Hans Freimund. „Der Freund des Witzes und der Laune". A. Schmid. Griesinger.

VII. Vom Schwaben, der das Leberlein gefressen 369

Verbreitung. Der Stoff in der deutschen Litteratur. Bischof Heriger von Mainz. H. Sachs, Sankt Peter mit dem Landsknecht. Bruder Lustig. M. Montanus. L. Aurbacher. Neubearbeitungen.

Anhang 382

Modus Liebinc. Modus Florum. Gotifredi Viterbiensis Pantheon. Comedia de lepore quadam.

Einleitung.

E bissele dumm ischt am End jeder, aber so dumm wie mancher ischt doch keiner.
Aus dem Volksmund Süddeutschlands.

Die Lust an Spässen ist dem gesunden Menschen angeboren; drum finden sich Neckereien zwischen Nachbarorten und Nachbarstämmen zu jeder Zeit und überall, wo sich ein Volk seine natürliche Ursprünglichkeit bewahrt hat. Wie jeder Mensch, der mit offenen Augen in die Welt blickt und nur ein klein wenig Humor besitzt, gern einmal auf Kosten der Nebenmenschen lacht, so sucht auch jedes Volk — und das ist in seiner Gesamtheit auch nur ein Individuum — in scherzhafter Übertreibung das auszudrücken, was ihm an andern sonderbar und lächerlich erscheint, und macht darüber seine gutmütigen oder boshaften Witze. Und wie man in den Wald hineinruft, so schallt es auch wieder heraus, denn wer wüßte Spott und Scherz nicht wieder zurückzugeben, und an wem blieben diese feinen Nadelgeschosse nicht haften! Pack schlägt sich, Pack verträgt sich. Fröhlich und harmlos schwirren gleich leichtbeschwingten Pfeilen Spottverslein und Neckworte hinüber und herüber, in lustigem Wetteifer mißt Dorf mit Dorf und Stadt mit Stadt ihre Kräfte.

Was in fröhlicher Stunde zusammengefabelt wird, ist echte Volksdichtung. Zwar muß man den Begriff der Dichtung schon weit auseinanderziehen, wenn er diese unscheinbaren Produkte noch einbegreifen soll, und die Zote, in deren Gebiet

die Neckereien sich oft ergehen, hat mit Dichtung noch viel weniger zu tun; aber so manches Witzwort, das unter der breiten Linde zum erstenmal lachend von Mund zu Mund hüpfte, verrät so feine Auffassung, so viel Gemüt, wie wirs in unsern schönsten Sagen und Märchen nicht reizender finden. Manch hübsche Erzählung mag sich aus einem derartigen Scherze entwickelt haben; so ist ja wohl die Geschichte von den sieben Schwaben entstanden, über die unsere Kinder Tränen lachen. Und auch die kurzen Neckereien, selbst einzelne Spitznamen sind Spiegelbilder der einfachen Volksseele, und zum Volk gehören wir alle, nicht bloß die barfuß laufen oder einmal gelaufen sind; auch hier stößt man auf manch niedliches Blümlein zwischen vielem Schutt und Unkraut.

Ununterbrochen formt das Volk seine Scherze, bis sie eine möglichst knappe oder lächerliche Gestalt bekommen haben, und es kümmert sich dabei gar nicht darum, ob diese Erzählungen wahr oder nur denkbar sind. Die anonymen Dichter glauben selbst nicht daran, geschweige denn, daß sie diesen Glauben von ihren Zuhörern verlangen. Was heißt denn Dichten ursprünglich anders als Erfinden! Auch unsere Kinder fragen sich nicht, ob der Wolf, der das Rotkäppchen verschlingt, wirklich sein Maul so weit aufreißen kann, ob das Dornröschen wirklich hundert Jahre lang schlafen konnte, bis der Königssohn durch Rosen und Dornen zu ihm drang und die schöne Schläferin weckte. Für kleine — und große Kinder gelten die Naturgesetze nicht. Während jene sich zu Füßen der Großmutter ins zauberhafte Wunderland der Märchen hineinträumen, lockt die Großen, denen das Paradies der Kindheit verschlossen ist, mehr das Groteske, das Komische und Derbe. Je kecker die Zeichnung ihrer Schwankgestalten, je toller die Ausgeburten ihrer Phantasie, um so lauter der Beifall und der Jubel. Wenn nur die Lachlust befriedigt werden kann. Wählerisch ist das Volk nicht, solang die Spässe, die man ihm auftischt, aus der eigenen Welt genommen sind.

Hat einmal das Volk zu fabulieren begonnen, so folgt gleich eine ganze Kette ähnlicher Scherze nach. Der Betroffene rächt sich, indem er dem Spötter gleichartige Torheiten andichtet oder die Kutsche ganz einfach zurückschickt. So necken sich der Spiegelschwab und der Kemptner Wirt, „wie es denn die Schwaben gern tun untereinander als gute Landsleute" *(A. V. II. 167)*. Ist ja schließlich jeder so dumm, daß man so was auch von ihm sagen könnte. Drum dichtet das Volk auch meist an denselben, stets wiederkehrenden Stoffen weiter, was bei der Enge seines Lebens und der Gleichheit seiner Lebensbedingungen kaum anders zu erwarten ist. In Einzelheiten und Einkleidungen unerschöpflich, erzählt es doch immer wieder die alten Geschichten; es kann nicht erfinden, aber es kann eine Erfindung in tausenderlei Weise umgestalten. So enthält die kleine Sammlung von Heinrich Merkens „Was sich das Volk erzählt" Scherze und Schwänke, die über ganz Deutschland fast verbreitet sind und überall autochthon entstanden sein mögen, ohne daß man gleich an Entlehnung zu denken braucht.

Nun kanns leicht geschehen, daß in dem fröhlichen, harmlosen Kleinkrieg aller gegen alle ein Dorf sich besonders bemerkbar macht, und um dieses setzen sich jetzt Erzählungen und Schwänke in größerer Menge an. Alles, was die Bosheit des Volkswitzes nur auszuhecken vermag, geht auf diesen bedauernswerten Ort nun über, „denn es ist böser Leute Gewohnheit, daß sie einem, der einmal ein Kläpperle hat, zehn und hundert anhängen" *(A. V. I. 165)*. So ist das Narrendorf fertig, das vielleicht gar nur in den Köpfen des spottsüchtigen Volkes lebt und sich auf der Karte nicht finden läßt, wie das seltsame „Lappenhausen", das Hans Sachs in die Schweiz, in die Nähe von Rapperswyl verlegt *(IX. 380. F. u. Schw. I. 588)*. Und wer weiß, daß das sagenhafte Tripstrill in der Nähe von Brackenheim in Schwaben liegt! Aber mögen sich diese Narrenorte durch irgend eine dumme Tat dem Spotte ausgesetzt haben wie das Ya-Dorf im Don Quixote, oder mögen

sie wie das Schlaraffenland „drei Meilen hinter Weihnachten" liegen, — das klassische Altertum kennt sein Abdera und die Abderiten so gut wie das deutsche Mittelalter sein Schilda und die Schildbürger; und in der Gegenwart, wo die Volkskunde so fleißig an der Arbeit ist, lassen sich die Narrenorte gar nimmer zählen. „Jedes Land," sagt v. d. Hagen in den Anmerkungen zu den Schildbürgern S. 425, „hat sein lustiges Völkchen, auf welches es sich der gesamten eigenen Torheit und Narrenstreiche entladet, sich närrisch an dem eigenen Bilde ergötzet, wie sich ein Affe im Spiegel nicht erkennt und mit dem eigenen Schwanze spielt, der ihm als etwas Fremdes vorkommt, und so unvermerkt einen neuen Schwank zu dem alten liefert."

Die bekannteste aller dieser Narrenstädte ist das in der Gegend von Leipzig gelegene Schilda, von dem das ums Jahr 1600 entstandene und dann oft gedruckte Narrenbuch oder Lalenbuch gar Seltsames zu berichten weiß. In diesem Volksbuche, das Uhland VII. 623 das Nibelungenlied der deutschen Schwabenstreiche nennt, besitzen wir die älteste Sammlung von Ortsneckereien, denn die lustigen Streiche, die ein geschickter und lebendiger Darsteller den Schildbürgern zuschiebt, stammen von überall her und sind aus allen deutschen Gauen zusammengetragen. Manche sind nachweisbar auf schwäbischem Boden gewachsen, und fast alle erzählt man sich von der schwäbischen Stadt Ganslosen, die jetzt Audorf heißt *(Grenzboten 1860, II. 420f.)*, oder von Bopfingen. So erscheint nach Uhland VII. 622 als zweifellos schwäbisch die schöne Geschichte vom Mundinger Krebs; die Bauern, deren verwickelte Beine nur ein derber Knüttel auseinanderzubringen vermag, und den Brunnen, dessen Tiefe mit einer lebendigen Menschenkette gemessen wird, kennt auch die Zimmerische Chronik, wie ferner den Schwank vom seltsamen Hausbau, bei dem Fenster und Türen vergessen werden *(I. 315, 5. 318, 8. 17. II. 292, 35)*.

Also auch Schwaben besitzt seine Narrenstädte, außer den

zwei genannten besonders noch Buchhorn, das lustige Zerrbild der kleinen Reichsstadt, das, wie der Minorit Georg Köhler im Jahre 1715 schrieb, „allerhand Gespäß anstellt" und sich im Dreißigjährigen Krieg für unüberwindlich hielt, weil es auf der einen Seite an den See, auf der andern an Felder grenzte, deren Betreten verboten war *(Korrespondenzbl. d. Ver. f. Kunst u. Altertum in Ulm I. 1876, 33)*, und so manches Nest, dessen kreuzdumme Streiche man nur mit Kopfschütteln anhören kann, wie Gersthofen, wo ein neugeborenes Kalb einen Landsknecht auffraß und nur dessen Beine übrig ließ *(H. Sachs, F. u. Schw. II. 136; vgl. Simplizissimus, litt. Ver. 65, 310ff. und Wolgemuth 71 II. Nr. 64)*, oder Mundingen bei Ehingen, das sich durch die beiden hübschen Erzählungen vom Kuckuck und vom Krebs bekannt gemacht hat, und das geistreiche Wittershausen, von dem schon im 15. Jahrhundert der Elsässer Meister Altswert im „Spiegel" sagt *(litt. Ver. 21, 137, 19)*:

Sie kund vil bas mit witzen
dan die von Witterzhusen.

Nur zwei Proben von den Taten dieser schwäbischen Narrenorte.

„Von den bauren zu Gaienhofen sagt man, das sie uf ain zeit ein mülstein zu Zell am Undersee kauft, den haben sie haimfieren und sich verglichen, den über den See in ainem schiff, jedoch an ainem strick, zu füeren. Wie sie sich nun dess understanden, do ist der mülstain so schwer gewest, das er das schiff umbgezogen, und gar nahe alle sein ertrunken. Bald darnach haben sie ain großen kriesbaum uf der almut voller kriesen gehapt; damit aber kainem under inen mehr kirsen als dem andern wurde, do haben sie ainhelligclichen sich entschlossen, und ist jungs und alts, weib und man, jederman ußer dem dorf ainsmals uf den paum gestiffen, die kriesen abzubrechen. Damit haben sie den paum beschwerdt, in masen, das der merertail nest abgebrochen. Wer darauf ge-

sessen oder gestanden, ist alles heraber gefallen, und ist nur ain wilde burzlet gewesen" *(Zimm. Chron. I. 317, 31)*.

„Die burger (von Bräunlingen) haben vor jaren, als man sagt, auch ain vorstat wellen bauen, aber als der bau am gelt erwunden, haben sie dannocht ein loch in die statmauren gebrochen und ein bachoffen für die stat uf bueg und kepfer (auf Querstützen) gesetzt, damit sie mit warhait sich berüemen, brot in der vorstatt bachen kinden" *(Zimm. Chron. IV. 40, 21)*.

Es sei nochmals betont, Ortsneckereien brauchen nicht, was das rein Stoffliche anbelangt, an die Scholle gebunden zu sein. Sie können leicht die Grenzen überschreiten, innerhalb deren sie erfunden und belacht wurden, denn das Volk, das sich an ihnen erfreut, lebt doch überall unter ähnlichen Verhältnissen und erfindet dieselben Scherze immer wieder von neuem. So ist die Geschichte vom Mundinger Krebs bis nach Braunschweig verschlagen worden *(Jan Tambaur 104: „Wie KrebsDorf den Nahmen bekommen")*. Es muscheln sich also diese Geschichten nur selten ganz allein an ein ausdrücklich mit Namen benanntes Dorf fest, da dies meist nicht die Kraft hat, sie an sich festzuhalten. Sie werden bald auf andere Orte übertragen oder angepaßt. Um so mehr ragen dann — sehr zu ihrem eigenen Leid — einzelne Narrenorte empor und können es unter Umständen gar zu internationalem Rufe bringen. Schilda und das von Hans Sachs besungene bayrische Dorf Fünsing kannte wohl ganz Deutschland.

Aber neben der von Dorf zu Dorf hüpfenden Richtung des Volkswitzes geht noch eine zweite, und diese spottet über die Außenseite der Stämme, wie sie sich den Nachbarvölkern zeigen. Die Bewohner eines einzelnen Dorfes unterscheiden sich kaum von den Gemeinden der Umgebung, wenns nicht etwa ein Narrendorf ist, das sich einmal was Besonderes geleistet hat, — aber wenn ganze Stämme einander gegenüberstehen, dann entdeckt die Betrachtung an ihnen schon besondere Züge, an die sich die Spottsucht mit ihren Witzen

anheften kann. Jetzt individualisiert also der Volksmund, und diese Stammesneckereien bleiben verbunden mit dem Volk, zu dessen Schmach sie geschaffen wurden; sie enthalten ein kleines Fünkchen Wahrheit, besitzen eine wenn auch noch so geringe tatsächliche Grundlage. Denn während die gewöhnlichen Ortsneckereien meist an ein harmloses Ereignis oder eine Handlung anknüpfen, haben die Stammesneckereien eine Eigenschaft zum Gegenstand genommen, die an der Hand einer kleinen Erzählung, eines Schwankes dargetan wird. Während dort die Phantasie des dichtenden Volkes frei schalten kann, wird jetzt, wenn das boshafte Geschoß nicht abprallen soll, eine innere Wahrheit verlangt, gegen die nicht gefehlt werden darf. Die Scherze selbst sind freie Erfindung wie früher auch, aber aus ihnen ergibt sich das Charakterbild eines ganzen Stammes, wie es sich den Augen der Nachbarvölker darbietet, während die Ortsneckereien immer nur den Bauern und ländlich-sittliches Leben darstellen, und sich höchstens einmal zur Verherrlichung einer besondern Leibspeise versteigen, wie es z. B. von den Bergheimer Knödeln heißt, es sei einmal einer den Berg heruntergerugelt und habe die Mühlentür eingeschlagen *(B. A. XVIII. 48)*.

Das führt gleich noch auf einen weitern Unterschied. Die Ortsneckereien spielen hauptsächlich in bäuerlichen Kreisen; aber nicht der Bauer, der auf der Scholle klebt, bringt die Stämme einander näher, sondern der Kaufmann, der von Markt zu Markt zieht, der Handwerksbursch, der mit dem Felleisen auf dem Rücken die Welt durchstreift, der Landsknecht, der in fremde Dienste tritt, der Krieg — sie machen die einzelnen Völker miteinander bekannt. So legt sich auf die alte Schicht bäuerlicher Neckereien eine zweite, die alle Berufsarten durchhechelt oder zum mindesten das dumme Bäuerlein nimmer allein vornimmt.

Es soll damit aber nicht gesagt sein, die Stammesneckereien seien jünger als die Ortsneckereien. Schon zu den Zeiten der Völkerwanderung, als die deutschen Stämme

das Römerreich zertrümmerten, dann als sie für das Reich Schulter an Schulter auf dem Lechfeld kämpften, ihrem König ins Welschland folgten, wo er sich die Kaiserkrone gewann, und wiederum als sie gemeinsam mit der ganzen Christenheit auszogen, das Grab des Erlösers aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, knüpften sich tausend Beziehungen unter ihnen an. Neckereien mußten entstehen, sobald mehrere deutsche Stämme zu einem Reich zusammengeschweißt wurden, und manche Scherze aus jener Zeit sind auch noch vorhanden. Aber das meiste haben die Stürme, die über das deutsche Volk dahinbrausten, ausgelöscht bis auf die wenigen Überreste, die sich in die Handschriften retteten. Indes: die Volksneckereien, die mit dem Beginn der neuen Zeit eine so reiche Blüte entfalteten, auf jene Jahrhunderte zurückzuführen und sie nur als Fortsetzung des altdeutschen Volkswitzes aufzufassen, geht nicht an; dazu sind jene Überreste doch zu gering, der Zeitunterschied zu bedeutend. Die Stammes- und Schwabenneckereien, von denen hier besonders die Rede sein soll, lassen sich nur denken als Ausfluß einer b ü r g e r l i c h e n Zeit, die für Deutschland mit dem Ausgang der Hohenstaufen eingebrochen ist, und sind insofern jünger als die schon früher denkbaren Scherze voll rein bäuerischen Geistes. Sie erheischen also schon eine höhere Entwicklung des Volkes, weil Handel und Verkehr erst die Verbindung zwischen den Stämmen herstellen, erst das Feld ebnen müssen, auf dem die fröhlichen oder bittern Schlachten dann geschlagen werden sollen. Und wie der Bücherdruck dann zum Chronisten dieser Kämpfe wird, wirbt er überall als unparteiischer Werber Bundesgenossen für die eine oder für die andere Seite; viel mehr Kämpfer treten jetzt auf den Plan, wo es sich um die Stammesehre handelt, als früher, wo Dorf mit Dorf seine unbedeutenden Kämpfe ausfocht.

Und nun wiederholt sich im großen derselbe Vorgang. Wie aus den von fröhlichem Spott gleichmäßig mitgenommenen

Ortschaften sich einzelne Narrenstädte herausgebildet haben, so wird auch der Krieg aller Stämme gegen alle langsam zu einem Kriege aller gegen einen, und dieser eine Stamm, der die Zeche bezahlen und für den Spott aller aufkommen mußte, das waren eben die S c h w a b e n. Wie gerade sie in diesen Ruf kamen und niemand anders, und was die andern Stämme verleitet haben mag, gerade über die Schwaben herzufallen, das zu untersuchen ist die eine Aufgabe, die sich dies Buch gestellt hat, und die es nur mit Vermutungen und nicht mit Beweisen wird lösen können. Denn wenn auch eine Reihe von Gründen, die bei dieser Entwicklung mitgewirkt haben, auf der Hand liegen, so darf man sich eben doch nicht verhehlen, daß die wahren Motive wie so häufig sich auch hier nicht greifen lassen, und daß der launenhafte Volkswille sich souverän über alle Gründe hinwegsetzen kann. Die Tatsache steht fest: Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts müssen die Schwaben gar vieles von den bösen Zungen der andern leiden und sehen sich wehrlos dem Gelächter aller ausgesetzt. Aus der volkstümlichen Literatur jener Zeit ist dann alles zusammengetragen, was an Schwabenneckereien geleistet wurde, und daraus soll ein Charakterbild des Schwabenvolkes aufgebaut werden, wie es sich in den von Vorurteilen und Dünkel verblendeten Augen der Deutschen widergespiegelt haben mag, und dieses Zerrbild soll dann, wenigstens in kurzen Umrissen, mit seinen großen Wandlungen durch die Zeit der Aufklärung und dann der Romantik bis auf die Gegenwart verfolgt werden.

I. Der Schwabe in der altdeutschen Zeit.

Vale, dulcis patria!
Suavis Suevorum Suevia!
Archipoeta Waltherus *(Z. f. d. A. V. 297)*.

Die Schwabenneckereien gehen bis auf die altgermanische Zeit zurück.

Schon im Volksnamen glaubte man eine Stammesneckerei zu finden, indem Jakob Grimm *(Gramm. II. 25)* das Wort mit altnordisch sofa = svefa „schlafen", ahd. ansuebjan, mhd. ensweben verbinden wollte, so daß ahd. Swâpâ etwa als pacificantes, „Friedsame" zu verstehen wäre; und Wackernagel *(Z. f. d. A. VI. 260)* faßt „Schwabe" in derselben etymologischen Anknüpfung als „der Schläfrige". Doch hat Grimm selbst noch in seiner „Geschichte der deutschen Sprache" 226, 321f., 489f., 777 diese Ansicht verlassen und erkennt in dem Stammesnamen der Schwaben ein slavisches Wort, das „die Freien" bezeichnet (svoboda Freiheit), so daß Schwabe und Slave dasselbe heißt, da sv und sl im Anlaut wechseln können. So hat ein seltsamer Bedeutungswandel die „freien" Slaven zu Sklaven gemacht und zum Gegensatz der „freien" Schwaben.

Anders wieder deutet Ludwig Uhland VIII. 81 den schwäbischen Namen: Wie die Sachsen sich nach ihrem Schwerte sahs, die Franken vielleicht nach ihrem Speer nennen, so will Uhland anknüpfen an das altnordische svaf oder svafr, die „geschwungene Waffe", und an den Stabreim die „swertwahsen Swâbe" und die acuti Suevi, die „scharfen Schwaben", bei Eckehard von St. Gallen *(M. S. II. 56, 4)*. Welche von diesen beiden letzten Vermutungen das Richtige trifft, läßt sich ja

nicht bestimmt sagen; Uhlands Ansicht scheint mir nicht so sehr glaubwürdig, weil die germanischen Völkerschaften sich nie derart als eine Einheit auffaßten und auffassen ließen, daß ihre Namen alle miteinander nach demselben Muster gebildet worden wären *(vgl. hierüber Schade, Altd. Wb., Grimm D. Wb. s. v. und J. Hartmann 6f.).* Wie dem auch sei, die „freien" und die „mit Speeren bewaffneten" Schwaben zeigten sich stets ihres Namens würdig und waren niemals „friedsame Schlafhauben".

Sie sind bei Cäsar „bei weitem der größte und kriegerischeste Stamm"; die Tenkterer und Usipeter sagen, sie würden nur den Schwaben weichen, denen nicht einmal die unsterblichen Götter gewachsen seien, und niemand sei auf der ganzen Erde, den sie nicht überwinden könnten. Plutarch nennt sie die „Blüte aller Germanen", Florus ein „sehr starkes Volk", Paulus Orosius „das größte, wildeste und tapferste Volk" *(alle Stellen bei Eiselein 559).* Daher kann Birlinger *(Volkst. II. XXVII)* schon mit Recht behaupten, der furor teutonicus sei ursprünglich alemannisch.[1]) Die spätern Schwaben haben stets ihre Herkunft von den alten Sueven abgeleitet, und niemand hat ihnen das bestritten; so heißt es in Münsters Cosmographia, Basel 1548 *(III. 461)*: „Es ist in dem Teütschen land kein volck, das sein nammen lenger weder die Schwaben behalten hab. Dann sie seind lang vor den Baiern, Sachsen und Franken gewesen". Darum hielten sie auch ihren verbrieften Heldenmut für ein Erbteil der altgermanischen Zeit. Allerdings standen die andern deutschen Volksstämme in dieser Hinsicht den Sueven nicht weit nach, und auch manches andere, was den griechischen und römischen Schriftstellern an den Schwaben auffiel, teilten diese mit andern Germanen: goldhaarige und blauäugige Mädchen wie

[1]) Über die Ausdrücke Alemannia und Suevia und ihre gegenseitige Abgrenzung s. J. Grimm, Gesch. d. deutschen Spr. I, 498. Birlinger, Alem. Sprache 27. Socin, Schriftsprache und Dialekte 19 Anm. 1; 45 Anm. 2; 79 Anm. 1.

die Schwäbin, die „Sueva virguncula" Bissula, die Rosenglut und Lilienweiß nur malen konnte, und die sogar den blasierten Dichter Ausonius begeisterte, gabs auch in andern deutschen Gauen; und wenn Ammianus über die Roheit der Schwaben klagt, Bonifatius ihre Bildungsfeindlichkeit tadelt und Symmachus sie eine Nation von Räubern nennt, so könnte das auch von andern Germanen ausgesagt werden, wenn auch vielleicht nicht in demselben Maße, so daß schon im grauen Altertum die Schwaben als die deutschesten der Deutschen erscheinen. In der Trinkfestigkeit und in der Tapferkeit — darin sind sich die Geschichtsschreiber der alten Welt einig — zeichneten sich die Schwaben vor allen aus.

Aber niemand hat versucht, ein genaues Bild von den Schwaben zu entwerfen, das sie von allen Bruderstämmen deutlich abgehoben hätte. Und von einer humorvollen oder karikierenden Auffassung dieses wilden Volkes ist gar nicht die Rede; etwas derartiges konnte auch nicht von Römern und Griechen, sondern nur von den Germanen selbst ausgehen. Nur einen individuellen Zug der Schwaben berichtet Strabo, der einmal erwähnt, wie leicht die Schwaben auswandern. Aber keine Kunde ist uns geblieben, daß in den ersten christlichen Jahrhunderten bereits der Spott sich an den schwäbischen Namen gesetzt habe.

Ebenso steht es mit den Angaben späterer Schriftsteller. Aus der Tatsache, daß man im Mittelalter die Schwaben vielfach für treulos hielt, läßt sich kein Schluß ziehen auf das Vorhandensein irgend welcher Neckereien, zumal da sich diese Berichte so sehr widersprechen. Man lese nur die Charakteristik des Salvian: „Gothorum gens perfida, sed pudica est, Alamannorum impudica, sed minus perfida, Franci mentales, sed hospitales, Saxones crudelitate efferri, sed castitate mirandi" *(Wirth, Geschichte der Deutschen. 2. Aufl. I. 273)*. Wie wenig darauf zu geben ist, liegt auf der Hand.

Vielleicht enthalten jene beiden lateinischen Gedichte aus dem 10. Jahrhundert, der Modus Liebinc und der Modus

Florum, die ersten Schwabenstreiche? In beiden tritt ein pfiffiger Schwabe auf, an dessen Schlauheit die Ränke der Gegner zuschanden werden, zum erstenmal findet sich hier der Schwabe als Held eines lustigen, listigen Streiches. Im Modus Liebinc, einem der schönsten Schwänke jener Zeit *(im Anhang abgedruckt aus Müllenhoffs und Scherers Denkmälern)*, kehrt ein Schwäblein, „Constantiae civis Suevulus", nach zweijähriger Seefahrt nach Hause: Seine Frau hat sich inzwischen mit „mimi iuvenes" die Zeit vertrieben, und nun führt sie ein Knäblein — in der spätern Sage hat es weißblonde Haare — dem Mann entgegen. Sie habe einst, erzählt sie ihm, ihren Durst mit Schnee gelöscht, und davon sei sie schwanger geworden. Der Mann schickt sich drein, aber nach fünf Jahren, wie er abermals eine Seefahrt unternehmen will, nimmt er das Schneekind mit und verkauft es. Der Mutter berichtet er, es sei ihm an der Sonne zerschmolzen.

Was in dieser reizenden Geschichte am meisten auffällt, ist der Ausdruck Suevulus, „Schwäblein". Der Schwank selbst war im Mittelalter überall bekannt; Sextus Amarcius, der in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts dichtete, läßt einen iocator vor einem vornehmen Herrn unter anderm „ut simili argutus uxorem Suevulus arte luserit", also das vorliegende Gedicht singen *(M. S. D. II. 115. Sextus Amarcius, ed. Manitius I. 440)*. Aber nur im Modus Liebinc und in dieser Erwähnung ist der Held ein Suevulus. In den zahlreichen Fassungen, die sich im ganzen Mittelalter finden, wird der Schwank entweder überhaupt nicht lokalisiert[1]) oder nach Venedig verlegt.[2]) Auch einige epigrammatisch knappe lateinische

---

[1]) v. d. Hagen, Gesamtabenteuer III. 726 = Laßbergs Liedersaal III. 511. Gesamtabenteuer II. 383 = Z. f. d. A. VII. 377. Burkard Waldis, hsg. von H. Kurz IV, Nr. 71 (*II, 174*). Weise, Erznarren 17.

[2]) J. Pauli 138, cap. 208. Hans Sachs, F. u. Schw. III. 145. XXV, No. 717. Zs. f. vergl. Lit.-Gesch., N. F. VII. 473. Eine isländische Fassung bei Liebrecht, Zur Volkskunde 101.

Gedichte und sonstige Anspielungen erscheinen losgelöst von jedem bestimmten Schauplatz.[1]) Da es nun schon an sich auffällt, daß ein Schwabe von Konstanz mehrjährige Seereisen unternimmt, und da die Fabel wohl in Indien zu Hause sein und über Frankreich zu uns gekommen sein mag,[2]) so ist sie erst später und auch nur vereinzelt einem Schwaben zugeschoben worden. Zufällig kann es kaum geschehen sein, daß das „Schwäblein" eingeführt wurde, das Diminutiv beweist das. Aber haben die Schwaben schon damals eine solche Rolle im deutschen Volksmund gespielt, daß der Ausdruck „Suevulus" gerechtfertigt worden wäre? Und wie seltsam, daß gerade zwei später so oft verspottete Schwabeneigenschaften, Pfiffigkeit und im Modus Florum Derbheit, schon hier in den beiden ältesten Schwänken erscheinen! Über diese Fragen führt keine Deutung hinweg, und so enthält gleich der älteste Schwabenstreich ein unlösbares Rätsel. Daher erscheint es mir zwecklos, hier auf Scherers Versuch einzugehen, der den Modus Liebinc an Thietmars *(III. 12)* „egregius miles Liuppo"[3]) anknüpfen wollte, oder die Geschichte der Fabel von der indischen und germanischen Mythologie an[4]) zu verfolgen bis auf Platens „Romantischen Ödipus" (Ende des zweiten Aktes) und jene nach Frankfurt verlegte Erzählung aus der lebenden Rhöner Mundart, die Schmeller aufgezeichnet hat.[5]) Es muß genügen, festzustellen, daß die Geschichte vom Schneekind von einem Bearbeiter, der gern etwas Übriges tun wollte,

---

[1]) W. Wattenbach in der Z. f. d. A. XIX. 119 f. 240 aus Züricher Pergamenthandschriften. Ebenso ein lateinisches Gedicht von fünf Hexametern, verfaßt um 1200 von dem Anglonormannen Geoffroy de Vinesauf, abgedruckt bei v. d. Hagen, Gesamtabenteuer II, LIII usw.

[2]) Eine französische Fabel De l'enfant qui fu remis au soleil bei Barbazan-Méon, Fabliaux III, 215. Liebrecht a. a. O.

[3]) M. S. D. II. 114, Kögel, Lit.-Gesch. I. 2, 254 (*Grundriß 134*).

[4]) J. Grimm, Myth. [1]305. [2]527. 855.

[5]) Mundarten Bayerns 449. vgl. Böckel, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen 1885, VII. Weitere Nachweise siehe J. Pauli 497. H. Sachs, hsg. Gödeke I. 87. F. u. Schw. III. 145 f.

nach Schwaben verlegt wurde, weil sie doch irgendwo vorgefallen sein mußte. Es sei hier nur noch einer Vermutung Müllenhoffs und Scherers widersprochen, die aus der Bearbeitung B des Modus Liebinc eine Anspielung auf die damals mehrfach behauptete schwäbische Treulosigkeit finden wollten *(s. u. S. 40f.)*. In B heißt es nämlich v. 47 „perfidus Suevus", dem in A „Sic perfidam Suevus coniugem deluserat" gegenübersteht. Damit ist aber doch nicht „der böse Leumund der Alemannen in das Gedicht hineingetragen", wenigstens scheint mir diese Annahme nicht zwingend *(M. S. D. II. 115)*.

Dieselben Fragen kehren beim Modus Florum wieder, dem ältesten Lügenmärchen *(s. Anhang, M. S. D. I. Nr. 20)*. „Wer so lügen kann, daß ihn der König selbst als Lügner bezeichnet, erhält dessen schöne Tochter zur Frau. Ein Suevus löst die Aufgabe, indem er unter dem Schwanzende eines auf der Jagd erlegten Hasen ... eine königliche Urkunde gefunden zu haben behauptet, daß der König sein Sklave sei. Das ist dem König doch zu arg, und er läßt sich zu dem Ausruf hinreißen: ‚Mentitur charta et tu!' Auf diese Weise wird der Schwabe des Königs Eidam". *(Kögel, Grundriß 133. Lit.-Gesch. I. 2, 253)*. Auch dieser Stoff findet sich in andern Märchen wieder: so kennt ihn die schleswig-holsteinische Sage, ähnliches auch das serbische und littauische Märchen *(worüber die Nachweise bei M. S. D. II. 113)*; aber nur in unserm Modus Florum ists ein Schwabe, der auf so schlaue Weise den Preis gewinnt.

Also in beiden Geschichtchen ein Schalk, der über die List der andern triumphiert, während im ganzen spätern Mittelalter, wie Uhland VII.616 bemerkt, der Schwabe stets den Kürzern zieht — das sind die beiden ältesten Schwabenstreiche, die um Jahrhunderte dem lustigen Schwarm der andern vorausziehen. Und diese Herolde sind seltsam genug ins mönchische Gewand des Latein gekleidet und in der kirchlichen Sequenzenform gedichtet!

Die Folgezeit bringt für lange Zeit nichts derartiges

mehr. Die Literatur und das ganze Leben der jetzt eintretenden höfischen und ritterlichen Periode hatte ja kein Auge für solche Scherze, und das breite Volk kam nirgends mehr zu Wort. Deshalb wurden all die Neckereien der Zwischenzeit von niemand aufgezeichnet und sind untergegangen, und es ist ein glücklicher Zufall, daß jene beiden Vorläufer erhalten blieben. Denn geneckt hat man sich damals schon, so gut wie heute. Aber wer hielt es der Mühe wert, solche Sachen auf kostbarem Pergament aufzuzeichnen? Die damalige Zeit, die von den größten weltgeschichtlichen Kämpfen widerhallte, hatte besseres zu tun.

Und doch verirrt sich in die Handschriften schon in der ältesten Zeit manchmal ein seltsames Wort oder Verslein und beweist, daß der Volksmund nie stumm war, wenn man seine Aussprüche auch nur selten des Aufhebens für wert hielt. Schmeller will schon in den Codices des 8. und 10. Jahrhunderts ein lateinisches Wortspiel gefunden haben, das lautet: „Suevi non sunt nati, sed seminati" *(Uhland VIII. 24)*. Darin hat man vielleicht die erste Anspielung auf den erst seit dem 14. Jahrhundert überlieferten Scherz zu erblicken, der von dem Schwaben behauptete, ein Reiher habe ihn aus der Luft fallen lassen.

Aber ganz seltsam lautet der Schluß der „Krone" des Heinrich von dem Türlin, der sein achtzigjähriges Weib einem Schwaben an den Hals wünscht:

Min wip von achtzig jarn,
die wil Got zu lang sparn,
dor ich gern enbere.
Ob es Gottes wille were,
und so das sie zu hymelrich
füere von ewen ewiclich,
ader ob sie lenger leben wold,
das sie einen Swaben haben sold
und ich für sie zu hymel were.
Das waren mir vil süße meren. Amen.

Hat Heinrich von dem Türlin persönlich mit den Schwaben so schlechte Erfahrungen gemacht, oder waren sie schon allgemein als eigene Leute bekannt?

Läßt schon dieser seltsame Schluß der „Krone" das Vorhandensein von Schwabenneckereien recht glaubhaft erscheinen — daneben können ja alle andern Stämme Deutschlands das ihrige auch noch zu hören bekommen — so beweist ein lateinisches Verslein, daß bereits die alten Züge weiter ausgeschmückt und belebt wurden. Dieses Gedicht, das dem 13. Jahrhundert angehört, erzählt, wie dem Schwaben die Wanderlust schon in die Wiege gelegt wird *(B. A. I. 93)*:

Quando Suevus nascitur,
tunc in cribro ponitur,
dicit ei mater
simul atque pater:
Foramina quot cribro
hoc ordine sunt miro,
tot terras circumire
debes, sic vitam finire.

J. V. Scheffel, der diesen „Altschwäbischen Gedenkspruch" seinem „Juniperus" voranstellt, flicht ihn in folgender Übersetzung dem Gang seiner Erzählung ein *(S. 4)*: „Weit entfernt von euren Burgen und Städten, droben im glückseligen Schwaben ist meine Heimat, und als die Muhme Petrissa den Neugeborenen im geflochtenen Wiegenkorb *(so ist cribro zu verstehen und nicht als „Sieb", wie Hartmann 16 übersetzt)* wider das Licht hob und als untadeligen Sohn seines Vaters erfand, da sprach sie: ‚Du gutes, festes Schwabenkind, es soll mich selber wundernehmen, wo überallhin durch die Welt dich deines Lebens Wege noch tragen und verschlagen werden' . . ."

War die schwäbische Wanderlust schon den Römern aufgefallen, so mußte es den Schwaben, bei denen das Sprüchlein ja wohl entstanden ist, erst recht bewußt sein, daß ein

dunkler Drang sie hinaustreibe in die Welt und sie nicht auf ihrer Scholle kleben lasse. So arbeiten die Schwaben den andern deutschen Stämmen in die Hände, um ein Bild ihres Volkes aus kleinen Zügen aufbauen zu helfen. Nunmehr hat die individuelle Behandlung begonnen, denn was jetzt von den Schwaben gesagt wird, läßt sich auf keinen andern mehr übertragen, weil es nur auf die Schwaben paßt und auf niemand sonst. Und das ist das Fünkchen Wahrheit, die tatsächliche Grundlage, die bei Stammesneckereien vorhanden sein muß.

Aber noch stehen derartige Scherze zu vereinzelt — mögen auch die wenigsten jemals aufgezeichnet und von diesen wieder die wenigsten erhalten sein —, als daß sich aus ihnen ein System bereiten ließe. Der richtige Boden für sie war noch gar nicht geschaffen. Was mit dem Modus Liebinc und dem Modus Florum erwacht war, das schlummerte wieder ein, wie sich die Dichtung in die Bahnen des Rittertums leiten ließ. Diese Dichtung hatte für volkstümliche Sprüchlein und Neckworte kein Auge, sie war durchaus einseitig dem neuen Ideal zugewandt, das besonders in Schwaben gepflegt wurde. Denn Schwaben war ja die Heimat der Hohenstaufen.

II. Die Zeit der Hohenstaufen.

Suevi columna et fundamentum imperii.
Bebel, Epit. 10.

Die deutsche Kaiserkrone fiel an ein schwäbisches Haus, und Schwaben wurde dadurch zum Mittelpunkt des Reichs. Wohl daher hat sich der Ausdruck „das Reich" für „Schwaben" bis in unsere Tage herübergerettet.[1]) Der schwäbische Ritter galt als der erste, der schwäbische Heerbann errang sich das Vorstrittrecht, Schwaben war der Sitz der neuen höfischen Bildung und des Minnesangs; schwäbisches Wesen verbreitete sich überallhin und wurde in allen deutschen Landen als Inbegriff des Feinen und Vornehmen geschätzt und nachgeahmt. In Schwaben war es eine Lust zu leben:

Wünne und vogelsank
ist in Swaben,

singt noch während des Interregnums der Schenk Konrad von Landeck in der Grafschaft Toggenburg *(Hagen, Minnes. I. 357b)*.

Wenn derselbe Konrad die Schönheit und Tugend der schwäbischen Frauen preist *(I. 358a)*:

Diu vil sueze, reine, wandels vrîe
zieret Swabenlant,

und behauptet, kein Land

hat so schœnes niht,
noch so lieplich angesiht —

[1]) z. B. A. V. II, 174: „Was aber die draußen anbelangt, die nicht aus dem Reiche sind . ." und viele ähnliche Stellen. Doch versteht man heute in der Baar unter „Reich" das hohenzollernsche Gebiet.

so mag das eher seinem verliebten Herzen zugeschrieben sein, als daß auf Grund eines einzigen Beleges die Schwäbin über alles gesetzt werde. Immerhin wird in alten Priameln, die im Kapitel vom „groben Schwaben" abgedruckt sind, von den Schwäbinnen „ein hübscher minnesanck", die „Rede" und der „gute Gang" gepriesen. So viel aber steht fest: Zur Zeit der Staufenkaiser waren die „edlen und stolzen" Schwaben in Politik und Kultur der führende deutsche Stamm *(vgl. Karl Weller, Württemberg in der deutschen Geschichte, 1900. S. 5)*, und in allem, was die höfische Zucht anbelangt, galt der schwäbische Ritter als das Vorbild deutscher Ritterschaft. So heißt es in der Kudrun (vs. 741), wo herrliche Freigebigkeit geschildert werden soll:

Sie teilden grôze gâbe wider unde dan,
daz man dâ ze Swâben solhes nie gewan.

Und der Sachse Rumelant begrüßt Rudolf von Habsburg mit den Worten *(Hagen, Minnes. III. 61a)*: „Heil dem Gotes uzerwelten Swabe!" — Rumelant, der dem „stolzen Swaben" gegenüber *(II. 383a)* das Recht der Sachsen vertreten zu müssen glaubte *(III. 56b)*: „Ja git er eime Sahsen also vil als eime Swabe!"

Solang der Swâbe werdekeit in der ganzen Welt anerkannt war, durfte es niemand wagen, ihnen irgendwie zu nahe zu treten. Was für einen unbändigen Schwabenstolz verrät die kleine Geschichte, die Scheffel in seinem „Juniperus" vom alten Krenkinger Freiherrn erzählt: Der blieb im Vollbewußtsein seines Wertes sogar vor dem Kaiser Barbarossa sitzen und lupfte nur grüßend sein Käpplein: „Mehr bin ich nicht schuldig!" Ein solches Geschlecht konnte unmöglich zur Zielscheibe des Witzes und der Bosheit werden und war vor offenem Spott und Unglimpf sicher.

Das Übergewicht der Schwaben geht aus einer Reihe von Stellen hervor. Schon im Annolied, das geschrieben wurde, lange bevor noch das Reich an die Hohenstaufen gefallen war, werden sie vs. 290 genannt

Ein liuht ci râdi vollin guot,
redispêhe genuog,
die sich dikke des vure nâmin,
daz sie guode rekken wêrin,
woli vertig unti wîchaft.

(M. G. H., D. Chr. I. 2, 121. Diese Stelle ist dann in die Kaiserchronik übergegangen, D. Chr. I. 1, 85, vs. 291).

Das Rolandslied *(hsg. von Bartsch 1874. 268, 5)* spricht von den „milten Swâben", und Bruder Wernher lobt sie mit folgenden Worten *(v. d. Hagen, Minnesinger II. 230a n. 14, vgl. Tieck, Phantasus I. 12)*:

Ich han der Swabe werdekeit in vremden landen viel gesehen, da wurben sie nach prise also, daz man in wirde muoste jehen.

Hartmann von Aue, allerdings Dienstmann eines schwäbischen Geschlechts, sagt im Armen Heinrich vs. 1420:

Do enpfiengen sî die Swâbe
mit lobelîcher gâbe:
daz was ir willeclîcher gruoz.
Got weiz wol, den Swâben muoz
ieglich biderber man jehen,
der sî dâ heime hât gesehen,
daz bezzers willen niene wart.

(Alle diese Zitate zusammengestellt in der Z. f. d. A. VI. 259.)

Noch im Jahr 1393, wo die schwäbische Herrlichkeit längst zergangen war, sagt eine in Innsbruck entstandene Papierhandschrift *(Z. f. d. A. VI. 497. Hagen, Gesamtab. I. 89, 9)*:

In der stat ze Nüerenberc,
dâ dicke wunderlîchiu werc
geworht hânt die Swâbe
mit hêrlîcher gabe . . .

Vor allem erringt sich die schwäbische Tapferkeit Preis und Anerkennung. Hirzelin, der bei Göllheim mitkämpfte, lobt die Schwaben *(Böhmer, Fontes II, 482)*:

Di Swab mit hofgesinde,
di vahten so swinde,
daz al'e die weil ich immer leben,
in richez lob wil immer geben.

Auch Ulrich von Hutten wendet sich an ihren Heldenmut (*Hutten, hsg. v. Münch I. 178*):

Haltet dem Veneter stand! Drauf, Rhätier, tapfere Schwaben!
Vom germanischen Schwert splittre der Italerschild!

Und am Ende des 15. Jahrhunderts rühmt sich der Frater Paul Walther von Guglingen in seinem Itinerarium (*hsg. von Sollweck 42f.*) seiner Abstammung von den Alemannen, „de quibus quidam summus pontifex in epistula quadam scripsit contra quendam regem Turcorum, sic inquiens: „Habeo viros generosos Alamannos, nomine Suevos, qui audent corpus et vitam pro deo nostro Jhesu Christo exponere et intrepide inire mortem, quos contra te mittere volo, et non prevalebis in facie eorum, sed corrues et musca per flagellum percussa." Gerade diese Stelle mit ihren unbestimmten Worten beweist, daß schwäbische Tapferkeit in aller Munde war, weil eine schriftliche Überlieferung sich greifbarer ausgedrückt hätte.

Sogar noch Kaiser Rudolf I. soll gesagt haben, er wolle mit 4000 Helm- und 40 000 Fußgängern aus Schwaben die ganze Welt überwinden — so berichtet der „Historisch-politisch-geographische Atlas" des Mr. Bruzen la Martinière, Leipzig 1748, X. 355.

Die Geschichte der deutschen Kaiserzeit bietet daher auch manches Beispiel schwäbischen Heldenmutes. So fielen in der unglücklichen Schlacht bei Civitella im Jahre 1073 siebenhundert Schwaben nach tapferem Kampfe. Wilhelm von Apulien (*M. S. IX. 256, vgl. Stälin I. 492*) besingt in den „Gesta Roberti Wiscardi" II. 151 ihren Untergang mit folgenden Worten:

Guarnerius Teutonicorum
Albertusque duces non adduxere Suevos
plus septingentos. Haec gens animosa feroces
fert animos, sed equos adeo non ducere cauta.
Ictibus illorum quam lancea plus valet ensis;
nam nec equus docte manibus giratur eorum,
nec validos ictus dat lancea: praeminet ensis.
Sunt etenim longi specialiter et peracuti
illorum gladii; percussum a vertice corpus
scindere saepe solent, et firmo stant pede, postquam
deponuntur equis. Potius certando perire
quam dare terga volunt. Magis hoc sunt Marte timendi,
quam dum sunt equites: tanta est audacia gentis.

Auf deutsch:

Es führten die deutschen Degen wert,
Herr Werner und Herr Adalbert,
aus Schwaben unter ihrem Bann
nicht mehr denn siebenhundert Mann.
Dies Volk trägt gar so kühnen Mut,
verstehts doch nicht mit Pferden gut,
und weiß auch mit dem Schwerte mehr
den Feind zu treffen als mit dem Speer.
Nicht sind geübt sie, mit den Händen
das Roß zu lenken und zu wenden;
nicht trifft mit starkem Stoß ihr Schaft,
im Schwert liegt ihre ganze Kraft.
Sie führen Schwerter, scharf und lang
mit manchem ungefügen Schwang
und spalten oft dem Feind den Kopf,
den Rumpf auch bis zum Sattelknopf.
Und steigen sie von ihren Rossen,
so stehn sie fest und unverdrossen;
und lieber fallen sie mit Ehren,
als daß sie je den Rücken kehren;

und mehr noch, wenn sie also streiten,
als wenn sie hoch auf Rossen reiten,
sind sie dem Widerpart ein Schrecken.
So hochgemut sind diese Recken.

W. Paulus, von dem diese Übersetzung stammt, macht noch besonders darauf aufmerksam, daß Wilhelm von Apulien nicht von den schwäbischen Hieben redet, die bloß in jener Schlacht fielen, sondern von Streichen, die auch sonst von ihnen ausgeteilt wurden und allgemein bekannt waren *(Paulus, „Die ältesten Schwabenstreiche", in der Literarischen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg, 1886, S. 147f. Über die Schlacht selbst s. Giesebrecht II. 493).*

Solche „Schwabenstreiche" beging der Hohenstaufe Konrad III. Der hat bei Damaskus einen riesenhaften Sarazenen, der ihn am Halse packen wollte, mitten entzwei gehauen und dadurch den Feind in die Flucht gejagt. So berichtet Bebel im „Epitoma laudum Suevorum" und sagt, diese für die Christen, die Deutschen und besonders die Schwaben ehrenvolle Tat habe er nicht übergehen zu dürfen geglaubt.[1]) Und

[1]) Goldast 10: „Praesertim Conradus II(!), qui per Asiam victricia signa tulit, atque cum perfidis Sarracenis in terra Sancta strenuissime decertans illustrissimis triumphis enituit. Cuius unum ex multis facinus memorabile quidem omnibusque Christianis nedum Germanis et praesertim Suevis gloriosum non duxi praetereundum. Ille enim dum apud Damascum . . . maximam Sarracenorum atque Turcarum multitudinem atque infestissimum exercitum obviam haberet, dimisso equo in prima Christianorum acie consistens dimicavit strenuissime, et cum ex altera parte quidam gygas procerissimae staturae suis spem maximam praeberet viriliter pugnando, nostrumque Imperatorem per collum apprehendisset, is educto gladio gygantem desuper per medium dissecuit. Quo facto Sarraceni perterriti atque retro cedentes speciosissimam Christianis victoriam reliquerunt." — In kürzerer Fassung Roger de Wendover, Florum historiarum Vol. II. 243 ad annum 1147, ed. 1841 (*Stälin II. 85 Anm.*): . . . „cuidam ex Turcis fidelibus viriliter resistenti et strenue dimicanti caput galeatum, collum et humerum loricatum, bracchium sinistrum cum subiecto latere a reliquo corpore educto gladio separavit; quod factum hostes ita deterruit . . ." Übrigens

auf dem Kreuzzug Barbarossas nahm es ein Schwabe aus Ulm allein mit zehn Gegnern auf: „Will zum Beschluß dieses Schreibens", sagt Martin Zeiller in der „Epistolischen Schatzkammer von Zacharias Hermann," Ulm 1700, „allein einer einigen gedenken, die ein Kriegsmann auß der löblichen des H. Römischen Reichs Stadt Ulm in Schwaben bürtig, verübet hat. Dieser ist in dem Zug, den Käyser Friedrich der Erste wider die Saracener fürgenommen, und darüber auch des Jahrs 1190 gestorben, mit gewesen und hat seinen leiblichen Bruder, ohngefehr todter da ligend, angetroffen, welchen zehn Griechische Mörder übel zugerichtet hatten. Dann, obwolen die Griechen Christen waren, so haben sie doch den Teutschen in diesem Zug wider die Türcken viel Leyds angethan. Als nun der Ulmer seinen Bruder erkannt, beweint und begraben, hat er ihme darauf desselben Tod zu rächen vorgesetzt, und deßwegen zehen Gespanen, die Mörder zu suchen, zu sich genommen, welche in eine Insel, so mit einer stätigen Pfützen umbgeben, und zu der ohne Schwimmen nicht zu gelangen, geflohen waren. Die gedachten des Ulmers Gesellen wollten nicht allein da nicht hinüber, sondern sie thäten auch rathen, daß er sein vergebens und schädliches Vorhaben unterlassen solte. Aber der Ulmer blieb auff seiner Meynung beständig und bate, daß sie allein zusehen, und wie die Sach ablauffen möchten, seiner Brüderlichen Liebe, wann sie wieder in ihr Vatterland kämen, Zeugniß geben wolten. Als er dieses gesagt, ist er darauf ins Wasser gesprungen und zu den Feinden, deren wie obgemeldt zehen gewesen, hinüber geschwommen und hat, wie er mit Koth und Letten überzogen und deßwegen grausamer anzusehen gewesen, mit ihnen allein gekämpft; aber so gewisse Streich geführt, daß er in kurtzem ihrer neune vor ihme todter da ligend gesehen

---

hat schon König Pyrrhus von Epirus einen riesenhaften Reiterführer der Mamertiner entzweigehauen, und der junge Sigurd hat nach der nordischen Sage den König Lyngi mitten durchgespalten. Auch der Türkenkopf im Wappen der Grafen von Rappoltstein geht auf eine ähnliche Tat zurück *(A. Stöber, Die Sagen des Elsasses, I. 102 nr. 140).*

hat, der zehende ist durch die besagte Pfützen davon kommen, als der lieber mit dem Wasser, als einer solchen unüberwindlichen und nach so vielem Todschlag noch unermüdeten Hand hat kämpfen wollen. Diese That ist bald durch das gantze Käyserliche Lager außgebreitet worden, so man nicht geglaubet hätte, wann nicht so viel Zeugen vorhanden gewest wären . . . Wäre zu wünschen, daß dieses so tapffern Ulmischen Helden Name auch aufgezeichnet worden wäre . . ." Schon eine alte Quelle, die „Expeditio asiatica Friderici I.", die bei Canisius *(Lect. antiq. III. 2, 516)* abgedruckt ist, kennt diese Ulmer Schwabenstreiche und erzählt kurz: „Quidam natione Suevus Ulmensis . . solus decem adire non veritus, in illos fortem exercuit dextram, et stricto mucrone super hostes ictus ictibus inculcare non desiit, quousque novem illorum prostratis decimum in fugam propulit, qui visa strage suorum sociorum exterritus fugiendo in gurgitem se coniecit" *(s. Stälin II. 118)*. Der heldenhafte Schwabe lebte sogar in den Schwankbüchern, wenigstens erzählt der „Kurtzweilige Arlequin . . . durch J. M. M., Leipzig 1691," dieselbe Geschichte *(233 „Der tapffere Schwab")*.

Auf diesen Kreuzzug verlegt U h l a n d den Streich seines tapfern Schwaben. „Martini Crusii Schwäbische Chronik", die bekanntlich Uhlands Gedicht als Quelle zugrunde liegt, erzählt hierüber *(II. 11, 18; I. p. 664)*: „In diesem Feld-Zug, sagt man, habe ein gewisser Teutscher (!), welcher von grosser Leibs-Statur und unüberwindlicher Stärcke gewesen und seinen Lands-Leuten weit dahinten nur zu Fuß nachgefolgt war, sein von dem March ermüdetes Pferd geführt. Als er nun von 50 Saracenen von ferne mit Pfeilen geschossen worden, seye er unter seinem Schild und festen Pantzer dannoch guts Muths fort marchirt. Als aber einer von den Feinden das Hertz gefaßt, nahe zu ihm hinzureiten und mit dem Degen auf ihn zuzuhauen, so habe dieser Teutsche mit seiner starcken und Heldenmäßigen Hand in einem Streich beyde vordere Füße des feindlichen Pferds abgehauen und gleich darauff dem auf dem fallenden Pferd noch sitzenden Reuter den Kopff, die

Brust, den Bauch und zutheuerst den Sattel des Pferds auf einen Hieb zerspalten, so daß der Rucken des Pferds noch darzu verwundet worden. So lißt man es bei Choniata.“ Hier finden sich alle Einzelheiten von Uhlands Gedicht, der nur den Teutschen zu einem Schwaben zu machen und seine Deutung der Schwabenstreiche anzubringen brauchte. Aber all das geht noch weiter zurück auf die Quelle, die Martin Crusius selbst angibt. Bei diesem Nicetas Choniates, einem byzantinischen Geschichtsschreiber des 13. Jahrhunderts, heißt es *(De Isaacio Angelo lib. II. 543 = Migne, Patr. graeca 139, 782)*: „In hac expeditione ferunt Alemannum quemdam corpore ingenti et robore invicto præditum, populares suos longo intervallo secutum, pedetentim incessisse, equum trahentem ex itinere fatigatum. Ismaelitas vero circiter quinquaginta, viros fortissimos, suis stationibus evagatos illum undique sagittis petiisse. Cæterum eum lato scuto tectum et firmitate thoracis fretum alacrem perrexisse, nihilo magis Barbarorum telis commotum quam si rupes esset. Unum autem cæteris jactantiorem, abjecto inutili arcu, longum ensem strinxisse, et concitato equo cominus illum ut promontorium aut æream columnam gladio percussisse, Alemannum vero gladio, qui heroicam dextram deceret, ambos anteriores pedes hostilis equi tanquam fœnum amputasse. Qui cum in genua prolapsus nihilominus sessorem in sella sustineret, ensem in medium Persae caput ita impegisse, ut equite in duas partes dissecto etiam jumenti tergum, sella quoque dissecta, vulneraret. Eoque spectaculo Persas attonitos non amplius esse ausos unum eum lacessere, qui nihil accelerato itinere pedetentim vesperi in castra suorum pervenerit.“ —

Die schwäbische Waffenehre muß aber vielfach durch das gottlose Treiben der schwäbischen Knechte beeinträchtigt worden sein. Die haben sich nicht immer fromm aufgeführt, denn ein Sprichwort sagt: „Schwaben und Schaben verderben Land und Gewand.“ Es soll entstanden sein, als die Schwaben unter Graf Philipp von Nassau am Ende des 13. Jahrhunderts bei

erneuertem Einfall um Leipzig arge Verheerungen anrichteten *(Wander IV. 406).*[1])

Dieselbe Zeit kennt gar ein Beispiel, wo die Schwaben ihrem Namen gar keine Ehre machten, und das dann sprichwörtlich wurde. Von der Schlacht bei Lucka im Jahre 1308 wird nämlich berichtet, „da wart also gros mordt, das die Schwaben die Roß ufschniten und krochen dorin; und von denen wart ein sprichwort als: Es gehet dir nun als den Schwaben vor Luca"; oder: „Es wird dir glücken wie den Schwaben bei Lücken" *(Schmeller II. 618 aus Hofmanns Thür. Chron. Höfer, Österr. Wörterbuch III. 122. Auch Till Eulenspiegel rettete sich einmal durch diese List. Vgl. auch die Geschichte vom Rotweiler Müller, B. A. IX. 110).* Nach Crusius *(III. 4, 1; I. p. 880)* „haben sie sich ihr Unglück dadurch auf den hals gezogen, daß sie so gottlos mit denen kirchen, wie auch frauen und jungfrauen umgegangen seynd". Trotzdem hat es dem Ruf der schwäbischen Tapferkeit nicht geschadet, obgleich damals die Hohenstaufen schon längst zugrunde gegangen waren.

Schon Karl der Große soll den Schwaben für ihre Tapferkeit das Vorstrittrecht verliehen haben, doch wird der Anlaß zu dieser sagenhaften Auszeichnung verschieden angegeben. Herzog Gerold, der Bruder von Karls Gemahlin Hildegard, soll sich in der Schlacht bei Ronceval diesen Vorzug erbeten haben, oder, weil er bei der Eroberung Mailands das kaiserliche Banner trug. Nach andern Berichten haben sich die Schwaben bei der Eroberung Roms so hervorgetan *(Crusius II. 1, 8; I. p. 303. Seb. Münster III. 470f. Stälin im „Korrespondenzblatt des Vereins für Kunst und Alter-*

[1]) Seither wohl nennt man die Schabe vielfach Schwabenkäfer, ein Wortspiel, das sich eigentlich von selbst darbot. „Es kann keinem Zweifel unterliegen," sagt das D. Wb. IX. 2145, „daß das Wort aus Schabe in spöttischem Sinn umgedeutet ist . . . In einigen Gegenden nennt man die Tiere Preußen oder Russen . . ." Der Name Schabe kommt nach Weigand Wb. II. 651 von einem starken Verbum swerben „wirbeln, wimmeln".

tum in Ulm und Oberschwaben" II. 1877, 43 ff. Abel und Simson, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen II. 192 Anm. 8). Das ganze deutsche Mittelalter hat an dies schwäbische Vorstrittrecht geglaubt, seitdem die Schwaben in die erste Reihe getreten waren. In der Schlacht auf dem Lechfeld am 10. August 955 bildeten die Schwaben unter ihrem Herzog Burkhard noch den sechsten und siebenten Heerhaufen. Das älteste geschichtliche Zeugnis findet sich erst in Lamberts Annalen von Aschaffenburg, wo es zum Jahr 1075, zur Schlacht bei Hohenburg an der Unstrut heißt: „. . . . peculiari Suevorum privilegio, quibus ab antiquis iam diebus lege latum est, ut in omni expeditione regis teutonici ipsi exercitum praecedere et primi committere debeant . . ." *(M. S. V. 226, 25).* Zum selben Jahr schreibt die Chronik Bertholds *(M. S. V. 278, 46)*: „Ducibus Alemannorum et Baioariorum cum cohortibus suis bellicosis ad primam coitionem, ut et se lex habet Alemannica, ante se caute nimirum praemissis". Dann berichtet Ansberts „Historia de expeditione Friderici Imperatoris" *(ed. Dobrowsky 1827, 38)*: „Dux Sueviae (Friedrich V.), qui patrem imperatorem (Barbarossa) cum suis agminibus Suevorum scilicet et Bawariorum praeibat, antiqua iuris institutione, qua Suevi seu Alamanni et Bawarii, qui et Norici, in omni publico bello primi propugnatores . . . hostiles semper impetus debent excipere." Und der Schwabenspiegel schreibt *(cap. 31)*: „Er lêch ouch den Swâben, swâ man durch des rîches nôt strîten solde, dâ suln die Swâbe vor allen sprâchen strîten, unde sol sîn ir houbetman der herzoge von Swâben" *(vgl. hierüber J. Ficker, „Über einen Spiegel deutscher Leute", in den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Philos.-histor. Klasse XXIII. 161).* Das erwähnt auch der Poeta de bello Saxonico mit folgenden Worten *(III v. 141. Abh. der Kgl. Gesellsch. der Wissenschaften zu Göttingen, XV. 71)*:

Suevi Boiarii, qui regis in agmine primi
extant, quos celebrat numerosis fama triumphis,
praecurrunt celeres primique feruntur in hostes.

In einem begeisterten Loblied singt Gotfried von Viterbo, seiner Geburt nach ein Sachse, der aber viele Jahre in Barbarossas Diensten stand, vom Ruhm des schwäbischen Namens; aus dem im Anhang abgedruckten Hymnus seien nur drei Verse über den schwäbischen Vorstritt hierhergesetzt *(M. S. XXII. 141, 12 ff.)*:

Iudicio coeli dominantur in orbe Suevi;
Nunc ubicunque geri respublica proelia quaerit,
ordine primus erit, gladio vult primus haberi,
moreque signiferi primus in hoste ferit.

Und sehr häufig wird das schwäbische Vorstrittrecht in der mittelalterlichen deutschen Dichtung erwähnt:

Sie sind vil guote knechte,
ich wil daz si vor fechten,

sagt Karl der Große im Rolandslied des Pfaffen Konrad 268, 8, und die Kaiserchronik erzählt *(D. Chr. I. 346 vs. 14624)*:

Do virlêch der chunic Karle
Gêrolde deme helde,
daz die Swâbe von rehte
iemer suln vor vehten
durch des rîches nôt;
daz verdiende Gêrolt der helt guot.

Auch der Stricker kennt dies Privileg, wenn er Karl den Großen zu Herzog Gerold sagen läßt *(hsg. Bartsch, vs. 9239)*:

„Ich bin dir," sprach er, „iemer holt
und den Swâben algelîche.
Si hant mir und dem rîche
vil dicke lop gewunnen.
Ich wil vil gerne gunnen
den edelen Swâben unde dir,
daz si hiute vehten vor mir.
Daz sî ir reht ouch iemer mê,
die wîle unz disiu werlt stê . . ."

und vs. 9661:

Die Swâbe,
die frôuten sich der gâbe
und der êren grôzlîche,
daz si solten vor dem rîche
des tages und iemer strîten.

Im Lohengrin *(hsg. von H. Rückert, vs. 4128)* heißt es:

Der vorstrît was der Swâbe durch reht,
daz dûhte künege unt vürsten billîch unde sleht,
wan sie in her von alter haben solden.

Die „Geschichte Friedrichs von Schwaben", ein frühestens dem Ende des 14. Jahrhunderts angehörendes Gedicht, berichtet folgendes über das Vorstrittrecht Schwabens *(Bragur, hsg. von F. D. Gräber, VII. 1, 219)*:

Do antwurt Hainrich und Ruprecht
mit lutrem geprecht:
'Das recht hab wir vom hailgen rich,
sagen wir euch sicherlich;
von Schwaben Gerolt hats erworben,
an ere was er unverdorben,
um das haupt der kristenheit.
Zu Runtzifal im tal prait
er für kaiser Karl gieng,
seine wort er anvieng
und ließ sich für in uf die knie:
"Kaiser des richs, ich bin hie,
ich pit und erman eu des rechten,
ir laust mir hüt das vorfechten,
wan ich hie ain
under den fürsten der elst pin."
Karel der tugentrich
sprach zu im gütlich:
"Wes du haust begert,
des pistu gewert,

und git dir Got die kraft,
daß du an den haidnen wirst sighaft,
die Schwaben söllen gefrit sein immer,
daß vor in kain fechten nimmer
nit soll geschechen . . .“

Der Suchenwirt *(hsg. von A. Primisser, XX. 201)* sagt zur Schlacht bei Sempach:

Swaben und Etscher hetten stoz,
daz waz umb daz vorfechten;
ieglicher nach dem alten loz
wolt bleiben pey den rehten.

In der „Möhrin“ des Hermann von Sachsenheim (verfaßt 1443) heißt es *(litt. Ver. S. 105)*:

Maylant hie vor besessen was
von ainem römschen Kayser hoch,
mit dem ain edel fürste zoch,
der was geborn uß Swaben landt,
Gerung der herczog was er genandt,
und was bym Kayser lange zytt,
bis er herfacht den vorestritt,
den Swaben fryhait me dann gnuog.

(Fast alle diese Stellen schon bei Stälin I. 393, II. 643.)

Der „Lohengrin“ des Wappenmalers Ulrich Fueterer, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebte, erzählt *(Maßmann, Kaiserchronik III. 991)*:

Die keiserinne zogte
gein Rôm ein in die statt,
Hainrich der Römer vogte
den von Brabant daz her rottiern bat.
er sprach: „Der herzoge Eberhart von Swâben
der sal von altem rehte
aus reiches not daz erst vorvehten haben . . .“

Auch Heinrich Bebel kennt *(Goldast 8)* „hanc eximiam maiorum nostrorum prærogativam et incomparabilem gloriam a Carolo Magno, ut dicitur, usque in hunc diem summa cum laude nostra nobis delatam."

Wie der Stern der Schwaben verblichen war, mußte das alte Vorrecht mehrfach mit Zähigkeit den andern deutschen Stämmen gegenüber verteidigt werden. Als im Jahre 1354 Albrecht von Österreich auf der Heerfahrt gegen Zürich ihnen den Vorstritt nicht lassen wollte, zog der Bischof von Konstanz mit seinen Scharen wieder ab, um ihre Ansprüche nicht aufzugeben *(Fortsetzung der Chronik des Mathias von Neuenburg, bei Böhmer, Fontes IV. 290)*[1]). Auch bei Nikopolis berufen sich die Schwaben auf ihr Recht, das ihnen die Böhmen streitig machen wollten, und der ganze schwäbische Adel schließt sich zusammen *(Zimm. Chron. I. 228 ff., deren Verfasser den Vorstritt aus mündlicher Überlieferung übrigens nicht zu kennen scheint).* Bei Crusius *(III. 6, 5; II. 10)* streiten sich Ungarn, Schwaben und Franzosen darum, bis die Schlacht verloren geht *(vgl. Belli Helvetici a Bilibaldo Birckheimero descripti lib. II, bei Freher, Script. rer. Germ. III. 74. J. Ph. Datt, Volumen rer. Germ. novum, Ulmae 1698, 251 aus einer handschriftlichen Straßburger Chronik. — Cleß II. 2, 623).* Doch war selbst in Deutschland dieser Vorzug den Schwaben nicht mehr unbestritten, denn beim Zuge Johanns von Luxemburg gegen Heinrich von Böhmen im Jahre 1310 ließen Franken, Sachsen, Schwaben und Thüringer das Los über den Vorstritt entscheiden *(Stenzel, Kriegsverfassung Deutschlands 228).* Und König Ludwig von Bayern belehnte am 27. August 1338 den Grafen Gottfried von Arns-

[1]) Johannes Windloch, episcopus Constanciensis, ducis cancellarius, voluit quod vexillum suum et omnes Suevi sub illo iuxta antiquum ius Suevorum preire deberent. Quod cum dux nollet, sed suum preire vexillum, episcopus cum suis recessit, nolens minuere ius Suevorum . . . Gens namque Suevorum a tempore Karoli et aliorum principum, quod in expedicionibus primum conflictum habere debeant, viribus et virtutibus meruerunt.

berg mit dem Vorstritt *(Stälin a. a. O. 45)*, wie schon König Alfons von Kastilien, der bekanntlich niemals in Deutschland war und daher dessen Verhältnisse auch nicht kannte, ihn dem Herzog Friedrich von Lothringen verliehen hatte.

Die den Schwaben anvertraute Reichssturmfahne war ein langgestrecktes, herabflatterndes goldnes Banner mit einem einköpfigen, nach rechts schauenden schwarzen Adler und hing an einer roten Stange mit einem roten Schwenkel, enthielt also die Farben schwarz-rot-gold. Häufig wurde damit die Fahne der schwäbischen St. Georgs-Ritterschaft verwechselt, die das Bild des Schutzheiligen trug, und die der Bischof von Konstanz zu führen pflegte, so z. B. bei Äneas Sylvius, „Res gestae Friderici," Kollar 277/8, und bei Bebel 21a, der in der Fabula de lanceariis ein „rubrum signum" erwähnt, „quale pingitur Salvatoris et sancti Georgii, quo Suevorum signiferi olim veteri privilegio usi sunt". Nicht der hl. Georg, sondern der deutsche Reichsadler hat die Schwaben in Kampf und Sieg geführt. Die Reichssturmfahne wurde im schwäbischen Reichsgut Markgröningen aufbewahrt und fiel mit diesem im Jahre 1336 an die Grafen von Württemberg, die damit die alten Ansprüche übernahmen. Bei der Belagerung von Neuß im Jahr 1475 befand sich das Reichspanner im Gewahrsam des Grafen Ulrich von Württemberg.

Als im Jahre 1693 das Haus Braunschweig-Lüneburg mit der neunten Kurwürde auch jenes Reichsbanneramt und die Reichsfahne verlangte, erschien eine besondere „Gründliche Deduction, daß dem Hochfürstl. Haus Würtemberg, das Reichs-Pannerer- oder Reichs-Fendrichs-Ambt, Prædicat und Insigne, schon von etlichen Seculis her rechtmässig zustehe, und dahero ohne Kränkung desselben althergebrachten Prærogativen, keinem andern Chur- oder Fürsten erst neuerlich verliehen werden könne. Anno MDCXCIII", und eine ganze Literatur hat sich hierüber entwickelt; vgl. Maßmann, Kaiserchronik III. 992. Die Verfolgung aller von Maßmann beige-

brachten Stellen würde zu weit führen. Wie das Kurfürstentum Württemberg geschaffen wurde, erhielt dessen Herrscher die Würde eines Reichserzpanners.

Aber auch daheim, nicht nur im Feld, wurden die Schwaben vorbildlich. Die Pflege ritterlichen Wesens beschränkte sich ja im wesentlichen auf die oberdeutschen Stämme, d. h. auf die Schwaben, Bayern und Franken *(Socin 75)*, aber die Schwaben hatten den Vorrang. Schon Heinrich IV. hatte sich ums Jahr 1073 mit Schwaben umgeben, was den Zorn der Sachsen hervorrief. Die schwäbische Sprache galt als die feinste; in einer alten Priamel, die im IV. Kapitel abgedruckt ist, wird die Rede der Schwäbinnen besonders rühmend hervorgehoben. Zur Schriftsprache hats das Schwäbische allerdings nicht gebracht, weil die höfische Zeit überhaupt keine solche kannte; aber daß es als Mundart des Kaiserhauses mehr galt als manches andere Idiom, ist natürlich. So sagt der Teichner, indem er sich beschwert, daß er es niemand im Vortrag, Gesang oder Spiel recht machen könne *(Denkschr. der Wiener Akademie VI. 148 n. 215)*:

Sô spricht der drit: ez wære kluoc,
swaz er ret von manegen sachen,
künde erz niuwan swæbisch machen
nâch der lantsprâch ûf und ab —

und das also noch im 14. Jahrhundert, wo die schwäbische Sprache sich nimmer auf das schwäbische Kaiserhaus stützen konnte *(vgl. hierüber H. Paul, Gab es eine mhd. Schriftsprache?, bes. S. 14)*.

Wie auch die höfische Bildung der Schwaben überall guten Klang hatte, zeigt ein altes Volkslied, „Liebe spinnt keine Seide" *(Wunderhorn I. 85; Böhme, Altd. Liederbuch 141 Nr. 56)*:

Es fur ein maidlein übern se . . .
Ein ritter kam dort her geritten,
er grüste sie nach schwäbischen sitten . . .

Am Ausgang des 13. Jahrhunderts — also erst nach dem traurigen Ende der Hohenstaufen — verbreitete sich diese schwäbische Sitte über Österreich; der schwäbische Adel suchte sich am Hofe Albrechts I. auf Kosten des eingesessenen Platz zu schaffen. So heißt es bei dem sog. Seifried Helbling, der in jenen Landen zu Hause ist *(Seemüller 36, I. v. 472)*:

Ez ist niht unbillîch,
rihte wir uns nâch den Swâben.
Von des Gotes gâben
wart ein herzog uns gesant
von Swâben her in Osterlant.
Dâ von hât man die Swâb hie baz
dan ander liut; billîch ist daz.

Dann wieder wird *(S. 2, XIV. v. 53 ff.)* betont, wie die Schwaben das Turnierwesen beeinflussen:

Nû habent uns die Swâbe,
des ich Got immer lobe,
her in ditze lant brâht,
des ich ê nie gedâht:
sesel als die krippe,
gênt uns umb die rippe
als die zarge (Wand) umb den tuorn.
Sô wir kurzwîlen fuorn,
dô der turnei was snel,
bekelhûben (Pickelhauben), brâzel (Armschienen),
liez wir alles underwegen:
dez wir nû vil gerne pflegen
durch der Swâbe willen.

Aber gar nicht schwabenfreundlich klingt eine andere Stelle *(140, IV. vs. 332; 139, vs. 304)*:

Der herzog muoz gen Swâben wider
mit allen sînen Swâben!
Des sul wir Got loben!

Der Seifried Helbling war eben in erster Linie Österreicher, und deshalb war er gar nicht damit einverstanden, daß sein Herzogtum an eine fremde Macht, die Habsburger, fiel *(Seemüller XIII)*. Drum spottet er über schwäbische Worte (swaebisch krîe) wie „rumbelieren" *(18, XIII. vs. 130)* und tadelt die Sucht seiner Landsleute, immer das Fremde nachzuahmen *(122, III. vs. 209)*:

Waz wild, ob einer treit gewant
ûz der Elsâzen lant,
der ander nâch den Swâben?
das soltû allez loben.
Dem dritten soltû danken,
ob er den Rînfranken
site mit gewande kan . . .

Deshalb bittet er *(152, IV. vs. 718ff.)* den neuen Herrn:

„Herr, gedenket iu dar nâch.
Wir haben ein gebresten,
daz mit fremden gesten
ditz lant ist überladen,
daz wir nemen grôzen schaden.
Und welt ir uns wenden daz,
sô sag wir iu fürbaz . . .
Mîn herren iuch zem andern mal
bittent, dâ daz lant an lît,
daz ir ân hofgesinde sît:
sie wellen selp ze hove sîn,
sparn ir weiz und ir wîn
mit samt ir pfenningen.
Sie kunnen als wol dringen
als einer von Elsâzen;
ir sult dâ heim lâzen
Swab und Rînfranken.
Des welns iu immer danken."

Es hat die Österreicher verdrossen, daß sie vor einem fremden Stamm zurücktreten mußten, der bloß seinen Vorteil aus dem Lande zog *(4, V. vs. 3)*:

Ey, künec Ruodolf, sît ir getriu
rœmisch erd, sô klag ich iu
und iuwern Swâben allen gelîch.
Ich armez lant Ôsterrîch,
seht, man iuch des, daz ir vier jâr
ab mir nâmt die iuwern nar.
Sîn bin ich jæmerlich gedigen,
daz wirt iu lenger niht verswigen.
Ir habt mich armez lant betrogen . . .

Und von einer Helfensteinerin wird behauptet *(5, V. 34)*:

Des swester her von Helfenstein,
ein altiu Swæbinne karc,
sie lîhet pfenninc umb die marc
und koufet weiz unde korn
und behalt daz, als iz sî verlorn,
unz ir kæm ein tiurez jâr.

Heinrich der Teichner rügt in dem Gedicht „Von den hôhen sloiern mit drîzec vachen" diese Sucht seiner Landsleute, sich schwäbischer Tracht und Sitte völlig hinzugeben, was man damals mit einem eigenen Wort, „rînischeit", bezeichnete *(Karajan, Denkschr. der Wiener Akad., 1855, VI. 102)*. Darum galt auch die schwäbische Sprache „ûf und ab" im Reich *(vgl. Socin 109)*.

Im Bewußtsein ihrer überlegenen Bildung mögen sich die Schwaben vielleicht manchmal als Herren aufgeführt und sich manche Sympathie verscherzt haben; und späterhin, wie dann ihrem Dünkel die tatsächliche Stellung im Reich nimmer entsprach, tönte ihnen wohl auch einmal ein spottendes Wort entgegen; nur so wenigstens läßt sich das Wort des Labrers in dessen „Minne-Falkner" erklären, wo es heißt: „Mit gutem gedinge und hertem leben nimmet der Swab sein ende" *(lit. Ver.*

185, Str. 73). Und ähnlich heißt es in Wittenweilers „Ring" *(Bechstein 129, 9)*:

Won oft ein Swâb der nimpt sein end
mit guotem trost, der smerczen went,

was J. Hartmann auf ihren „guten Mut bei hartem Leben" deuten möchte *(S. 8).* —

Was der Städter ablegt, kann man auf dem Lande noch lange tragen. So war die schwäbische Sprache im Elsaß — Schwaben ging ja bis an den Rhein — noch Jahrhunderte hindurch maßgebend. Nicht die Mundart, sondern eine Weiterbildung der alten schwäbischen Hofsprache wird es gewesen sein *(Eiselein 560)*, wenn Johannes Pauli tadelt: „Er ist ein Zunftmeister worden, er redet nit mehr sein Sprach, er nimmt sich an Schwäbisch zu reden und ist nie recht für ein Tor kommen." Auch in der Kleidertracht äfften die Elsässer schwäbische Sitte nach: „Und wenn sie heimkommen," heißt es in Geilers Evangelienbuch 155a, „becleiden sie sich als die Schwebin." Ein Straßburger Erlaß vom Jahre 1685 fordert alle die, welche in den Stand der Ehe treten, auf, „sich jeglicher Kleidung, Hauben und Kappen, welche nach der schwäbischen, regensburgischen und andern dergleichen Moden gemacht sind, zu lassen" *(Heitz, Zunftwesen 95. B. A. I. 91).*

Von der alten Stellung der Schwaben im Reich künden noch die Rechtssprichwörter wie „Ein Schwabe beginnt und erneut seine Klage wie ein König" und „Das Reich und die Schwaben mögen sich nimmer versäumen" *(Seb. Münster III. 470. Corpus iuris Germanici ... e bibliotheca Senckenbergiana, Frankfurt 1766, II. 330. Graf und Dietherr, Deutsche Rechtssprichwörter 95).* Der Schwabenspiegel sagt Kap. 31: „Von der Swâbe erbe. Daz rîche unde die Swâbe mugen sich nimmer versûmen an ir erbe, daz sie erziugen mugen. Diz reht gab der künic Karl den Swâben. Daz geschach vor Rôme, bî den zîten, dô Rômer den pabest erblanten; der hiez Lêô unde was des küniges Karles bruoder. Dar nâch

besaz künig Karl Rôme. Dô viel der herzoge Gêrold von Swâben bî dem êrsten in Rôme mit den Swâben unde gewan Rôme über houbet mit der Swâbe helfe . . ." *(folgt die Verleihung des Vorstritts, s. o. S. 29).* Solch ein altes Recht war auch die Schwabenehe: „Dâ ein frî Swêbenne êwet ain Swâb, der ist ain frî man, dâ muoz er im siben hantscuohe hân .. nâh Swâbe ê, nâh Swâbe rehte" *(Weinhold, Deutsche Frauen² I. 293).*

Aber etwas Unrühmliches wird schon von den ältesten Zeiten an den Schwaben nachgesagt, nämlich Treulosigkeit und Betrug. Bischof Notker von Lüttich ist, so heißt es in den „Gesta episcoporum Leodiensium" des Anselmus, die dem 11. Jahrhundert angehören *(M. S. VII. 203, cap. 25)* „genere quidem Alamannus, sed admodum omni morum elegantia insignitus"; und auf der folgenden Seite *(cap. 26)*: „illum perfidiae accusat et fraudis Alemannicae". Ganz ähnlich schreibt das wenig spätere „Chronicon S. Laurentii Leodiensis" des Rupert, das also aus der nämlichen Gegend stammt *(M. S. VIII. 265 cap. 9)*: „de pessima gente Alamannorum, qui semper infidi et instabiles mente fuerunt". Nun darf man bei diesen beiden Stellen nicht vergessen, daß jene Zeit unter Alamannia vielfach ganz Deutschland verstand *(Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte V. 129f.)*, eine Bezeichnung, die gerade bei außerdeutschen Völkern gebraucht wurde. So enthalten die vlämischen Chroniken keine Beweiskraft für unsere Frage, und Waitz hat daher *(130 Anm. 5, vgl. 148 Anm. 1)* auch nicht gewagt, sich für eine der beiden Möglichkeiten zu entscheiden. Dasselbe gilt von Reinardus, der ebenfalls ein Vläme war. Hier heißt es 3, 734: „perfidior Suevo iudicer atque Geta" *(hsg. Mone, 172, III. 734. Z. f. d. A. VI. 259)*, und 4, 747, die Säue hätten ihren Chorgesang von den Schwaben gelernt. Damit meint der undeutsche Dichter gewiß die Deutschen überhaupt.

Aber andere Quellen sind dafür nur um so gewichtiger, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Vorwurf der Treulosigkeit auch den Schwaben im besondern galt. So, wenn in den

„Versus de Ottone et Heinrico" *(Dümmler, Anselm 81)* neben die „fortis Francia" und die „pugnax Saxonia" das trügerische Alemannien tritt:

Collum cassa fallacia Flectit Alamannia,

und vor allem, wenn in einem lateinischen Gedicht verschiedene deutsche Stämme besprochen werden und es dann von Schwaben heißt: *(Uhland VII. 618. Mone, Anz. VII. 507. Wattenbach, Monumenta Lubensia 33. Anz. f. Kunde d. deutschen Vorzeit XXI. 214)*:

Suevia promissa percepto munere frangit,
vitat turpe loqui, quia nobilis atque superba.[1])

Und weiterhin heißt es gar:

Dum fuerit linx ceca, leo timidus, lepus audax,
denigratus olor, Sueve, fidelis eris.

Diese Verse gehen wohl auf die Zeit des Rittertums zurück, denn nur damals konnte man vom edlen stolzen Schwaben sagen, er meide häßliche Aussprüche; aber wie verträgt sich Treubruch, Felonie mit dem ritterlichen Geiste? Von schwäbischer Wortbrüchigkeit hört man auch später noch, so in der Selbstbiographie Thomas Platters *(hsg. von Fechter, 1840, S. 54)*, wo noch einmal „der untrüwe Schwab" zum Vorschein kommt, und Philipp Melanchthon wirft ihnen gar eine „gänzlich undeutsche Treulosigkeit" vor, vielleicht bloß, weil der erbitterte Gegner der Reformation, Eck, ein Schwabe war *(s. Hartmann 33)*.

Ein einziges Mal wird den Schwaben auch Wildheit, „sevitia" zugeschrieben, indem im Jahre 1062 Bischof Günther von Bamberg den Bischof Heinrich von Augsburg lobt *(Sudendorf, Registrum 1851, II. 12 Nr. X)*: „Moribus Suevus, tandem Dei dono tuam Suevitatem vel potius sevitiam exuisti". Aber das scheint ein Wortspiel zu sein.

[1]) In anderer Form in einer Sterzinger Handschrift des 14. Jahrhunderts *(Wiener Sitzungsb. 54, 317)*:

Superbit Suevia, consumpto munere fugit,
vituperat turpem, quivis sit nobilis arte.

III. Der Schwabe am Ausgang des Mittelalters.

Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang,
wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
der tapfern Väter Taten, der alten Waffen Glanz?
L. Uhland.

1. Der Umschlag.

Mit einem Male ändert sich nun der Schwabe, daß er fast nimmer zu erkennen ist. Bisher gebührte ihm der Preis des Heldensinnes — nun wird er zum Feigling, der keine kriegerische Waffe anzutasten wagt; bisher war er der Träger feinster Bildung und Gesittung — nun nennt ihn die Welt roh und gemein. Schon hat man den Glanz des weltbeherrschenden Hohenstaufenhauses vergessen, und während es früher ein Schwabe mit zehn Ungläubigen aufnahm, müssen sich bald sieben Schwaben zusammentun, um ein Häslein, das die Ohren spitzt, unter Ach- und Wehgeschrei über die Grenze zu jagen. Mit Tränen beklagt es der Ulmer Mönch Felix Fabri, daß der Schwaben Name gehaßt und verachtet sei und kein Schwabe für ihn eintreten könne.

Schwaben, das Land des Minnesangs und der edlen, schönen Frauen, ist zur Heimat dummer Streiche geworden, in der ein Spaßmacher wie der schmutzige Paul Wüst seine unfeinen Witze reißt *(s. über diesen F. Weinkauff in der Alemannia IV. 181 ff.)*.

Und doch ist dieser Wechsel so begreiflich. Schwaben war ja „das Reich", und der Glanz dieses Schwabenreiches ging um

die Mitte des 13. Jahrhunderts mit dem schwäbischen Kaiserhaus zugrunde. Kein neues Herzogtum, nicht einmal eine vorherrschende Macht entwickelte sich dann zwischen Rhein und Lech, an den Ufern des Neckars, um das Erbe der Hohenstaufen zu retten, sondern gerade hier begann Zerstückelung und Zersetzung zuerst. Schwaben blieb das deutscheste Land, wie einst in fröhlichem Kampf und schwerem Ringen mit den jenseitigen Mächten, so auch jetzt in den Jahrhunderten des Stillstands, wo man nimmer voll Tatensehnsucht in die Ferne strebte, sondern wo das neue Geschlecht Glück und Zufriedenheit in der Beschränkung suchte. Alles, was auf deutschem Boden wuchs, gedieh auch in Schwaben, und hier sogar am besten und üppigsten. Nirgends trat der Gegensatz zwischen Einst und Jetzt so sehr in die Augen als hier. Auf dem Boden des alten Stammesherzogtums gediehen alle möglichen Staaten, große und kleine, freie Reichsstädte und geistliche Territorien; in dem Miniaturdeutschland war alles durcheinander wie jene „Herde Ochsen und Küh und Kälber und Roß und Huischele und Schaf und Böck", wo die sieben Schwaben durchmußten *(A. V. I. 163)*. All diese Herren und Fürsten, deren Länder auf der Landkarte Schwabens wimmelten, hielten zäh am Äußerlichen fest, je mehr die Macht ihnen abging. „Titel und predicat erhöcht haben sonderlich die Schwaben", heißt es in der Zimmerischen Chronik III. 590, 26.

Langsam verschwindet die schwäbische Tapferkeit aus dem Gedächtnis des deutschen Volkes. Zwar nennt noch der ritterliche Ulrich von Hutten die Schwaben das „tapferste Volk", einen „hochgemuteten Stamm, der für seine Freiheit wunderbar tapfer einsteht" *(Hartmann 33)*, und so preist er die Schwaben um ihres Landsmanns Reuchlin willen; kühn und stolz könnten sie ihren Namen deshalb erheben. Und gewiß hat der Schwabe sein treues deutsches Gemüt sich noch durch Jahrhunderte bewahrt, länger als die Standesgenossen in den andern deutschen Landen. Da die Zeit großer Unternehmungen vorbei ist, läßt er seine Waffen verrosten und bleibt friedlich

auf seiner Scholle sitzen, und die Landesgrenzen überschreitet er kaum mehr. Jetzt legt er sich ein gemütliches Bäuchlein an, und munter und fröhlich erglänzen seine gutmütigen Augen. Noch immer tapfer und ein Mann, der wenig Federlesens macht, fehlt es ihm doch ganz an der Gelegenheit, sich zu betätigen, aber man merkt es gleich, daß er wie seine Väter noch eine schneidige Klinge führen könnte. So ungefähr muß der alte teutsche Schwab von echtem Schrot und Korn ausgesehen haben, der in der Zimmerischen Chronik noch manchmal erscheint:

So ist „Herr Wörnher der rechten, theuren, alten Schwaben ainer gewest, der sich in allem seinem thun und lassen der alten manier beflissen, hat kainer frömden claidung sich gebrauchen mögen, von den seinen auch nit leiden wellen . . ." *(I. 481, 24)*. Herr Gottfried ist „in somma ain schlechter, frommer, alter teutscher Schwab gewest" *(I. 433, 34)*. „Herr Albrecht war auch ain alter Schwab und der nit vil verwerens macht" *(IV. 87, 7)*. Herr Dietrich Spet „ist ain sollicher teurer ritter gewesen, als der under den Schwaben in vil jaren hat megen gefunden werden" *(I. 630, 7)*. „Noch haben wir", heißt es dann *(I. 294, 14)*, „ain teuren Schwaben, . . . nemlich ainer von Bodma . . ." Herr Albrecht von Landenberg und Herr Fritz Jakob von Anweil „waren zwen theur ritter und der rechten, alten, adenlichen Schwaben" *(II. 483, 8)*. Vgl. noch II. 254, 29ff.: „Der Schwab fiengs an bald zu merken, der hat ain deutsch gemüet, wolt nit lenger henselin sein . . ."

Ein Schwabe zu sein, war also noch im 16. Jahrhundert eine Ehre, deren nicht jeder würdig war. In einem Spottgedicht auf den Grafen Wilhelm von Zimmern, das im Jahre 1581 entstand, heißt es daher *(Steiff 434 Nr. 99)*:

> Er ist nit wert, der lumpen mann,
> daß er ein Schwab sol werden genandt.

Auch später noch gabs solche „echten, teuren, alten" Schwaben. Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz schreibt seiner

Gemahlin *(Briefe, hsg. von Holland, 244 Nr. 270)*: „Leutnant Gaub ist Ihro ahngewiesen, wirdt sich halten alß ein ehrlicher Schwab und treuer Diener". Der Ausdruck „edeler Schwabe" bleibt noch Jahrhunderte hindurch in ernstem und spöttischem Sinne im Schwang. Der Augsburger Mönch Rupert Gansler, der im 17. Jahrhundert lebte, nennt noch den Edelschwaben und den groben Pommer als die größten Gegensätze. Zu der Zeit, wo man bereits über den Zug der sieben Schwaben lachte, zeigten die Schwaben, daß sie die alte Tüchtigkeit noch nicht verlernt hatten.

Hierfür nur ein Beispiel aus dem Dreißigjährigen Krieg, das Speths Konstanzer Chronik, Konstanz 1733, entnommen ist *(S. 107)*: „An dem Orth über, da die Feind angesetzt, haben dazumalen auß deß Herren Capitän Trucksässen Compagnie allein siben Neugeworbne Schwaben die Wacht gehalten, welche aber große Ehr eingelegt und den Feind ein gute Zeit, bis von den nägsten Posten succuriert worden, auffgehalten, welche nun sambtlich den Feind mit grossem Verlurst abgetrieben. Mithin die ihrer tapfferen Nation angedichtete Schimpff-Fabel, als hätten 7 Schwaben ab einem Haasen sich entsetzt, mehrmalen mit Erzeigung Mann- und Hertzhafter Thaten und Martialischen Muths widerlegt haben."

Und doch ging damals der Glaube an die alte schwäbische Tapferkeit zu Grabe, nachdem sie das ganze Mittelalter hindurch einen guten Klang gehabt hatte. Das lag zunächst an den veränderten Umständen, unter denen ganz Deutschland zu leiden hatte. „Als sich die Macht der Teutschen Ordens-Brüder zum Ende nahete, . . ., hatten die Schwaben, Beyern und Francken[1]) allezeit den Vorzug, liessen auch in die Versammlungs Stuben diesen Reimen setzen:

---

[1]) Diese drei Stämme werden auch sonst oft miteinander aufgeführt, z. B. Nithard XV. 3: „Ir maget wolgetâne und minneclich, zieret iuch, das iu die Beier danken, die Swâbe unt die Vranken" *(Beneckes Beiträge II. 342)*.

Hier mag niemand Gebietiger seyn,
er sey denn Schwab, Beyer oder Frankleyn.

Nachdem aber die Städte abgefallen, schrieb ein alter Ordens-Herr darunter:

Wir haben einander wohl geheit
und seyn eines guten Landes queit (quitt),
habens aber niemand zu danken
als den Bayern, Schwaben und Franken."
(C. A. M. v. W. 152. Gerlach, I. 247 Nr. 945)

Die alten Schlagworte blieben noch am schwäbischen Namen haften, als die Wirklichkeit ihnen längst nimmer entsprach; und der Schwabe wird zum eitlen Maulhelden, der seinen Worten mit der Faust keinen Nachdruck mehr verleihen kann. Dieser Windbeutel findet sich in Gabriel Rollenhagens „Froschmäuseler". Hier tritt ein Schwabenfrosch auf, dem die weise Maus Friedlieb schwer mitspielt *(Frankfurt und Leipzig 1730, 638 f.)*.

Es kam auch an ein Edler Schwabe,
ein schöner wohlberedter Knabe,
Springer genannt, war gern dabey,
wie man solt stifften Meuterey.
Der bespottet Friedliebens Kleid,
fragt, ob er käm zur Fastnachtsfreud . . .
Friedlieb sprach: „Du, mein Schwaben-Kind,
brauch nur die Faust und spahr den Wind!"
Und gab ihm mit dem Schwerd ein Strich,
daß er halb todt zur Erden wich.

Bedeutsamer war, daß den Schwaben in den Schweizern ein gefährlicher Rivale entstand, an dessen Zähigkeit aller Schwabenmut mehr als einmal zuschanden wurde. Die Hiebe der groben Bauern zertrümmerten die Ehre der schwäbischen Ritter, die gegen das freie Bergvolk Österreichs Kriege führten;

und während früher das Sprichwort gelautet hatte: „Fliehet, Schweizer, die Schwaben kommen!" *(D. Wb. IX. 2143. B. A. I. 92)*, so ertönte es ums Jahr 1500 vielfach umgekehrt, und der frohe Ruf „Viktoria im Schwabenland!" verstummte. Aber diese Nachbarfeindschaft war noch durch andere Gründe gegeben: Wie die Schwaben begannen auch die Schweizer mit dem Aufkommen der Landsknechtsheere bald massenhaft der Werbetrommel zuzuströmen; und glaubten die Schwaben, voll Spott und Verachtung auf die „Kuhmäuler" *(vgl. B. A. III. 144)* herabblicken zu dürfen, so sahen diese ihren ganzen Ehrgeiz darin, es ihren Nachbarn an Tapferkeit zuvorzutun. So kann Fischart in „Aller Praktik Großmutter" *(1623, H 5)* wohl von angeborener Feindschaft zwischen Schwaben und Schweizern reden, wie zwischen Schotten und Engländern, Engländern und Franzosen. Im ganzen Schwabenland „redt man den frommen Eidgenossen zu Schmach und auch zu Schand" *(Liliencron II. 391)*. Es könne kein guter Schweizer sein, hieß es, „er sei dann ein Nacht by einer Kuh gelegen" *(ebenda 367)*; man foppte sie mit dem nachgemachten Geplärr des Stiers von Uri, mit dem Anhängen von Kuhschwänzen *(Germania XVII. 310)*.

Von der schwäbischen Spottsucht erzählt Crusius *(III. 9,9; II. p. 151)* eine köstliche Geschichte: Nach der Schlacht bei Hardt am 20. Februar 1499 „funden die Harder einen einfältigen Schwaben, welcher sich unter das Dach versteckt hatte, und als sie ihn hervor gezogen, ihnen zu Füssen gefallen, und geschryen: „Ach, ihr liebe Kühe-Mäuler (Kühe-Melcker), schonet doch meiner um GOttes willen"; und da sich die andere über diese Rede verwunderten und ihme selbige als eine Schimpff- und Schmäh-Rede verwiesen, bey GOtt bezeuget, daß er sie in seinem Land und bey seinem Volck niemalen anderst hätte nennen hören als Kühe-Mäuler. Worüber ein Gelächter entstanden, und dieser gute einfältige Kerl mit Frieden loß gelassen worden" *(ähnlich bei Stumpff, 1606, p. 650b, vgl. noch Zincgref IV. 144. B. A. XIII. 183)*.

Aber nicht immer waren die Schweizer so gutmütig. Der

das selb das tatends toufen
und sprachen: „Du bist der nüwe Gott,
fürwar uns nu helfen sott
und laß die Schweizer laufen!"

Noch in Aurbachers Volksbüchlein hat sich eine Erinnerung an den alten Frevel gerettet: „Fragte der Nestelschwab den Knöpfleschwaben, ob unser Herrgott ein Schwyzer oder ein Schwabe sei. Der Knöpfleschwab antwortete: Eins ums andere: bekommen die Schwyzer Schläge, so ist er ein Schwabe; und bekommen aber die Schwaben Schläge, so ist er ein Schwyzer. Drauf der Nestelschwab: Wann aber beide Schläge bekommen, was dann? Der Knöpfleschwab: Dann mögen sie zusehen, wo sie einen Herrgott herkriegen, der ihnen helfe . . ." *(A. V. I. 176)*.

Diese Niederlagen der „aufgeblasenen und windigen" Schwaben, wie Zwingli einmal sagte *(Stähelin, Zwingli I. 109)*, ließen daher auch manch bitteres Spottlied entstehen, das ihnen wenig Freude machte. So sangen die Schweizer nach der Schlacht bei Sempach *(Uhland, Volkslieder, 408)*:

Ku Blümle sprach zum Stiere:
Ich muß dir immer klagen,
mich wollt ein schwäbischer Herre
gemulken haben;
ich schlug ihn in den Graben,
ich schlug ihn, daß er lag,
ich schlug ihn da noch mehre,
daß ihm der Kopf derbrach.

Nun sprach der Stier zum Leuen:
Nun bin ich hie gewesen,
du hast mir dick gedräuet,
ich bin vor dir genesen;
nun kehr du wiedrum heim
zu deiner schönen Frauen!
Dein Ehr sind wahrlich klein.

Als sich die Schwäbischen bei Dorneck im Jahre 1499 so schmählich überrumpeln ließen, sangen die Schweizer *(Uhland, V. 441)*:

Dorneck, du bist ein hohes Hus,
vor dir schlugen die Schwaben ein Kuchi uf,
die Häfen thatens schäumen,
und ob es wurd um Vesperzit,
thät man ihnen d' Kuchi räumen . . .

Die Schwaben wähnten, sie wären daheim by Win,
und sprach einer zum andern: Schenk tapfer in,
des Trinkens will ich warten,
ich bestand der Schwyzer mehr dann dry —
Die Eidgenossen waren Muthes fry,
sie schwangen ihre Hellebarten,
darmit hant sie ihnen eingeschenkt,
in die Ill gejagt, darin ertränkt,
ab ihren Schenken war ein Grusen . . .

Juppenbund, was hast dich erst erdacht?
Du hast den Eidgenossen viel Gäste bracht,
mit ihnen ein Abendessen;
Büchsen, Pulver und mancherlei Speis,
viel Fähnlein, ein Banner roth und weiß
hast du zu Dorneck vergessen . . .

Und in dem schon genannten „Schwabenlied" heißt es *(Rochholz 260)*:

Ihr Schwaben lasst das Jauchzen sein.
lasst ab von euerm Lühen (Brüllen)!
Es jagt sonst mancher Schweizerknab
euch staldenauf und staldenab
und schont euch nicht im Fliehen!

Noch jetzt nennt man in der Schweiz die Fremden, Hergelaufenen „Schwaben", die nicht besonders beliebt sind *(Hartmann 29)*. Aber es war ja stets das Pech der Schwaben,

daß sie sich fremden Stämmen immer von ihrer schlechtesten Seite zeigen mußten. So heißen noch heut die Deutschen bei den Ungarn Schwaben, weil die sich einst bei der Eroberung von Stuhlweißenburg im Jahre 1490 so sehr auszeichneten; und für den mit der Gegenwart noch nicht recht ausgesöhnten Elsässer gibt es jenseits des Rheins nur „Schwoben", von denen er nichts wissen will.

Aber die Hauptsache ist noch nicht gesagt. Der Adel ist gesunken von seiner hohen Stellung, die alte Tapferkeit, der alte Ruhm ist verblichen, aber dafür haben sich die schwäbischen Städte zu bedeutender Stellung zu entwickeln begonnen.

Mit dem Bürgertum trat ein ganz neues Element in die deutsche Geschichte ein und entfaltete sich mit einem Schlage zur größten Bedeutung. Hatte es sich schon unter Heinrich IV. zum erstenmal geltend gemacht, so drang noch unter den letzten Hohenstaufen überall der neue Geist durch. Und wiederum schlug auf schwäbischem Boden die Entwickelung die verschiedensten Wege ein: Mehr als die Hälfte der deutschen Reichsstädte lagen in Schwaben, und unter diesen sehr große und ganz kleine: Große wie Augsburg, „ein kron in Schwaben" *(Liliencron III. Nr. 267)*, und Ulm, „decus Sueviae" *(Zeiller 396)*[1]), die der Volksmund den größten Städten des Abendlandes an die Seite stellte, wenn es hieß *(Berckenmeyer 572)*:

Venediger macht,
Augspurger pracht,
Nürnberger wiz,
Straßburger geschüz,
Ulmer geld
behält den preis in der ganzen welt.[2])

1) Fischart, Aller Practick Großmutter *(1623, H 3)*: Augspurger und Ulmer werden vil freundschafft zusammen suchen, wiewol Kittel- und Händschuchschwaben ungleich namen haben.

2) Vgl. hierüber Steiff, 71 ff.: Dieser Spruch ist um 1500 entstanden, aber erst seit dem Dreißigjährigen Krieg in der Literatur zu

Und zu den großen Städten kamen noch viel mehr kleine, die zum Ausgleich umsomehr Einbildung und Dünkel besaßen.

Ein Klagelied aus dem Lager des vertriebenen Herzogs Ulrich von Württemberg *(Steiff 153 Nr. 42, vs. 133ff)* enthält eine originelle Aufzeichnung der schwäbischen Städte:

O Wirtenberg, du arme landschaft,
ich clag dich pillich ser:
der bader von Ulm ist dein herr,
von Nördlingen der waidferber,
von Weyl der ledergerber,
Nürnberg hübsch wetzger (Reisetaschen) macht,
der weber von Augspurg treipt den pracht,
der salzsieder von Swebischen Hall,
von Ravenspurg die krämer all,
von Kempten die semer (Saumtierführer) ich auch meld,
der schefer von Ala (Aalen) am Herdtfeld,
Wimpfen am Negker die heumeßer,
Wangen, Eyßnen (Jsny), muatschellenfreßer,[1])
von Lindau der schiffmacher,
von Giengen der krapfenbacher,
von Überling der rebmann,
holzflößer von Wörd hand dran,
Memmingerschneider ist es sach,
der kürsner von Biberach,
von Gmünd der augstaindreer (Bernsteindreher),
Bopffing im Rieß der rübenseer,
der sichelschmid von Dinckelspühl,
von Eßlingen vil grober nihel (Nüjel, ein Schimpfwort),

finden, wo der Ulmer schon klagte: „Ach Bruder, es sind schon viel Jahr, das Sprichwort ist heut nit mehr wahr." J. G. Keyßler: „Die Stadt Ulm ist bei weitem nicht mehr, was sie sonst war, da man sagte: Die Herren von Ulm, die Kaufleute von Nürnberg und die Bürger von Augsburg" *(Schwabenspiegel 1871, 90. Archiv des histor. Vereins von Unterfranken XXX, 245).*

[1]) Mutscheln, ein schwäbisches Gebäck.

inen tet der schreck und graus!
verprannten ain würdig gotzhaus.
Von Kaufpeyren der kölberschinder
und von Haylprun der vaßpinder
— ander ich nit melden will,
der hauf ist groß und mer dann zufil.
Die und ander allesannd
haben jez tail am Wirtenberger land,
das tut mir im herzen wee,
daß es nit stöt als ee *(Erwiderung darauf bei Steiff, 184 Nr. 47 vs. 334 ff.)*.

Was für ein Reichtum in manchen schwäbischen Städten zu finden war, ist aus der Geschichte hinreichend bekannt. Seb. Münster schreibt hierüber *(III. 469)*: „Aber jetzunt zu unsern zeyten geben sich die mechtigen Schwaben gar nahe alle auff den kauffman schatz, und schlagen sich vil zusammen in ein geselschafft, und legt ein jeder ein bestimpte summ gelts zu einem hauffen, do mit sie nit allein gewürtz, seyden, samet und andere kostliche war, so über möre harkompt, kauffen, sunder auch andere schlechte ding, als löffel, strel, nadlen, spiegeln, messer und andere kleine ding, darvon sie trefflich reych werden".

Das Schwabentor in meiner Heimatsstadt Freiburg im Breisgau erinnert an einen Streich eines ebenso dummen wie reichen Schwaben. Der wollte Freiburg kaufen und führte ein ganzes Faß voll Gold mit sich. Aber den Freiburger Herren war die Stadt nicht feil, und wie das Schwäblein das Faß öffnete, um jenen doch den Mund wässerig zu machen, da waren Kieselsteine drin und kein Gold, denn das hatte des Schwaben kluges Weib heimlich herausgenommen und durch die billigere Ware ersetzt.

Wohl stampfte auch jetzt noch in der schwäbischen Stadt der Dreschflegel auf der Tenne, noch ums Jahr 1400 trieben nach Poggios Bericht in Stuttgart tagtäglich Kuh-, Geiß- und Schweine-

hirten ihre Herden aus, und selbst im reichen Ulm liefen die Schweine frei auf den Straßen umher bis zum Jahre 1410, wo ihnen dann die Mittagsstunde eingeräumt wurde. Es war doch eine neue Welt. Der Traum vom Gottesstaat auf Erden hatte den letzten Sproß des schwäbischen Kaiserhauses aufs Schaffot geführt. Das Bürgertum hatte greifbarere Ideale, die nicht mehr jenseits der Berge und in den Wolken lagen. Für die angestammte Heimat, für Weib und Kind arbeitete der Bürger. Jetzt sah sich das Volk umgeben von kleinen, aber unendlich bunten Verhältnissen, konnte wachsen und gedeihen in den erreichbaren Grenzen und verlor sich nimmer ins Schrankenlose. Kein nebelhafter Gedanke verschlang mehr die Blüte schwäbischer Kraft.

Jetzt wird auch die Dichtung bürgerlich. Selbst die alten Ritterromane werden von bürgerlichen Umarbeitern dem Geschmack des Volkes angepaßt, von den Wolken herabgezogen auf dieselbe Erde, wo die Menschen wandelten, die sich daran erfreuen wollten. Seit der Erfindung des Bücherdruckes ist die Literatur ein wimmelndes Volksfest, wo jeder sich nach seiner Weise erheitern und erholen kann. Der Humanismus, der jetzt planmäßig die Werke des klassischen Altertums sammelt, verschmäht es daneben garnicht, die Schätze aus dem Schoß des Volkes zu heben, „dem Volke auf das Maul zu sehen", und zeichnet nunmehr Scherzreden und Schwänke auf, die von altersher vielleicht gelebt hatten. Und häufiger schon finden sich in lateinischen Handschriften lateinische Verslein eingestreut, die Kunde geben, daß jenes 15. Jahrhundert schon eine Menge von Volksneckereien besessen hat. Es ist ja ein Jahrhundert der Einleitung und Vorbereitung, nicht nur der weltumwühlenden Fragen der Reformation; es bereitet auch den lustigen Schwabensteckbrief vor, den das 16. Jahrhundert erlassen hat.

Da läßt ein altes Sprüchlein in der Chronik des Siegmund Münsterlein, einer im Jahre 1456 abgefaßten Augsburger

Papierhandschrift, alle deutschen Stämme auf eine recht unappetitliche Art entstehen, vielleicht im Anschluß an das uralte Sprichwort „Suevi non sunt nati, sed seminati," das S. 16 erwähnt wurde *(Roth, Kleine Beiträge, 15. Heft, S. 258)*:

Die Swaben seyen von hohem stamm,
sie schaiss ain reyger ab aynem paum
nider auff die erden bey dem Reyn,
davon die Schwaben komen sein;
und von der Shwaben stanck
sindt komen die Franck,
und auß der Francken ayr
sindt komen die unsaubern Payr.[1])

Das nicht gerade feine Sprüchlein kehrt in verschiedenen Fassungen wieder *(Schmeller II. 617)*:

In der Luft sah man einen Raben,
der Rab verlor einen Schwaben,
der Schwab der legt ein Ayr,
daraus wurd ein Bayr,
der Bayr schiß in die Hosen,
daher kommen die Franzosen,
der Franzos ließ einen Schleicher,
daher kommen die Österreicher.

In kürzerer Form bei Wander IV. 407:

Zwei Schwaben fraßen einen Raben,
aus dem Gestank wurd ein Frank.

Zwei Schwaben schmiessen in einen Graben,
aus dem Gestank wurd ein Frank.

[1]) Weiter folgt noch: „Auch so zeucht jeglichs landt im selbs etwas besunders zuo: als die Römer und Walchen die baubstei, die Teutschen den römischen Kayser, die Schwaben Freyhait." B. A. I, 92 meint, hier sei unter „Schwaben" geradezu die Schweiz verstanden — aber ließen sich die beiden Völker, die doch immer in erbittertem Gegensatz zueinander standen, verwechseln?

Schmeller *(II. 618)* bringt folgende dunkle Verse:

Genti Teutonicae mirabilis extat origo:
Ova tulit cygnus, qua fuit alta palus,
Alnus et alta fuit; asinus piger ova recepit,
lepus contra fovet, hoc genus inde fuit.
Agnus candentes et asellus monstrat inertes,
molles alta palus, sed proceres exprimit alnus.

Hier werden alle Deutschen über einen Leisten geschlagen, wobei der Schwabe allerdings stets den Vortritt hat, und vielfach läßt sich leicht erkennen, wie die Auswahl der Stämme durch den Reim beeinflußt war. Und dennoch ist die anfänglich allen geltende üble Nachrede am Schwaben hängen geblieben, wenn es, in Übereinstimmung mit jenem Spruch aus altdeutscher Zeit, im Sprichwort heißt *(Wander IV. 405)*:

Die Schwaben sind von hoher Abkunft, wie wir wissen:
's hat sie ein Vogel vom Baum geschissen.

Eschenburg teilt in seinen „Denkmälern altdeutscher Dichtkunst", Bremen 1799, auf S. 417 folgende Priamel mit, die wohl dem 15. Jahrhundert noch angehört:

In Baiern zeucht man viel der schwein,
der treib man viel hinab an Rein.
In Pohland, in Winden bös gebaü,
die Ungarn lausig und ungetreu.
In Mähren auch desselben gleichen,
die Swarczfelder tückisch schleichen.
Vogtländer kühdieb und auch rauben.
Der rockenzan (?) mit dem ketzers glauben,
den thät der Huß in Böheim pflanzen.
Die Schweizer gern fechten und tanzen.
In Östreich viel käsbrüh und langes haar,
in Kärnthen mancher trunkner thor.
Preussen und Sachsen trinken zu.
An der see mit fischen wenig ruh,
Und in Westphal göttlich gericht.

Am Rhein schön frauen, als man spricht,
in Meissen teutsche sprach gar gut,
in Franken manches edle blut,
We hüt, we hodels,[1]) frommes volk,
in Flandern mancher große schalk.
Elsasser schelten, fluchen und schwören,
die Schwaben überflüssig zehren,
vor allen landen sie doch geben
buben, henker, gemeiner weiber leben.
Es ist ein gut land, aber selten komm ich heym.
Die Fleminger ich dergleichen meyn.
In den landen findt man reich und arm.
Schwaben hüpft auf mit leerem darm.

Auch hier wieder alle deutschen Stämme nacheinander, der Schwabe jedoch, als das Beste, wird bis zum Schluß aufgespart; und während die andern mit ein, zwei Versen abgemacht werden, weiß der Spott von ihm schon viel mehr und kommt dann in der letzten Zeile nochmals auf ihn zurück. Bereits nimmt er also eine hervorragende Stellung im Volksmund ein, wenn auch noch keine überragende und ausschließende.

Als Hauptzug des Schwaben betrachtete schon das 15. Jahrhundert die Einfalt; eine lateinische Priamel aus einem ehemals Tegernseer Kodex lautet nämlich *(Anz. f. Kunde d. deutschen Vorzeit, 1877, 340)*:

Devocio in Italia,
veritas in Ungaria,
humilitas in Austria,
castitas in Bavaria,
paupertas in Venecia,
formose mulieres in Ethiopia,

[1]) So liest Alwin Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert. Große Ausg. I, 3 („schöne Hüte, schöne Dirnen"), während Eschenburgs „wehütwe hodels" unverständlich ist.

religiositas in Bohemia,
foelicitas in Bolonia,
panis in Colonia,
ebrietas in Saxonia,
fidelitas in Thoringia,
miliaria (Meilensteine) in Westhphalia,
simplicitas in Suevia,
glosa judaica,
cerevisia in Erfordia
nichil valent per omnia.

Dieselbe Handschrift warnt in köstlichem Deutsch-Latein vor Schwaben *(Hartmann 19)*:

O socie care, si vis in Suevia stare,
hec tria sunt que sunt contraria tibi:
Puelle formose studium valde dolose,
swartzbrot, saur wein lang quoque weyl.
Panis est niger, in quo stecken die groben cleyen.
Hospicia sunt cara, cum hoc valde amara.
Hec sunt in Suevia: si non vis credere, tempta!

Auch die Langsamkeit und Umständlichkeit des Schwaben, und daß er „nicht so hurleburle mit der Sprache fortkann" *(Auerbach, Sch. 399)*, trifft schon im 15. Jahrhundert auf Spott. Auf der Frankfurter Messe im Jahre 1424, erzählt Schorers Memminger Chronik, 1660, S. 7, — und die genaue Zeitangabe kann doch nur Sinn haben, wenn die Geschichte ungefähr gleichzeitig entstand — „sollen .. ein Niderländer und Schwab an einem Tisch gewesen, und jeder seine Nation gerühmet und der andern vorgezogen, der Niderlander auch die Schwaben insonderheit einer langsamen Sprach gezigen und ein Gewett mit dem Schwaben gethan haben, welcher bälder drey Stätt in seinem Land nennen könne. Der Schwab fieng an: „Ulam ist uyna, Kempta die and' und Mengama (so sprechen auch fast die Schwaben Memmingen auß) die dritte. Darauff der Niderländer gesagt: Meintz, Cöln, Ach, seyn drey Stätt: hat auch damit das Gewett gewonnen".

Der Vergleich der Schwaben mit dem Frosch war, wie es scheint, auch schon nach mehreren Seiten durchgeführt. „Suevus et rana sunt una persona", lautet ein Sprichwort, gerade wie es vom Bayern sagt: „Bavarus et sus habent unum corpus" *(Schmeller II. 619. I. 1516).*

Eine Reihe von Vergleichspunkten mußten sich da einem boshaften Spötter fast von selbst anbieten. Ein charakteristisches Kleidungsstück waren die enganliegenden gelben Hosen, die meist aus Hirschleder gefertigt wurden, und die die Schwaben schon im 6. Jahrhundert trugen *(Stälin I. 159).* Birlinger bringt zwei Stellen aus den „Deliciae Physico-Mathematicae" des Altorfer Mathematikers Schwenter *(Nürnberg 1651)* bei: „Er als ein bäuersmann hatte Hosen an, die ihme glatt anlagen, wie die schwäbischen Bauern tragen" *(4b S. 155),* und *(S. 467)*: „Ein Paar Wasserstiefel, so fast zu dem Nabel reichen und sich wie schwäbische Bauernhosen am Leib schließen mögen" *(B. A. I. 94).* Drum nennt man die Schwaben Gelbfüßler wie die Frösche *(Germania XVII. 317)* — die Bopfinger haben diesen Beinamen bekanntlich auf andere Weise bekommen *(s. A. V. I. 142)* —; und der schwäbische Volksmund sagt selbst: „Der Frosch hats a mal probiert und ist mit samt da Hosa ins Wasser gsprunga" *(Birlinger, So sprechen 17 Nr. 154).*

Doch der Ähnlichkeiten sind noch mehr. Es läßt sich nicht belegen, aber wahrscheinlich ist es doch, daß schon vor Hans Sachs und Fischart, schon im 15. Jahrhundert die schwäbische Sprache mit dem Gequacke der Frösche verglichen wurde, und daß ihre Geschwätzigkeit ebenfalls an die grünen Hoppatzer im Sumpf erinnerte. Dazu kam dann noch beider Feigheit: „Hie stehn wir Helden, sagt der Frosch zum Schwaben", lautet das Sprichwort, das schon Seb. Franck *(II. 47b)* kennt.

Zur Bekräftigung erfand man noch allerlei lustige Geschichten, die ersten Schwabenanekdoten, wo der Schwabe dem Frosch gegenübertrat. So heißt es in einer Augsburger Handschrift des 15. Jahrhunderts *(Germania XIII. 76, XVII. 310. B. A. IX. 103)*:

Zu Kaiser Friedrichs III. Zeiten brachte ein Kaufmann die ersten Heringe nach Ulm. Die lobt er gar sehr, „wie ez so guot vasten spise si und gar liht on allen uncosten zuo bereiten, und wan sie nüwer das füwer gesen heten, weren si schon gekocht." Nun führt man die ganze Tonne aufs Feld zur Probe und macht ein Feuer an. „Do stuont der wis her burgermeister von Ulen, nam ein hering her uz, hielt in zem füwer; aber leider er entwitscht ime uz der hant, die wile er schlüpfrig was gesin. Der burgermeister niht langsam grift er ins gras, daz er in erwisch. Er erwischt aber ein frosch, druckt in, daz er schrei: „Kwäck! Kwäck!" Als bald seit der burgermeister: „Kwäck hin, kwäck her, du hast das füwer gesen", und wischt dar mit ins mul. Von der zit pflegt man die Schwaben und besunders die von Ulen mit frösch zuo fatzen."

Ein Hausbuch aus dem Jahre 1472 erzählt *(Germania XXIV. 76)*: „Ein Swabe hett ein frosch gefangen. Den fraget ein ander Swabe: „Losa, wanna gasta?" „Ich gang aus dem haga." „Was hasch gefangen?" „Ein fegele." „Wie sind im die ougen als root?" „Da hatz vil gewonet." „Wie sind im die fieß als broaytt?" „Da hatz nye kein schuch angeloaytt." „Wie ist es am bouch als gell?" „Do istz ein eytel schmer." „Wirffs ouff, laß fliegen!" „Got noain, ich wils unter eim krut versieda."

Kurzum, der Schwabe war ein Frosch. Elisabeth Charlotte von der Pfalz schreibt einmal *(litt. Ver. 132, 316)*: „Mich deücht, daß die krametsvögel in der gantzen Pfaltz gutt sein, darumb heist man alle Pfältzer auch Krametsvögel, wie man die Sacksen heringsnaßen undt die Schwaben frösch heist." „Das geistlich Vogelgesang", ein Gedicht aus dem 17. Jahrhundert, das Wackernagel wiederhergestellt hat, nennt sogar umgekehrt den Frosch einen Schwaben *(Voces variae animantium, 2. Aufl. 1869, 129 Nr. 31, vgl. 114)*:

Wann der Storch hört das Qua qua qua,
spaziert er auf dem Moos
und lobt den Singer sub aqua:
„Euge, belle, sophos!"

Er zieht ihm über d'Ohren
die grünen Höslein ab;
die Schlacht hat er verloren.
der gut einfältig Schwab.

Auch eine ganze Reihe anderer Neckereien, die dem 16. Jahrhundert geläufig waren, gehen zum mindesten auf das 15. zurück. Die Wolfenbüttler Handschrift des Sachsenspiegels stellt einen Schwaben dar mit einer Knöpfleschaufel in der Hand, wie der Sachse mit dem Messer ausgestattet ist, das ihm den Namen gegeben. Schon das 15. Jahrhundert hielt von der schwäbischen Nonne nichts, wie die später folgenden Verse einer Münchener Handschrift beweisen. Und die Geschichte der sieben Schwaben taucht im Jahre 1498 zum erstenmal in einer Tegernseer Handschrift auf! Allerdings sinds nur d r e i Helden, aber es sind doch schon ausdrücklich Schwaben!

So kennt also bereits das 15. Jahrhundert Schwabenneckereien in Hülle und Fülle. Aber auch die andern Stämme gehen nicht leer aus. Noch tobt der Kampf aller gegen alle. Das Entscheidende bringt erst das 16. Jahrhundert, wo die berühmte Zimmerische Chronik fragen muß, ob die Schwaben nicht auch Menschen seien, wo ein Lächeln den Mund des Wirtes umspielt, wie der Gast sich als Schwabe vorstellt; kurz, wo für das deutsche Volk der Schwabe zum Schwäblein geworden ist und die Verwünschung „Lauf ins Schwäbisch!" soviel heißt wie „Geh zum Teufel!" Entstand schon im 15. Jahrhundert die Mehrzahl der Schwabenneckereien, neben denen es auch alle möglichen Stammesneckereien gab, so läßt das 16. die Schwabenneckereien zu Schwabenstreichen werden. Und wenn jetzt das Volk lachend und entschuldigend zugleich sagte: „Da macht wieder jemand einmal einen dummen Streich", so war seit dem 16. Jahrhundert dieser Jemand ein Schwabe.

2. Entstehung der Schwabenstreiche im 16. Jahrhundert.

Ob dann die Schwaben nit auch leut weren?
Zimmerische Chronik.

Wie im 16. Jahrhundert der Schwabe zum sprichwörtlichen Schwäblein wird, das läßt sich in der Literatur jener Zeit noch ziemlich gut verfolgen. Aber es muß scharf geschieden werden, was als rein sachliche Äußerung aufgefaßt werden will und keinen Spott auszulösen beabsichtigt — und das, was in erster Linie unterhalten möchte, wenn es die Schwaben bei den andern herabsetzt. So nennt z. B. Agricola die Schwaben und die Bayern „Machthansen und aufrührische Köpfe, die gern hadern und zanken", denn von dieser Seite hat er sie wohl kennen gelernt. Fährt er aber dann fort: „Wenn ein Sachse getrunken hat, so gehet er schlafen, wenn ein Schwab oder Bayer getrunken hat, so will er fechten" *(B. A. I. 100)*, so verläßt er damit schon den Boden ruhiger Objektivität. Jene sachlichen Äußerungen widersprechen sich häufig, weil die Leute, die in Schwaben gereist, dort nicht alle dieselben Erfahrungen gesammelt haben. Die scherzhaften Spöttereien aber, auf die es hier vor allem ankommt, sind die Ausgeburten von tausend Vorurteilen und wenden sich an ein unkritisches Publikum, das sie mit Lachen aufnimmt und sich darnach seine Vorstellungen von diesem närrischen Völkchen bildet. Gelegentlich widerspricht einmal ein Kenner diesem Lügengewebe, so wenn Melanchthon meint: „Es ist nicht wahr von allen, wie man sonst sagt: Ein Thuring ein zerer, ein Franck ein schwerer, ein Schwab ein schwatzer; nicht alle sind so" *(Lösche, Analecta Lutherana 155)*. Aber das kritiklose, boshafte Volk hielt von vornherein jeden Schwaben für einen Schwätzer.

Wie mag es da mit der eingangs geforderten Wahrheit bestellt sein, wenn der Schwabe so gänzlich der boshaften Phantasie des Volkes ausgeliefert ist! Die Schwabenstreiche gehen allerdings vielfach weit über das Maß der Karikatur hinaus, und wenn es auch selbst in jener leichtgläubigen Zeit gewiß keinem denkenden Menschen eingefallen ist, sie für wahr zu halten, so glaubte man doch an die Eigenschaften, die zugrunde liegen, und dieser Glaube verhindert eben, daß man dieselben Geschichten auf einen andern Stamm überträgt, oder daß sich der Volkswitz zur Abwechslung einmal einen andern Hanswurst sucht. Nur der Schwabe sah sich von einem lustigen Steckbrief verfolgt, kein anderer Stamm. Die Wahrheit ist von blindem, voreingenommenem Glauben verdrängt worden, und dieser tut ja allerdings für eine gern übertreibende Zeit, die ganz im Bann der Überlieferung lebt, die nämlichen Dienste. Er duldet sogar offenkundige Widersprüche, er schafft den schlauen und den dummen, den faulen und den fleißigen, den trunkenen und den nüchternen Schwaben. Aber sogar die Urteile wahrheitsliebender Männer lassen sich nicht immer vereinigen. So schreibt z. B. Poggio, der einst den Ketzer Hus auf das Konstanzer Konzil brachte, ganz ähnlich wie später Agricola: „Die Männer schaun trotziglich drein, und mir wills in ihrer Näh nicht behagen; ihrer Reden Sinn nach sind sie zumeist dem engelländischen Ketzer Wiklef zugetan, sie schlagen kein Kreuz und knurren vor unserm Habit" — während Luther, der die Schwaben auch persönlich kannte, zum entgegengesetzten Urteil kam: „Wenn ich viel reisen wollt, wollt ich nirgend lieber ziehen denn durch Schwaben und Bayerland, denn sie sind sehr freundlich und gastfrei, gehen den Ankommenden entgegen und tun ihnen gute Ausrichtung um ihr Geld. Die Hessen und Meißner tun es ihnen einigermaßen gleich, sie nehmen aber ihr Geld drum. Sachsen ist ganz unhöflich, da die Leute weder mit Wort noch mit Tat gefällig sind und sagen: Lewe Gast, ick wet nit, wat ick Ju geffen soll; dat Wiff it nit daheim, ick kan Ju nit herbergen"

(Lösche, 215). Ebenso schwabenfreundlich sagt er ein andermal: „Die Meißner sind stolz und bilden sich viel auf ihre Weisheit ein, die sie doch nicht haben. Die Thüringer sind ungefällig und habgierig, die Böhmen tun sich durch Fasten vor den andern hervor, die Bayern sind dumm, unbegabt und daher ehrlicher. Franken und Schwaben sind einfach, ehrlich und gefällig, die Schweizer die ersten unter den Deutschen, mutig und lauter. Die Wandali sind Diebe und eine ganz schlechte Gesellschaft. Niderlender, Batavi sind rechte Gaukelmänner, und die Rheinländer sind verschmitzt" *(Lösche, 63).* Ganz im Gegensatz dazu will Melanchthon, der doch halb ihr Landsmann war, gar nichts von den Schwaben wissen, deren „stoliditas et perfidia hominibus Germanis indignissima" er tadelt. Die Widersprüche kommen eben nicht aus demselben Munde, und jeder Beobachter macht andere Erfahrungen.

Doch wie gesagt, das sind Urteile von Kennern, auf die es hier nicht ankommt. Es soll ja hier auch kein zutreffendes Bild vom Schwaben, sondern eine Schwabenkarikatur aufgebaut werden. Daher noch einmal zurück zu Poggio, in das vorbereitende 15. Jahrhundert. Poggio, dem niemand das Verständnis für das Volkstümliche absprechen wird, weiß noch kein Wort von einer Sonderstellung des Schwabenvolkes im deutschen Volksmund, er, der durch seine Fazetien neben Boccaccios Dekamerone doch den ersten Anstoß gab zu jener Flut von Schwankbüchern, die voll waren von Schwabenschand und -leid. Von den Schwäbinnen z. B. berichtet er in seinem „Sendbrief über Hussens letzte Tage" *(neugedruckt Reutlingen 1883)*: „Auch umwandeln einen zu Stuttgarten gar viel minneschöne Mägdlein mit dunsigen Backen und lichtigen Haaren, mittelichen Leibes und nicht leidellengroß wie die bei uns" — was man aber später diesen minneschönen Stuttgarter Mägdlein nachsagte, war ihm offenbar nicht zu Ohren gekommen; verschwiegen hätte ers sicher nicht!

Was Poggio nicht bekannt war, hat der Ulmer Mönch

Felix Fabri, ein geborener Züricher, gewußt. In seiner „Historia Suevorum," lib. I *(Goldast 24)*, schildert er Land und Leute folgendermaßen: „Das Land ist volkreich, stark und kühn, der Stamm sehr kriegerisch, von hohem Wuchs und blondem Haar, hübschem Gesicht und schmucker Gestalt, wohlgesetzter Beredsamkeit, gebraucht Synonyme und hat Überfluß an Worten und Wendungen vor allen Deutschen, hat eine helle Stimme und singt volltönende Lieder, entbehrt infolge seiner sparsamen Lebensweise Vergnügungen (gaudiis cum parcitate victus vacans), kleidet sich reich (splendida veste) und badet häufig . . .[1]) Auch sind die Schwaben vernünftiger als die Elsässer, edler als die Bayern, gerechter als die Brabanter, reicher als die Franken und frömmer als alle andern Deutschen." Mögen nun diese hochtrabenden Worte auch nicht viel sagen und mancherlei enthalten, was sich mit den Aussagen anderer Männer nur schwer vereinigen läßt, so hat Felix Fabri in Einzelheiten doch manchmal das Richtige getroffen und deckt sich mit den Beobachtungen seiner Zeitgenossen, wenn er weiterhin schreibt: „Obgleich Schwaben ein gutes Land ist, so bekommen die Schwäbinnen doch so viele Kinder, daß das Land sie auch heute nicht alle ernähren kann. So kommt es, daß fast in allen Gegenden Deutschlands sich Schwaben finden. Denn allen sendet Schwaben seine Priester und Schüler zu, und es gibt wohl kein Land unterm Himmel, wo es so viele Priester, Schreiber, Musiker, Schulrektoren und dergleichen gibt wie aus dem Schwabenland. So ist der ganze Breisgau und das Elsaß voll von schwäbischen Bauern, und ohne sie könnten die Elsässer Bauern die Hälfte ihres Berglandes nicht anbauen, und das halbe Elsaß wäre also verlassen, wenn die Schwaben es nicht überfluteten. Und daß der bekannte edle Elsässer Wein schon weit und breit durch die Welt geschickt wird, ist das Verdienst der schwäbischen Winzer, die Tag für Tag in den

[1]) Bebel hat diese Stelle fast wörtlich in seine „Epitoma laudum Suevorum" übernommen.

Bergen das Brachland umgraben und das Rebgebiet vergrößern. Und nicht nur in Schwaben, sondern in allen Gegenden, auch außerhalb Deutschlands, wo Wein wächst, findet man schwäbische Winzer. In ähnlicher Weise schickt Schwaben seine Knechte und Waffenträger überallhin. Wo gibt es einen König, einen Fürsten oder Herrn auch in den abgelegensten Ländern, dem nicht einige Schwaben dienten? Im Dienste der Herren von Venedig habe ich auf den Inseln und in den Häfen des Meeres sehr viele bewaffnete Schwaben angetroffen, die der Bewachung der See dienten." An derselben Stelle heißt es von den Schwäbinnen: „Auch das weibliche Geschlecht ist bei den Schwaben fein und wohlgestaltet (genus delicatum et formosum), es vermehrt sich so sehr, daß fast in allen Gegenden Schwäbinnen umherschweifen, die den Leuten in den häuslichen Geschäften dienen, meistens aber sich dem Dienst der Venus ergeben, dem sie so sehr zugetan sind, daß sie den übrigen vorgezogen werden und den ersten Platz in den Tempeln der Venus innehaben; andere durcheilen gewissermaßen mit Venus auf der Suche nach Adonis die Welt ... Aber die anständigen, tugendhaften und guten Schwabenmädchen, deren Zahl die größere ist, weihen sich einer reinen Ehe oder lassen sich in Klöster einschließen, wo sie nicht die Keuschheit der Minerva, sondern die Jungfräulichkeit der Maria bewahren. Daher steht es bei mir fest, daß es in der ganzen Welt nicht so viele Frauenklöster, so viele Mädchen-Anstalten (iuvencularum inclusoria), so viele Beginenhäuser gibt in einem so kleinen Bezirk wie in Schwaben zehn Meilen im Umkreis von Eßlingen. Aber sie leben nicht nur in den Klöstern Schwabens, sondern auch die Klöster anderer Gegenden füllen die Schwabenmädchen. Wie also, wenn ich Unpassendes vergleichen darf, die Freudenhäuser aller andern Länder Schwäbinnen haben, so auch fast alle Klöster in der Ferne, und die Schwäbinnen sind in den Klöstern beliebt und nutzen mehr als andere wegen ihrer guten Art. Daher kommen manche aus fernen Ländern,

die wissen, daß das weibliche Geschlecht in Schwaben sich so vermehrt hat, dorthin und kaufen die Mädchen um Geld und führen sie mit sich fort, entweder zur Besorgung des Hauswesens, weil sie arbeitsam, flink und treu sind (quia laboriosae et agiles et fideles sunt), oder in den Dienst des Verbotenen, weil sie liebreizend und fein sind (quia amabiles sunt et delicatae), oder in den Dienst des Göttlichen und in die Klöster, weil sie gesund, stark und vernünftig sind (quia sanae, robustae et rationabiles sunt), gute Stimmen haben vor andern Frauen und frömmer sind. Daß sich das so verhalte, wissen alle, die hierüber unterrichtet sind . . . Nach den Hohenstaufen brachte Schwaben noch viele römische Könige hervor, aber gleichsam als totgeborene Kinder, die nicht zur Herrschaft gelangten, nicht weil sie dessen unwert waren, sondern weil das Rad sich anderswohin wandte und der schwäbische Name verhaßt gemacht worden war, ob mit Recht, weiß Gott. . . . Ich habe es wiederholt gesagt und sage es nochmals mit Tränen, daß die ganze Schuld an der Verachtung die feindseligen Italiener tragen, weil Alemannien bisher der Redekunst entbehrte und keiner war, der in schöner Sprache den Beweis führen konnte, daß die Schwaben ehrliche Deutsche und gute Christen seien" *(S. 40f. Die letzte Stelle in der gekürzten Übersetzung von J. Hartmann).* Natürlich gilt diese wehmütige Klage nur dem dahingesunkenen schwäbischen Gottesstaate, von dem sich die Italiener treulos abgewandt, und der bittern Feindschaft der beiden Völker; keineswegs läßt sich aus der Stelle etwa folgern, daß der Schwabe in Deutschland selbst zum Gespött geworden sei. Denn den Ruhm dieses innerdeutschen Schwabentumes vertritt Felix Fabri in jeder Zeile seines Buches; er macht sogar den schwäbischen Ritter, der Otto den Großen am Barte packt und zaust, zum heldenmütigen Vertreter seines Stammes und vergleicht ihn mit Herkules, der den Cerberus holt und den gefesselten Theseus befreit. Damals lebte die Erinnerung an die schwäbische Geschichte noch.

Auch die im 16. Jahrhundert entstandenen Kosmo-

graphien berichten mancherlei von unsern Schwaben. Aber es ist seltsamerweise der Hauptsache nach nur eine Notiz, die von den „Omnium gentium mores" des Johannes Bohemus an sich in all diesen Büchern wiederfindet, im Weltbuch des Sebastian Franck wie in Münsters Cosmographey und in spätern Werken. Daß Franck in seiner Volkskunde in erster Linie von Bohemus abhängig ist, hat Erich Schmidt *(Deutsche Volkskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation, Berlin 1904. S. 130)* nachgewiesen, und ebenso, daß Sebastian Münster vielfach auf Francks Schultern steht; nur ist bei ihm „anstelle des anspruchslosen Fleißes und der Pietät ... Böhms, anstelle der universal gestimmten Menschenliebe Francks der sammelnde Eifer trockener Schulgelehrsamkeit, die Beschränktheit eines bildungsstolzen Epigonentums getreten" *(S. 140)*. Johannes Böhm hat in Schwäbisch-Hall die Schule besucht, vermutlich auch in Tübingen studiert, wo damals Heinrich Bebel lehrte, war dann Priesterbruder im Deutschherrenhaus zu Ulm, wo er seinen „Liber heroicus" schrieb, der ein „Lob und Beschreibung Ulms, der Hauptstadt Schwabens" enthält — Sebastian Franck hat sich vorübergehend in Ulm festgesetzt und ist in Schwaben als Buchhändler oder als Seifensieder herumgezogen; er war „prädestiniert zu volkskundlichen Leistungen" — beide standen also in nahen Beziehungen zu Schwaben, kannten Land und Leute durch eigene Anschauung, und doch entstammt das, was sie in ihren Werken über Schwaben mitteilen, nicht ihrer eigenen Erfahrung, sondern der übeln Nachrede anderer Stämme, die sie ruhig aufnehmen, ohne für das schwer angegriffene Land einzutreten. Johannes Böhm schreibt nämlich ganz im Sinne Felix Fabris *(1520, f. LXIb)*: „Die Schwaben sind der Liebe über die Maßen zugetan, das weibliche Geschlecht läßt sich vom männlichen leicht zum Bösen verführen, vor der Reife sündigen beide, spät erst werden sie vernünftig.[1]) Ich glaube, daß diesem

[1]) Soll dies „sero resipiscunt" etwa eine Anspielung sein auf das bekannte Schwabenalter? Auch Alwin Schultz I, 4 übersetzt in ähnlichem Sinne.

Laster dadurch am meisten Vorschub geleistet wird, daß weniger als in andern Gegenden Deutschlands durch das Einschreiten der Kirche jene öffentlichen Ehebrecher, Hurer und Räuber verfolgt werden. Es gibt daher ein Sprichwort: „Schwaben allein gibt ganz Deutschland genug Huren, wie Franken Räuber und Bettler, Böhmen Ketzer, Bayern Diebe, die Schweiz Henker und Kuppler, Sachsen Säufer, Friesland und Westfalen Meineidige und der Rhein Fräßige" — also wieder eine schmachvolle Vexierung Schwabens und aller deutschen Stämme, die nur auf dem lästerlichen Gerede des Volkes begründet sein kann. Und ebenso heißt es bei Sebastian Franck *(Weltbuch 1542, f. 53a = Warhafftige Beschreibung aller theil der Welt, Frankfurt 1567, I. f. LIIIa)*: „Wie nun eim jeden volck sein eygen tadel und nachtheil anhangt, also seind die Schwaben so ein unkeusch volck, das es selten zu rechtem mannbarem alter kompt, und bey andern völckern ein sprichwort darauß worden ist: Schwabenland gibt huren gnug, Franckenland rauber und betler gnug, Böhem ketzer, Beyer dieb, Schweitzerland hencker, Sachsen säuffer, der Rhein frässig, Frießland und die Westphaler treuloß oder meyneydig". Und in dieser Gestalt geht die schwäbische Schande weiter von Buch zu Buch, in Münsters Cosmographey *(Basel 1548, III. 470)* und in spätere Werke über, wie in „Der Teutschen Nation Herrlichkeit . . . durch Mathis Quaden von Kinckelbach," *(Cölln 1609, 104)*, um erst im „Reyßbuch" Martin Zeillers *(Straßburg 1632, S. 85)* abgewiesen zu werden. „Sie haben auch ihre Mängel", gibt er ruhig zu, „wie alle andere Völker", und dann läßt er einen Franzosen D. T. U. Y. ablitzen, der in seinem Buch „Les Estats, Empires et principautez du monde" — ich habe es leider nicht auftreiben können — die alten Geschichten von den Schwäbinnen wieder aufwärmt: „Der gute Frantzoß solte erstlich vor der seinigen Thür gekehret und alsdann erst, wie sich andere Nationen verhielten, gesehen haben. Und muß man, was etliche übersehen, nicht dem gantzen Volck zuschreiben . . . Sonsten

haben die Schwäbische Weiber ihrer Freund-, schön- und holdseeligkeit halber, neben deme, daß sie häußlich sein, ihre Männer lieben, und die Kinder wol erziehen, allezeit ein gutes Lob gehabt, wie dann auch Martinus Crusius *(I. 10, 9; I. 237)* das Zeugnuß gibet:

Suevas fuisse amabiles, viris et applicabiles,
prolem educasse sedulas, curasse pensa strenuas.

Was die Männer der Wissenschaft an Tatsachen boten — d. h. was sich wenigstens für Tatsachen ausgab —, dazu lieferte die volkstümliche Literatur jener Tage die heitern und oft derben Beispiele, die sich allmählich zu einem vollständigen Charakterbild zusammenreihen. Immer zahlreicher werden die Anekdoten, bis die einst zusammenhangslos herumschwirrenden Scherze alle von Schwabenschand und -leid erzählen, und die lachenden Leser voll Hochmut das schwäbische Völkchen verachten zu können glauben. Immer mehr Geschichten werden auf den schwäbischen Namen übertragen, die schon damit verbundenen noch weiter ausgeschmückt, bei vielen eine boshafte Spitze herausgearbeitet.

In erster Linie sind da die Schwankbücher zu nennen. Diese, durch fremde Vorbilder angeregt und gefördert, überschwemmen jetzt die deutschen Länder mit ihrer Masse. Inhaltlich steht jedes auf den Schultern der früher erschienenen, indem irgend ein Skribent aus den bereits vorhandenen Büchlein sich eine Reihe von Schwänken und Histörchen zusammensucht, sie vielleicht noch mit einigen neuen bereichert, unter Umständen auch noch eine Erzählung aus der Weltgeschichte hinzufügt, damit er bei den andern Sächelchen um so mehr den Standpunkt verdammender Moral einnehmen kann, und dann das Machwerk unter einem neuen Namen hinausziehen läßt. Sauber geht es da nicht zu, darum erzählt man derartiges, um die Lauterkeit der eigenen Gesinnung darzutun, auch nur als warnendes Beispiel und mit sittlicher Entrüstung. Und in diesen Büchern wimmelt es förmlich von Schwabenstreichen.

Die endlose Reihe eröffnet Heinrich Bebel, der wie die älteren Fazetienschreiber sich der lateinischen Sprache bedient, „Henricus Bebelius Justingensis, Poeta laureatus et humanarum literarum doctor Tubingae." Er ist in Justingen im Schwabenland als Bauernsohn geboren und hat an der Tübinger Universität gewirkt.

Auch er kennt den schlechten Leumund der Schwäbinnen. Aber er trauert überhaupt der alten einfachen Zeit nach, die einer neuen, üppigen hat weichen müssen. Im fünften Buch des „Triumphus Veneris" behauptet er *(1501, f. 84bff., vgl. Cleß II. 2, 705)*, besonders die Tübinger Mädchen stünden im Dienst der Liebe, und er zieht ihnen die ehrlichen Töchter der Alpen vor, bei denen noch einfache und treue Liebe zu finden ist. Die Mädchen der Stadt dagegen wissen schon zu kokettieren, wenn sie kaum zehn Jahre alt sind, und alle hinters Licht zu führen, sie schminken ihre Gesichter und sind stolz auf ihren unnatürlichen Duft. Aber wenn man ihnen das alles nimmt, Schminke und die seidenen Kleider, dann bleibt keine Schönheit mehr zurück. Die Gewürze entstellen die jungfräuliche Zierde und das ganze heranwachsende Geschlecht. Schmerzerfüllt ruft Bebel aus: Oh, ubi Suevorum mores! Wo ist die Zeit hin, wo Scham und Redlichkeit, Recht und Frömmigkeit noch etwas galten, wo die Kinder reif zur Welt kamen und ein starkes Geschlecht lebte, dem die Natur mit rosiger Farbe die Wangen malte! Damals zog die Blüte schwäbischer Jungmannschaft siegreich über die ganze Erde hin, bloß mit Fellen bekleidet ... Aber jetzt ist alles in Üppigkeit aufgegangen, jetzt holt man Wein von Kreta und den Falisker Bergen, und selbst der Arme trägt Purpurkleider. Zimt und Pfeffer und Balsam und all das verderben die alte Sitte und die ganze Nachkommenschaft. Hilf du, sanctissima Germania, und rette den Brauch der Väter, verbiete die italischen Laster durch das Gesetz, damit Venus nicht noch schamloser werde und das Gift nicht noch weiterschleiche. Die Mädchen sind unfruchtbar, solange

sie in der Liebe spielen, weil sie schwarzes Gift und Kräuterkraft anwenden; erst wenn sie eine rechtmäßige Ehe schließen, tragen sie im Schoße die teuersten Pfänder der Mutterschaft.

Aber keine einzige Schwabenneckerei findet sich in Bebels Fazetien. Alle die Geschichten, die er aufzählt, haben sich zwar in Schwaben ereignet, und sehr oft behauptet er sogar, die Leute zu kennen, denen sie zugestoßen, aber nie will er die Schwaben damit verhöhnen. Hätte er zufällig in Bayern oder sonstwo gelebt, so hätte er seine Schwänke eben dort geschehen lassen *(Lier im Archiv für Litt.-Gesch. XI. 8)*. Es fehlen über dies merkwürdige Buch noch fast alle Vorarbeiten *(s. Allg. D. Biogr. II. 195ff)*; weder gibt es einen Neudruck der immerhin ziemlich seltenen Fazetien, noch hat man sie auf ihre Quellen hin untersucht. All die Stoffe, die in den Schwankbüchern des 16. und 17. Jahrhunderts immer und immer wiederkehren, lassen sich bis auf Bebel, aber nur selten weiter zurückverfolgen. Eine schriftliche Quelle, wenigstens für die eine oder die andere seiner Schwänke, hätte gefunden werden müssen, und so ist es wahrscheinlich, daß Bebel in der Hauptsache aus der mündlichen Überlieferung Schwabens geschöpft hat. Auch Müller-Fraureuth sagt hierüber *(Die deutschen Lügendichtungen, S. 42)*: „Was immer zu Bebels Zeit sich an Lächerlichem zutragen mochte und ihm zu Gehör kam, das zeichnete der jedenfalls beständig in und mit dem Volke verkehrende Mann auf, etwa in der Weise, wie heute die kleinen Vorfälle des Tages Aufnahme in die Zeitungen finden, wie der Sammler von Märchen und Sagen aufmerksam auf das achtet, was aus dem Volke ihm entgegentönt." Daß Bebel selbst die Leute zu kennen vorgibt, ist an sich noch kein vollgültiger Beweis; denn spätere Schwanksammlungen, die sich eng an Bebel anschließen, beginnen wie er oft mit denselben Worten „Novi rusticum", so noch die „Nugae venales" in der Ausgabe von 1720 — doch kann z. B. die Geschichte vom gutmütigen Hätze-Michel nur auf mündlicher Quelle beruhen, wie aus der Art der Erzählung hervorgeht.

Was Bebel seinen Lesern auftischt, sind also lustige, meist recht derbe Geschichten, die, dem Volksmund entnommen, in irgend einem mit Namen genannten Schwabennestchen Bebel selbst oder einem Bekannten passiert sein sollen. Viele von ihnen kennzeichnen sich ihrem Wesen nach als echte Schwabenstreiche. Da ist das dumme Schwäblein, das seine Frau lobt, weil sie ihm auch in seiner Abwesenheit Kinder gebiert *(14b, vgl. Frey 128 cap. 112, 257. Pegeus 89 Nr. 416 „Joseph Torta, ein gantz einfältiger Mann in Italien" . .)*, die fromme Schwäbin, die ohne Wissen ihres Mannes den Augustinern in Tübingen etwas zusteckt: „Betet nicht für meinen Mann, er könnte sonst was merken!" *(25b. Frey 62 cap. 47)*. Da wird einer als Zeuge vor Gericht geladen und sagt aus: „Ich lag und schlief, da sah ich und hörte ich, wie einer dem Kläger mit der Hacke auf den Kopf schlug; weiß aber nicht, ob er getroffen hat" *(50a. Nugae venales 36. Vom Maynhincklers Sack D 3a nach Erfurt verlegt)*. Und jener Uracher Ratsherr, der einst nach fröhlicher Fischjagd in der Sitzung einschlief: Wie man ihn weckte, um seine Meinung zu hören, rief er: „Die Hälfte soll man braten, die andern backen!" *(83a, weiter ausgeführt bei Kirchhof I. 193 Nr. 163)*. Und Bebel kennt sogar den Wandertrieb der Schwaben, wie aus einer hübschen, später folgenden Anekdote hervorgeht; und doch versucht er nirgends, all diese Züge und Streiche mit dem schwäbischen Volkscharakter zu verbinden und daraus abzuleiten. Nirgends findet sich bei ihm eine Erwähnung der schwäbischen Einfalt, auch nicht bei den andern Fazetienschreibern, die wie er aus Humanistenkreisen stammen und mit Bebel die ältere, lateinisch redende Reihe von Schwankdichtern bilden, bei Othmar Luscinius, Johann Gast, Nikodemus Frischlin, Otho Melander. Daß der Begriff der Schwabenstreiche in jener Zeit noch nicht bestand, geht aus Bebels Epitoma laudum Suevorum deutlich hervor, einem Loblied auf die Schwaben, das nur wenige Seiten umfaßt und bei Goldast abgedruckt ist: „Wir sind ihr Blut," sagt Bebel mit Stolz, „ihr ausgeprä-

testes Abbild, in uns strahlt der Vorfahren Adel und Seelengröße wider." Dann heißt es, die alten herrlichen Taten der Schwaben seien in Vergessenheit geraten, erstens, weil die Römer sie aus Feindschaft unterdrückt hätten, dann weil die Deutschen allgemein den Ruhm der Schwaben auf sich genommen hätten, und schließlich, weil Schwaben und Alemannen nirgends auseinandergehalten würden. Aber an keiner Stelle stimmt er in Felix Fabris Jeremiade ein, nirgends verrät er, daß die deutsche Spottsucht damals der schwäbischen Ehre Eintrag tat. Das Vorstrittrecht, das Karl der Große einst verliehen, und die Tapferkeit Kaiser Konrads III. werden nicht vergessen, doch nirgends steht eine Anspielung darauf, daß Bebel die gefährdete Schwabenehre hätte wieder herstellen wollen. Bebel rühmt seine Schwaben, die keinem Volke weichen müßten, und all das sagt er ohne jede Spitze, ohne jeden Ausfall gegen eine Lästerzunge. Man vergleiche mit Bebels Schrift die ums Jahr 1478 erschienene Verherrlichung Westfalens, das Buch des Karthäusers Werner Rolevinck „De laude veteris Saxoniae, nunc Westphaliae dictae", wo mitten unter hohem Lob westfälischer Tüchtigkeit der „täppische Westfale", die „westfälische Kröte" erscheint. Davon findet sich bei Bebel keine Spur. Nur ein Nichtschwabe konnte ja, wenn er in den Fazetien las, ausrufen: „Ja, so sind sie alle, diese Schwaben", und konnte dann für die dummen Streiche den ganzen Stamm verantwortlich machen. Bebel aber fehlte der Maßstab, mit dem er seine Landsleute hätte messen können, und Felix Fabri klagt nur über den Verfall der schwäbischen Macht, aber nicht über die Mißachtung, unter der der einzelne Schwabe zu leiden gehabt hätte.

Mochte also Heinrich Bebel alles mögliche erzählen, was an lächerlichen Streichen in Schwaben geschehen sein sollte, nur außerhalb Schwabens konnte man sie als Ausfluß schwäbischer Einfalt oder schwäbischer Grobheit auffassen.

Das gilt auch von der Schwanksammlung des Augustin Tünger, die im Jahre 1486 geschrieben und dem Grafen

Eberhard dem Ältern von Württemberg gewidmet wurde. Sie hat es nie zum Druck gebracht, besaß also auch keine Verbreitung *(Bobertag I. 1, 131f.)*. Wenn hier auch mancherlei Schwänke in Schwaben, besonders in Konstanz lokalisiert sind, so findet sich doch noch keine Anspielung darauf, daß solche Streiche in Schwaben besonders im Schwang waren. Nur ein einziger hätte seinem Geiste nach ein Schwabenstreich werden können, nämlich die Geschichte vom Zunftmeister, der ein Kalb gebar *(litt. Ver. 118 Nr. 44)*: „Ain zunfftmaister uß ainer stat in Schwaben, die mir yetzo nicht gezymet ze nemmen," übernachtet mit seinem Knecht in Buchhorn in einer Kammer, wo der Wirt ein neugebornes Kalb der Kälte wegen getan hatte, ohne daß die beiden Fremden es ahnen. Nun träumt dem Zunftmeister, „er hett ain Kalb bracht," und richtig, da lag es! Um die beschämende Tat zu verbergen, ertränkt der Knecht das Kalb im See.

Anders verhält sich die Schwabensage schon bei einer zweiten Reihe von Schwankdichtern, die sich der deutschen Sprache bedienen. Hier finden sich schüchtern und langsam die ersten Geschichten vom dummen Bäuerlein aus dem Schwabenlande ein, bis schließlich der dumme Schwab zur stehenden Figur wird. Der erste ist der satirische, fanatische Barfüßermönch Johannes Pauli, ein geborener Jude, der den größten Teil seines Lebens in Straßburg zubrachte. In seinem Schwankbuch „Schimpf und Ernst", das er im Jahre 1519 zusammenstellte, versteht er wohl zu schildern, als habe er alles mit angesehen *(vgl. Bobertag I. 1, 134)*, und doch lokalisiert er fast nie. So läßt er nur einmal den Schwaben auftreten, nämlich in der Erzählung von den Gotteszähren, die bei ihm mit den Worten beginnt: „Es gieng ein mal ein Schwab gen Rom". Dagegen hat Pauli den Bauern, der vom Sakrament zu sterben fürchtet, noch nicht zum gottlosen Schwaben gemacht.

Die „Gotteszähren" finden sich dann auch im „Rollwagenbüchlein" des Colmarer Meistersingers Jörg Wickram,

(110 Nr. 60), und dann nochmals in der zweiten Ausgabe vom Jahre 1557, die Hermann Kurz, der Herausgeber des Rollwagenbüchleins, für einen unberechtigten Nachdruck hält. An dieser zweiten Stelle *(164 Nr. 93)* fragt „ein gut einfältig mann aus dem land zu Schwaben", „was Reinfal für ein tranck wer" (der „Reinfal" kommt von Rivoglio in Istrien), und wird dann furchtbar ausgelacht, wie er bedauert, daß Gott nicht auch in Schwaben solche Gotteszähren vergossen habe. Dann folgt die köstliche Stelle, aus der hervorgeht, daß der launige Fortsetzer von Wickrams Schwankbüchlein nur persönliche Neckereien im Auge gehabt haben kann, aber keine Stammesneckereien: „Aber es ist gemeinlich in aller welt der brauch, welcher einfältig, frum, schlecht und gerecht ist, da hilft yederman zu, damit er noch mer gefatzt und umbgetriben wirt. Das nim ich bey mir selbs ab, dann ich meiner einfalt halben auch oft mus gefatzt sein." Außerdem kennt Wickram in der ersten Ausgabe nur das arme Schwäblein, dem in Italien ein Zahn gezogen wird, weil es, der Landessprache unkundig, sich zum Barbier weisen läßt anstatt ins Wirtshaus.

Im Gegensatz zu Pauli hat Jakob Frey, ebenfalls ein Elsässer, der „allzeit auch ein gutter zechbruder gewest ist" *(S. IX)*, fast alle Anekdoten seiner „Gartengesellschaft" an bestimmte Örtlichkeiten gebunden. Er erfindet Nebenumstände, Orts- und Personennamen, Wechselreden, um die Begebenheit glaubhafter und natürlicher erscheinen zu lassen. Wenn er auch bisweilen die in seiner Quelle angegebene Lokalität beibehält, so sind doch die Fälle weitaus häufiger, in denen er die fehlende Ortsangabe aus eigener Erfindung ergänzt oder die in Italien spielenden Schwänke Poggios und die in Schwaben passierten Geschichten Bebels in näher gelegene Örtlichkeiten verlegt. Charakteristisch für Frey ist, daß er dabei nicht bloß im Elsaß, sondern auch in der Schweiz gut Bescheid weiß *(S. XXVI)*. Vor allem die Schwänke in der Art der Schildbürgerstreiche hat Frey in fingierte Ort-

schaften verwiesen: so ist die Geschichte von dem Bannwart, der sich von vier Leuten in den Weizen tragen läßt, damit er ihn nicht zertrete, in Dummerstatt passiert *(22 Nr. 13)*, der Schwank von den Bauern, die einem Nußbaum zu trinken geben, zu Garburg, und zwar zu einer Zeit, „als die baursleut und namlich die in dem gebirg noch also frumb, schlecht, einfaltig und gerecht warend" *(21 cap. 12)*. Frey rückt also diese Ortsneckereien gar in die Vergangenheit zurück; er hat eine gelehrte Bildung genossen und mag also nicht glauben, daß die Bauern jetzt noch in dieser Dummheit verharren. Für ihn hat sich die Aufklärung selbst in den abgelegensten Nestern Bahn gebrochen; vielleicht hat er als Notar das Landvolk von einer Seite kennen gelernt, die zu jenen Schwänken nicht stimmen will. So sagt er von Mundingen: „Darinn warend vor zeiten gar gute, frumme, einfaltige leuth (jetzunder sindt sie bass abgeriben)" *(42 cap. 27)*; einen andern Schwank schließt er mit den Worten: „Solchs ist alles noch in den alten zeiten bey den eynfaltigen Schweitzern beschehen; yetzunder seind sie aber mehr gescheider worden" *(53 cap. 38)*. Bei ihm sind daher „Schwabenstreiche" auch nicht zu erwarten; wenn auch einige Geschichten auf schwäbischem Boden spielen, so ist doch keine einzige so angelegt, daß sie im ganzen Schwabenlande möglich, daß eine schwäbische Eigenschaft oder der Glaube an eine schwäbische Eigenschaft zu erkennen wäre.

Auch im zynischen „Katzipori" Michael Lindeners, das 1558 erstmals gedruckt wurde *(litt. Ver. 163)*, findet sich der Gedanke noch nicht, daß der Schwabe aus der Reihe der andern Stämme getreten sei und sich vor ihnen hervortue. Aber Lindener, wie Schumann ein vom Schicksal nach Augsburg verschlagener Leipziger Student, der im Jahre 1562 zu Friedberg bei Augsburg wegen eines Totschlags gerichtet wurde *(Bolte, Montanus 636)*, weiß schon, was aber auch andere vor ihm gesagt, daß die Schwäbinnen „gemeinklich alle Huren" sind *(90 Nr. 31)*. Wenn er von einem Fünsinger erzählt, dem ein Spitzbube einen Krebs auf die Wagendeichsel

gesetzt hat, um ihn zu erschrecken, so daß der arme Schlucker in seiner Not die ganze Deichsel absägt *(114 Nr. 58)*, wenn er in Nr. 89 ein Weilheimer „Stückle" folgen läßt und in Nr. 114 eine schwäbische Ortsneckerei, wie im „Schwabenlandt" zwei Nachbargemeinden sich um den gemeinsamen Pfarrer und seinen Esel streiten, bis sie „dem guten herren pfarrer ... hieben ein Ohr ab wie dem lieben Malchus", und wenn er ferner die körperlichen Vorzüge der „groben kropffigen Pintzger" *(135 Nr. 80)* kennt, so zeigt er sich in schwäbischen und andern Ortsneckereien ja ganz gut bewandert, aber es muß doch um so mehr verwundern, daß er vom Schwäblein selbst rein gar nichts zu berichten weiß. Oder waren ihm diese Geschichten zu zahm, da er nur kräftige Zoten brauchen konnte?

Ebenso erzählt auch Valentin Schumanns „Nachtbüchlein" *(1559. litt. Ver. 197)* bloß einige Schildbürgerstreiche von dem schwäbischen Narrenort Ganslosen, die dann ins Narrenbuch übergingen, aber nicht am schwäbischen Namen haften blieben: so die bekannte Geschichte vom Maushund *(10 Nr. 1)*, und wie einer beim Herablassen des Bauholzes vom Berg seinen Kopf verliert *(31 Nr. 8)*.[1]) Gelegentlich wird einmal erwähnt, wie es so viel Bettler im Schwabenland gebe *(285 Nr. 46)*.

Dagegen erscheint im „Wegkürzer" des Straßburgers Martin Montanus (1557) zum erstenmal die Geschichte vom Schwaben, der das Leberlein gefressen *(litt. Ver. 217, 25 Nr. 6)*, und zwar ganz in der Form, wie der reizende Schwank in unsere Märchenbücher aufgenommen worden ist. Sein zweites

---

[1]) Ähnliche Ereignisse läßt der Volksmund oft geschehen. Einem Fünsinger wurde beim Sturz von einer Eiche der Kopf abgeschlagen, und da die andern den Kopf nicht auffinden können, erkundigen sie sich schließlich bei der Frau des Verunglückten, ob er überhaupt einen Kopf bei sich gehabt habe, und diese antwortet: „Des ich nit wissen mag, sein kopff het er ye am samstag, da ich dahaim im zwueg." *H. Sachs, F. u. Schw. I. 198, IV. 73. Frey No. 12.*

hierhergehöriges Buch, „Die Gartengesellschaft", bringt den Schwank „Ein hass jagt neun B a y e r" *(278 Nr. 18)*, wobei die Angst der neun Helden als eine Stammeseigenschaft erklärt wird, und eine allerdings bloß in ein Dorf „nahent bey Dinckelspühel" verlegte und märchenhaft eingekleidete Erzählung von einem Bäuerlein, das fünf Vaterunser auf dem Markt verkaufen will, und ein spottsüchtiger Metzger kann ihm die sonderbare Ware mit all seinem Fleisch nicht aufwiegen *(258 cap. 2, Hulsbusch 2)*; ferner heißt es von einer Bäuerin „in einem dorff im Schwabenland" *282 cap. 23)*, sie habe ihr Bett mit Kissen und deren Inhalt in einem Zuber gewaschen *(Hulsbusch 15. Nouvelle fabrique des excellens traits de verité . . par Philippe d'Alcripe, 1579, nouv. éd. Paris 1853, 121)*. Aber auch Montanus macht noch nicht das ganze Schwabenvolk mitschuldig an einem dummen Streich, dagegen kennt auch er im Andreützo, Cap. 11 schon den schlechten Ruf der „Stutgarter junckfrauen, die umb ain klain gelt zu bekommen seind". Montanus hat, wie er selbst sagt, Schwaben und Bayern durchzogen *(s. Boltes Einleitung S. IX)* und ist als fahrender Schüler weit gewandert; um so mehr fällt es auf, daß er abgesehen von der einen Geschichte vom Schwaben und dem Leberlein nur einige innerschwäbische Ortsneckereien aufgelesen hat und mitteilt, aber noch gar nichts vom schwäbischen Volkscharakter weiß und von dessen karikierter Darstellung.

H a n s W i l h e l m K i r c h h o f (1525—1603), dessen „Wendunmuth" (1563) das umfänglichste aller Schwankbücher ist, kennt den Schwaben schon genauer. Er hat zehn Jahre hindurch fast ganz Deutschland als Landsknecht durchzogen; und wie ihn dann Bebels Fazetien zu seinem Buch anregten, hat er sich mancher Geschichte erinnert, die er in diesen Kriegsjahren aufgelesen, und der Wendunmuth enthält auch in der Tat viele persönliche Erlebnisse.

Er bringt zum erstenmal eine Anzahl von Priameln, wo einer ganzen Reihe von Völkern und Stämmen jedem etwas

Besonderes aufgemutzt wird, sogar schon Einzelheiten aus ihrem Leben, von ihren Leibspeisen, und eine Reihe weiterer Geschichten von der kindlichen Einfalt der Schwaben, wie sie uns dann durchs ganze 17. Jahrhundert begegnet.

Wenn hier neben den Schwaben auch noch die Hessen stehen, die Kirchhof als Landsmann natürlich mit gewaltigen Tönen in Schutz nimmt *(I. 280 Nr. 228)*, die Schlesier usw. — die also getrost vor der eigenen Tür kehren und die Schwaben in Ruhe lassen sollten —, so leiden die Schwaben doch schon unter einem eigenen Ruf; denn nun wird eine dumme Tat, die in Schwaben geschieht, dem ganzen Volke zugeschrieben und als Ausfluß von dessen Geistesart angesehen und verlacht. Das beweist folgendes Geschichtchen *(I. 317 Nr. 273)*:

„Von einem verstendigen Schwaben.

Im schmalkaldischen Krieg, als die protestierenden ir feldläger bey Donawerd gehabt, ward ein bott, der ein gantze taschen voller brieff auß dem keyserlichen leger hin und wider ins Schwabenland zu lifern bey sich trug, von etlichen nidergeworffen ... Welche brieff alle nach einander auffgebrochen und gelesen worden, und darunder einer befunden, den einer, auß dem Schwabenland bürtig, an seinen schwager, und beneben andern auch also geschriben hett: „Weiter, lieber schwager, ist mein freundtlich bitt, ir wöllet zum besten mit zusehen, und wann ir erfaret, daß ich umbkommen oder gestorben bin, söllen alle meine kleider, die ir bey euch habt, euer seyn ... Wann ir das thut, ... wil ichs allzeit umb euch wider verdienen". Wie solchs gelesen, sprach einer, der Ötinger genannt: „Lug nur einer zu dem tollen Schwaben, was er wil verdienen, wann er gestorben ist!" Dises bracht nicht ein gering gelechter, sintenmal er selbst auch ein Schwab und von Ulm bürtig war."

Auch Hans Sachs, der den gesamten geistigen Besitz seiner Zeit in Verse gebracht hat, kennt schon Schwabenstreiche die Menge. Bei ihm stehen Volksneckereien aller Art nebeneinander. In dem Gedicht „Die drey Schwenck" *(F. u.*

Schw. III. 144) kommt erst der Franke, dann der Schwab und schließlich der Bayer an die Reihe; er gibt jedem Stamm ein witziges Kernwort, er läßt die deutschen Stämme wetteifern, wer von ihnen die größte Grobheit begehen kann, und sich gegenseitig übertölpeln; er erzählt vom Bayern, dem man die Zähne ausbricht, wie von den Schlesiern, die man Eselsfresser nennt, und vom Schwaben, der dem Eichhörnchen nachspringt von Ast zu Ast, bis er sich zu Tod fällt. Hans Sachs gibt sich sogar sichtlich mit den Schwaben mehr ab als mit andern Stämmen. Er führt die Geschichte von den sieben Schwaben in die deutsche Literatur ein. Wenn er allerdings nirgends betont, daß das Schwäblein, dessen dumme Tat er soeben in Verse gebracht hat, eben als Schwabe nicht gescheiter sein kann, so ist bei ihm die Schwabendummheit doch schon eine altbekannte Schwabeneigenschaft geworden, und es ist nur Zufall, wenn das nirgends klipp und klar ausgesprochen wird. Denn in einem Nürnberger Meistergesang, der von seinem Freund Vogl herrührt, im „Schwab mit den Gotes Zehern", finden sich die Worte *(s. S. 117)*:

Mein lieber freund, wo zieht ir her?
Der Schwab antwort on als gefer
und sagt im, wie er ein Schwab wer.
Der wirt det lachen sein . . .

Also der Wirt lacht, weil er einen Schwaben vor sich hat — welcher andre deutsche Stamm mußte sich das auch bieten lassen! Armer Schwabe! Jetzt fehlt so gut wie nichts mehr, um ihn zum Spott Deutschlands zu machen, wenn schon seine bloße Herkunft Lächeln erregt.

So stand es um die Mitte des 16. Jahrhunderts um den Schwaben. Das geht auch aus der Zimmerischen Chronik hervor.

Die Zimmerische Chronik ist ums Jahr 1565 entstanden. Daß sich in diesem riesenhaften Werke, das von Graf Froben Christoph von Zimmern und seinem Sekretär

Hans Müller verfaßt wurde, das Gedächtnis an die altschwäbische Tapferkeit noch erhalten hat, wird nicht wundernehmen, eher aber, daß sie mehrere Anekdoten aufgenommen hat, die nicht dem Schwabenvolk zu Ehr erfunden und erzählt wurden. Allerdings schneiden jedesmal die angegriffenen Schwaben gut ab und leuchten dem Spötter gehörig heim; und wenn die Schwaben nun selber dafür sorgten, daß die Spur von ihren Streichen nicht unterging, so beweist das nur den gutmütigen Humor des schwäbischen Volkes, das sich durch derartige Scherze nicht beleidigt fühlen konnte, und die Harmlosigkeit der Neckereien überhaupt, wie sie damals noch gang und gäbe waren.

Die erste Stelle lautet: „Gemanet mich vast an herr von Bidenfeldt, war ein domherr zu Menz und ain wundergroser spaivogel, von dem wenig unberämet komen, sonderlichen, wa ime ain Schwab zu handen stieße, der muest sich leiden. Gleichwol er zu zeiten auch geschwaigt wardt und seinen tail wol darvon truege, als im ainest von graf Johann Christof von Zimbern zu Menz, wie derselbig uf ain residenz geen Cöln raisete, begegnet. Der brach ime alles sein gespai und vexieren, sagt im darneben von seiner haushaltung und mägten. Damit bracht er die spaikatzen dermasen in harnasch, das er entlaufen und sich verkriechen muest, auch manich mal hernach hören, er solte sich widerumb an den Schwaben reiben" *(III. 496, 19)*. Womit der fränkische Domherr und der schwäbische Graf sich aufgewartet, das hat die um Einzelheiten sonst nie verlegene Chronik diesmal leider zu berichten vergessen. Es war wohl eine gewöhnliche Retourkutsche, wie in einer zweiten Geschichte *(III. 468, 3)*: „Ich hab einest von eim warhaftigen und berüempten grafen gehört, der sagt, es were herr Jörg truchseß von Walpurg der elter ains mals in Bayrn kommen und von einer hochen frauen befragt worden, wie es doch keme, das die Schwaben so böse ehemenner weren. Hat er gesagt: „Liebe, ... was sagen ir mir ein langs und ain

braits von denen schwebischen mannen? das waiß ich wol; was bei uns in Schwaben bei den ehemennern zu zeiten für missbreuch, dieselbigen megte man in Bayrlandt an vil orten bei den weibern reuchlichen finden." Das war ein guete antwurt," meint der Verfasser voll Freude, daß die Fopperei so gut zurückgegeben wurde; es war ihm also wohlbekannt, wohin sich die Angriffe der Nachbarn richteten.

Und die bezeichnendste Stelle ist die dritte, die bereits einen Zusammenschluß aller Neckereien zu dem einen Wort „Schwab" deutlich erkennen läßt *(III. 473, 20)*: „Mir denkt, das einest in meiner jugendt ein mair im Elsäs war, von Erstain, der kam für ein domcapitel zu Straßburg ... Der clagt, wie seiner hausfrauen was widerfaren, solt namlich ain nachtschaden sein; war von seiner nachpurn einem, einem jungen kerle, beschehen, der het sich bei der frauen zu vil haimlich gemacht; und trang der paur nur uf die schaidung, wolt das weib kurzumb nit wider annemen, sonder beschloß mit diesen worten, es bescheh im unbillich von der frauen, und d a e r s c h o n a i n S c h w a b w e r, solt man also mit ime nit umbgeen. Nun war dozumal schenk Albrecht von Limpurg im capitel, ein redlicher herr und der ganz abenteuriger sprüchwort. Der nam des paurn schlußred zu mühe uf, berets, o b d a n n d i e S c h w a b e n n i t a u c h l e u t w e r e n?" Also schon damals wars, wenn nicht grad eine Sünd, so doch eine Schand, ein Schwab zu sein?

Unter den endlosen Schwänken der Zimmerischen Chronik lassen sich natürlich viele auffinden, die man sich fast nur in schwäbischen Landen denken kann, zum mindesten aber dem Leser ein „Natürlich wieder ein Schwabe!" entlocken. So hat „herr Wernherr freiherr zu Zimbern einsmals seiner diener ein raisigen knecht, genannt Auberlin, befolchen, des andern tags geen Costanz zu reiten ... Der Auberle ist des andern tags morgens früe, ohne gefragt, was er doch thuon solle, hinüber geen Costanz geritten, ist übernacht alda bliben und des andern tags wider haimb geritten ..." *(I. 432, 37. Ähnlich Joh.*

Pauli 415 Nr. 515. Ein köstliches Beispiel dieser Bedienteneinfalt erzählt Hebel im Schatzkästlein III. 160.)

Hier nur noch zwei Proben. Die erste führt ganz in philosophisches Denken *(I. 318, 25)*:

„Man sagt, das die pauren von Gaienhofen zu ainer zeit irem schulthaisen etwas am haus wellen bössern, seien mit aim leeren wagen in waldt gefarn und zimerholz gefelt. Wie sie ain holz ufgeladen, hab der eltest under inen gesprochen: „Dregt der wagen das holz, so tregt er auch noch ains", damit haben sie noch ains ufgeladen. Hab ain anderer under denen pauren gesagt: „Tregt er dann die zwei hölzer, so tregt er auch das tritt", damit auch das dritt ufgeladen, und also hernach das viert. Hiemit seie der wagen so gar überladen und beschwerdt worden, das er zerbrochen und schier nider gefallen. Do haben sie den wagen abgeladen, nemlich ain zimerholz, und gesagt: „Tregt er dann die vier helzer nit, so tregt er auch die drei nit", nachgends aber ain holz abgeladen und gesprochen: „Dieweil er die drei nit mag ertragen, so tregt er auch die zwei nit", und also fortan, biß sie den wagen gar widerumb abgeladen; den haben sie leer wider heim gefiert. Hat der schulthaiß sein haus wellen bössern und holz haben, hat er weiter darumb sehen müsen." Und der zweite ist ein reizender Schildbürgerstreich *(III. 277, 33)*: Einst wollten die Rottweiler ihr Archiv neu ordnen. Da fanden sie „under anderm ein truchlin, ist mit wachs überzogen gewest und gar wol verwart, darbei sovil berichts, das es nit soll geöffnet werden; hat auch von alter her niemands sagen künden, was darein verschlossen und behalten. Nichts destoweniger beschlossen sie, sollich truchlin zu eröffnen und haimlich zu erkundigen, was darin seie. Do het ain ganzer rath fünf ußer inen erkoren, die das thun söllen, doch ist inen ußtrückenlich befolhen worden, haben auch dessen vor aim gesessnen rath ain ufgehepten aidt schweren müesen, so baldt sie das druchlin geöffnet und besehen, sollichs gleich wider zuzuthun und zu vermachen, auch, was sie gefunden, weder aim rath oder niemands zu

offenbaren, sonder biß in iren dodt zu verschwigen. Das haben die fünf vollstreckt, also weist ain rath sovil als vor ..."

Der Mann aber, der in der Seele des Volkes zu lesen verstand wie kein zweiter in seiner Zeit, und der im ganzen lustigen Sündenregister der Schwaben Bescheid wußte, das war Johann Fischart. Ihm standen alle Quellen zur Verfügung, die geschriebenen und die ungeschriebenen, die ganze Literatur und das ungemünzte Metall, das in den Tiefen des Volkes ruhte und des Mannes harrte, der mit der Wünschelrute die Goldkörner aus dem Schutt herauszufinden verstand.

Fischart kennt sich in den Neckereien aller Stämme aus, vor allem aber hat ers mit den Schwaben zu tun, den Todfeinden des Schweizervolkes, dessen Gastfreundschaft er so viele Jahre hindurch genoß. Aber man braucht nicht mit Wackernagel *(Joh. Fischart 27)* anzunehmen, Fischart sei erst in Basel mit diesen Neckereien bekannt geworden; sondern das war eben seine Gabe, daß er ein Auge hatte für diese Pflänzchen und im Unkraut manch hübsches Blümlein entdeckte. So wimmelt denn sein „Gargantua", die Ausgeburt tollster Laune, von gutmütigen, köstlichen Anspielungen auf Schwabenlist und Einfalt, Kleidertracht und Leibspeisen und all ihre sonstigen Schrullen. Fischart weiß, daß man ein Schwabenkind bald zum Schweigen bringt, „man zeyg im dann ein Löffel oder ein Küchlein"; er kennt den Allgäuer, „der auff dem Kirschenbaum Kefer für Kriechen aß"; da kommen die „Schwappelschwäble, die eym eyn Nuß vom Baum schwetzen"; das „Schwebisch Suppenmal, das den schwatzschwaifige Schwaben nur die Zung desto mehr wäscht"; das Lied vom Schwabentöchterlein, „das wolt nit lenger ein Meydlein sein" ... Von den einfachen Ortsneckereien an wie von der „Popfingisch Narrenschleiffe, da ein grober rauher Burgermeister neulich den Schleiffstein also verderbt hat, daß man ihn wider behauen muß" *(305)*, bis hinauf zum zusammenfassenden Ergebnis des Schwabenspottes, daß es eine Schande ist, ein Schwab zu sein: „mit ehrn zu melden ein Schwab" — kurz, alles, was der Volksmund gedichtet und

geflunkert hat, findet sich in diesem eigenartigen Werke, und Fischart hat selbst zum Beweis von Schwabenschand und -einfalt wohl tüchtig mitgefabelt. Aber schade, daß es meist nur Anspielungen sind, die wir heute vielfach nimmer verstehn, und daß seine Spässe durch sein einzigartiges Sprachbildungstalent so dunkel und geheimnisvoll geworden sind. Kaum reicht dem rastlosen Mann die Zeit zu flüchtiger Andeutung; seine zügellose Art läßt Bild auf Bild folgen in erdrückender Fülle, so daß eins dem andern Abbruch tut.

Von Fischart an haftet am Schwaben überall dieser eigene Ruf. Jetzt blühen die Neckereien üppig auf. Nun kann Zincgref-Waidner in den „Apophthegmen" schreiben: „Von den Schwaben, so in alten Historien wegen ihrer dapferkeit sehr gerühmt werden, aber sonst schlecht in Kleydung und andern sachen, werden vil lächerliche Dinge erzehlet, welche meisten theil von kurtzweiligen leuten erdicht, theils von ihnen auß angeborner schlechtigkeit wol können vollbracht seyn." Das war die Auffassung jenes Jahrhunderts: „Kein ehrlicher Kerle" läßt sich mehr nachsagen, er sei in Schwaben geboren; und wie einst die alten wilden Schwaben durch eine rings um ihr Land reichende Wüste fremde Einfälle fernhielten, so betonten jetzt die Nicht-Schwaben wie jener Nürnberger, dreißig Meilen vom Schwabenland zu Hause zu sein. Der Schwabe soll mehr einem Affen als einem Menschen ähnlich sehen. Nunmehr wird er von allen Seiten angegriffen, drum unterwirft er sich demütig dem Urteil der Welt und vertraut es nur noch dem Priester im Beichtstuhl, daß er ein Schwabe sei.

Wer hat denn unserm Schwaben am meisten zugesetzt? Die Schlimmsten waren wohl die Bayern, „die schlugen sogleich an wie ein Jagdhund, wenn sie einen Schwaben witterten"; und ihre Gewohnheit wars, den Schwaben aufzuziehen von wegen der „Sprauch", und dabei hatten sie eigentlich am wenigsten Grund dazu, denn sie standen ihren Nachbarn doch am nächsten, und das Narrendorf Fünsing lag ja im Bayerland. Welche Stämme sich sonst noch an dem

schwäbischen Kesseltreiben besonders beteiligten, das zu untersuchen ist gewiß müßig. Vieles haben die Österreicher auf dem Gewissen, wie Wolfgang Lazius gesteht: „Also nent man uns Ostericher, von wegen etwas gleichait des Namens mit den Ostern, die Pascaler, dan Pasca ist zu Latin so vil als Ostern. Hinwider nennen wir die Baier, demnach es ain gemengt volk ist von den überplibenen Baiern und Avarischen Hunnen, die Hundsbaier. Die Schwaben aber von leichtfertigen sitten, diweil weben, Schweben und schwaiffen ain leichtwehende unstäte bedeit, die leichtfertige Schwaben, die Schwanderer, mit urlaub ein Schwab" *(B. A. I. 131)*. Die Schweizer dagegen, die in erbitterter Feindschaft mit den Schwaben lebten, verhielten sich im ganzen abwartend und beschränkten sich auf die Verteidigung, wenn nötig durch die Tat; ihre Landsknechtslieder, die den Schwabenkrieg vom Jahre 1499 feiern, verspotten bloß den Übermut der Gegner, der so schmählich zuschanden geworden, und wiederholen das Thema „daß Gott die Schwaben schänd!", geben aber nie die Witzworte der Schwaben in gleicher Weise zurück *(vgl. Liliencron II. Nr. 196—211)*. Aber Spaß verstanden die Schweizer nie *(s. o. S. 47f.)*. Die Sachsen waren im allgemeinen zu weit entfernt, als daß sie tätigen Anteil an diesen Neckereien hätten nehmen können, die doch eine genauere Kenntnis des schwäbischen Volkslebens verlangen. Oft wurden Sachsen und Schwaben einander gegenübergestellt als die führenden Stämme von Nieder- und Ober-Deutschland *(vgl. Socin 79 Anm. 1)*, wie ja heute noch, wo allerdings der Sachse dem Preußen hat weichen müssen. Aber manches Scherzwort haben die Schwaben gewiß den Franken zuzuschreiben, mit denen sie ja auch vielfach in Berührung kamen, und alle miteinander haben gern die eigene Torheit auf das Schwabenvölkchen abgewälzt. Und dabei haben sie alle „den Schwaben wahrhaftiglich nichts vorzurupfen, denn es ist weltbekannt, daß z. B. die Österreicher Fläschelträger und Kostbeutel sind und die Salzburger Stierwascher, daß die Schlesinger einen Esel

gefressen, die Mähren eine Stutt' für ein Faß Bier angezapft, daß die Thüringer sich um eine Häringsnase geschlagen und daß die Böhmen einen madigen Hund für einen Parmesan-Käs gegessen haben. Von denen, die weiter gen Norden zu wohnen, ist ohnehin gar nicht zu reden" *(A. V. II. 174).*

Nur einige Proben des deutschen Volkshumors sollen zeigen, wie lustig und boshaft sich die Völker übereinander hermachten, und wie jedes einzelne etwas Besonderes aufgehängt bekam.

Ein bekannter Schwank des Hans Sachs, „Vexation der vier und zweintzig länder und völcker", lautet *(F. u. Schw. II. 421. K. XVII. 399. XXV Nr. 5725a, 5051)*:

Bayerland hat die freyheit,
ist kraut mit löffeln allezeit,
all tag zwey kraut, macht ein jar fleissig
siebenhundert kraut, darzu dreissig.
So sind die suppen der Schwaben schatz,
darzu die klapperey und schwatz.
Und darzu auch die freyen Francken
allzeyt geren raubten und trancken.
Die Hessen engst man mit den hunden.
Die Nüremberger alle stunden
werden genennet die sandhasen,
weil sie bauen aller meß strassen.
Die Schlessinger haben vermessen
ein esel für ein hirschen gessen.
Die Meichßner assen ohn genad
für ein bretzen ein pfluges rad.
Die Sachssen nennt man Buttersachssen,
essen rohen speck ungelachssen.
Die Düergen nent man heringsnasen,
wöllen nimant zur herberg lasen.
Die Beham zeycht man ketzerey,
und heimlich mausens auch darbey.

Und die Polacken, thut man sagen,
was nit gehn wil, das thun sie tragen.
Die Märker mit dem plotz (ein Messer?) man fatzt,
die Pommern mit dem schlorg (Pantoffel?) man
dratzt.
Die Ungern plagt man mit den leusen,
die grafschafft Thyroll mit den meusen,
weil die ertzknappen mannich loch
auch graben in die birge noch.
Die Engedeiner auch darneben
dem Teutschland gnug schlotfeger geben.
Die Schweitzer werden von den schelcken
gar wol gefatzt mit dem kümelcken,
doch machen sie gut schmaltz und käß.
Die Algeuer sind ihn gemeß,
auch vol weiblicher arbeit stecken.
Die Reinlender nennt man die Jecken,
die Westfalen hencken die frommen,
die diebe ledig von ihn kommen.
Die Bintzger haben grosse kröpff.
Die Birger nennt man birgisch knöpff.
Aber die Wenden und die Winden
gleicht man untreuen hurenkinden.

In ähnlicher Weise hechelt eine Priamel alle Stämme und Stände durch *(Liliencron IV. 240 Nr.505)*:

Anzale und geschicklichkeit der kriegsleute.

Ein fehnlein Spanier, die da gotsförchtig seind,
Franzosen, die demütig seind,
Walhen, die geistlich seind,
teutscher knecht, die nüchtern seind,
Gellern, die irem herrn seind treu,
Friesen, die nicht machen meuterei,
Schweizer, die einig sind,
Lackeien, die nit laufen gschwind,

Franken, die nicht martern und fluchen,
Heßen, die nicht gerne suchen,
Behemen, die nicht mausen,
Affen, die nicht gern lausen,
Sachsen, die nicht gerne zechen,
Denen, die nicht meuchling stechen,
Döring, die gewandert haben,
Meißner, die nicht hoch einher traben,
Schwaben, die kein huren haben,
Beiern, die kein seu hont geßen,
Polen, die stelens haben vergeßen .....

Ganz ähnlich ist die aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammende „Rüstung vom Türkenkriege" *(B. A. XVI. 85)*, die gar nicht mehr aufhören will mit ihrem unerschöpflichem Reichtum:

„Hernach volgt des Bischoffs von Tallaibua (?) bewilligten Khriegs zeugs wider den Erbfeindt den Türckhen in Ungern.

Erstlich will Er schickhen pfaffen, die nit geitzig sindt, 2 fändl.

30 feindl (Fähnlein) Münich, die Einfeltig sein und groß Narren,
6 feindl Nunnen, die gern keusch und Geistlich sein,
12 feindl frume Junckhfrauen, die nitt gern Menner hetten,
3 feindl Jhesuwitter mit gerechtem glauben,
4 feindl Wein Brueder, die nit gern lang bey der Zech und guettem wein seindt,
8 feindl hinckhecht schneider, die dem gantzen radt holt sein,
1 feindl fuerleüt, die nit fluchen,
3 feindl schreiber, die nit finantzisch (betrügerisch) sindt, und schöne weiber haben,
10 feindl Doctorn, die nit Narren wellen sein,
1 feindl Franckhen (Franzosen), die nit rauben und stelen,
13 feindl Juden, die nit wuechern,
15 feindl khauffleiten, die nit dopleten gewin nemen,

9 feindl pflegern, die in Irem dienst verderben,
51 feindl Gernhaber, die Iren pfleger khunden wollhaufen,
17 feindl Procuratorn, die Iren lon nit zufordern wissen,
40 feindl bueler, die sich nit selbst zu Narren machen,
20 feindl Jäger, die khein Wildtpredt khünnen jagen,
20 feindl Haubtleütt, die Ir selbst vergessen,
20 feindl Mustermaister, die nit blündt Namen haben,
20 feindl Drossen, die bey dem Hauffen bleiben,
10 feindl Müller, die nit gern stelen,
16 feindl Khürschner, die den khatzen recht holt sein,
5 feindl Khramer, die nit falsch gewicht und maß geben,
50 feindl würdt, die nit 2 für 1 khünnen anschreiben,
30 feindl Schaffner und Schefferin, die nit pettlen,
12 feindl pettler, die guette khleider haben,
24 feindl lanndtfarer und zauberer, die nit betrigen,
30 feindl pfaffen, die nit schene weiber haben,
22 feindl Arme, die nit gern reich wären,
100 feindl Wucherer, die nit gern gelt haben,
21 feindl khranckhe, die nit gern gesundt wären,
20 feindl pader, die nit gern arschgratzer sein,
5 feindl Mösner, die nit Össl ziehen,
12 feindl Schlesinger, die nit schwirmer sein und Eselfresser,
10 feindl Thiroler, die nit grob sein,
20 feindl Österreicher, die nit paurnstoltz sein,
30 feindl Zwinglianer, die nit khuchenbrecher und khirchenstirmer sein,
10 feindl Bintzkher, die nit kropffig sindt,
20 feindl Steurer und Khrainer, die nit Narren sindt,
15 feindl Khrainer, die nit Türckhisch sein,
30 feindl Poln und Wündisch, die nit stelen,
25 feindl Bairn, die nit unhefflich und grob sein,
18 feindl Welisch, die nit arschfegl sein,
30 feindl Schweitzer, die nit khuemelcher sein,
26 feindl Sachsen und Braunschweiger, die nit gern speckh und pradtwurst in kolen essen,

15 feindl Ögerer, die nit gern pletz essen,
10 feindl Thiringer, die nit gern Hering nasen leckhen,
5 feindl Maihßner, die nit pflug röder für prötzen essen,
30 feindl Behaimer, die nit pier breuen und diebisch sindt,
26 feindl Schwaben, die nit gern suppen essen und geschwetzig sein,
30 feindl Hoffleüt, die nit voll zapfen und unfledig sindt,
33 feindl Fürsten und Rätt, die nit gern schanckhung nemen,
20 feindl Radtsdiener, die nitt gern neuen Zeuttung heren,
19 feindl Studenten, die vill studiren und wenig vertzeren und das überig Iren Eltern haimb schickhen,
25 feindl potten, die nit gern liegen und etwas neus wissen,
20 feindl Nürnberger, die nit Sanndthasen sein wellen,
2 feindl Khöch, die Hungers nott leiden,
10 feindl Khellner, die durst sterben,
20 feindl Haußkhnecht, die nit 2 für 1 anschreiben, und die Würdt im Habern betrigen.

Eine letzte Aufzeichnung solcher Volksscherze ist den Gesichten Philanders entnommen *(II. 1; Nat.-Litt. 115)*: „Will mich also nimmermehr verwundern, daß die Westricher vor jaren einen bauren in einem rothen Wullin-hembd, welcher hinder dem Zaun saß, seine Notthurfft zu verrichten, vor ein Erdbeer gessen, oder die Pommern ein Pflugsrädle für eine Brätzel verschlungen, oder der Westricher Nachbauren einen Korb voll Hobelspän vor einen Salat verzehret, oder die Schwaben etc." ... Was deutet nur dieses perfide „etc." an! Der Schwaben Sünden braucht man nicht erst zu nennen, die kennt jedermann!

Es muß sicher die Schwaben milder stimmen, wenn sie sehen, daß auch andere Leute manches schlucken müssen; und die Spottsucht des Volkes erscheint in viel milderem Lichte, wenn niemand ausgeschlossen und jedem ein Kläpperle angehängt wird. So fügt Hans Sachs der oben mitgeteilten Vexation noch diese Verse bei:

Deß schwanckes lachet ich zuhand,
dacht: ein land das ander veracht.
Doch sagt das alt sprichwort geschlacht:
ein land sey gleich dem andren frey,
keins umb ein pfennig besser sey,
denn das ander. Was ein land hat,
das mangelt dem anderen glat,
und hat darfür andere gab,
die sonst ein anders land nicht hab.
Also hilffet ein land dem andern,
wie man denn teglichen sicht wandern
wahr umb wahr hin unde wider,
die man da kaufft und legt dort nider.
So hilfft ein land dem andren land,
und eines gneust des andren hand.
Derhalb so thund sich wol vergleichen
die armen lender sambt den reichen,
weil keins deß andren kan gerhaten,
den seinen mangel zu erstatten,
sich zu ergetzn als ungemachß
von dem andren. So spricht Hans Sachs.

Und ganz ähnlich denkt Hans Wilhelm Kirchhof, wenn er die Geschichte von den neun Schwaben mit den Versen schließt *(I. 319 Nr. 274)*:

Es sein d' Schwaben hierdurch nit gschmecht.
In frölichkeit es so hingeht.
Ein yeder gfellt im selber baß,
andre wissen von im auch was.
Drumb wer nit auch wil schimpff verstahn,
der soll vorhin vom schimpffen lan.
Allweg findt yeder seinen mann.

„Vexare populum non est peccatum", hat eine zeitgenössische Hand in das der Frankfürter Stadtbibliothek gehörige Exemplar der „Bebeliana opuscula nova" geschrieben *(Eine Neckerei*

auf die verschiedenen Handwerke s. H. Sachs XVII. 237. F. u. Schw. II. 251).

Also jedem deutschen Stamm und jedem deutschen Lande wird etwas zu seinem Leide nachgesagt. Während aber die Folgezeit diese Scherze entweder vergaß oder doch mindestens nicht weiter ausbildete, häufte sie immer mehr auf die Schwaben an. Diesen Stamm hatte sich der deutsche Volksmund als Sündenbock ausersehen, ihm bürdete er alles auf, was er an eigener Narrheit zu Tage förderte. Die deutschen Kardinaltugenden sind auch die Tugenden der Schwaben, und diese bewähren sich wie in der Hohenstaufenzeit durch ihr Rittertum, so jetzt in den Jahrhunderten bürgerlichen Lebens durch Dummheit, Faulheit, Roheit und Gefräßigkeit als die deutschesten der Deutschen. Welcher andere Stamm hätte sich schließlich auch diesen Ruf zuziehen können? Von den alten Volksstämmen wohnten die Sachsen doch zu weit entfernt von den Mittelpunkten deutschen Lebens, und die Schwabensage beschränkt sich auch entschieden auf Oberdeutschland; die Franken erschienen schon lange nimmer als einheitliches Volk, und so blieben nur die Bayern und die Schwaben übrig. Von diesen beiden hatte eben der Schwabe Spott und Schaden auf sich zu nehmen, sei es durch seine Eigenheiten in Sprache, Kleidung und Nahrung, sei es infolge der politischen Zerrissenheit, die so grell abstach vom alten unvergessenen Ruhmesglanz, sei es, daß sie das alte deutsche Wesen sich noch am reinsten bewahrt hatten bis in eine Zeit, wo Ehrlichkeit und Treue ihren alten guten Klang längst eingebüßt hatten, während man im übrigen Deutschland fremden Einflüssen keinen oder nur geringen Widerstand entgegengesetzt hatte, oder weil sie sich in der Reichsstandschaft ihrer freien Städtchen und Flecken lächerlich ausnahmen. All das mögen die Gründe gewesen sein, die bei der Entwicklung des Schwaben zum Schwäblein gewirkt haben — soweit sich eben das launische Volk nach Gründen richten mag.

Holder macht in seiner „Geschichte der schwäbischen Dialektforschung" *(S. 37)* darauf aufmerksam, daß die sieben Schwaben alle aus dem südlichen, katholischen Teil des Landes stammen, aus Oberschwaben, und will annehmen, die niederschwäbischen Protestanten hätten in die Verspottung ihrer katholischen Landsleute mit eingestimmt. Jedoch erst Aurbacher hat die sieben Gesellen genau lokalisiert, aber er kann wohl auf der alten Überlieferung gefußt haben, die die Oberschwaben für noch schwäbischer hielt als die nördlicher wohnenden Stammesgenossen. Da nun die Reformation gerade zur selben Zeit sich verbreitete, wo auch die Schwabenstreiche aufwucherten, so läßt sich nicht sagen, inwiefern die religiösen Wirren von Einfluß waren. Nur so viel steht gegen Holder fest: Die Ansätze der Schwabenstreiche gehen durchaus bis ins 15. Jahrhundert zurück, also in die Zeit vor der Reformation, und nirgends findet sich in der Schwabensage auch nur das leiseste konfessionelle Moment.

Der Grundzug der Schwabenstreiche ist schon gelegentlich gestreift worden. Sie spielen alle in kleinen Verhältnissen, in Bürgerschaft und Bauerntum, und erzählen von den Armen im Geiste, denen die Welt mit ihren Ränken fremd geblieben ist, von einem glücklichen Völkchen, das in seiner sorglosen Abgeschiedenheit noch nicht von Haß und Lüge vergiftet ist, dessen kleine Schmerzen und Listen eine köstliche, unverdorbene Kindlichkeit verraten. Die Schwabenstreiche, das Werk anspruchslosen Volkshumors, führen in eine entzückende Idylle. Solchen einfachen, rückständigen Leutchen sagt man am ersten auch Einfalt nach, und so schafft der Volksmund die Gestalt des e i n f ä l t i g e n oder d u m m e n Schwaben. Wenn aber der Schwab einmal etwas recht Dummes tut, so geschieht es nicht, weil er überhaupt nicht denken kann, sondern weil er krumm denkt. Es geht ihm wie den Abderiten, von denen Wieland *(I. 14)* erzählt: „Machten sie einen sehr dummen Streich, so kam es immer daher, weil sie

es gar zu gut machen wollten; und wenn sie in den Angelegenheiten ihres gemeinen Wesens recht lange und ernste Beratschlagungen hielten, so konnte man sicher darauf rechnen, daß sie unter allen möglichen Entschließungen die schlechteste ergreifen würden". So haben doch die Schwaben sicher recht, wenn sie ihren Flurschützen von vier Mann durch die Felder tragen lassen, damit er die Saaten nicht zertrete *(von Kirchhof I. 269 Nr. 315 nach Mundingen verlegt; überall bekannt)*, oder wenn die Fünsinger den Krebs für einen Schneider halten, der Schere, Nadel und Zwirn mit sich führe. Wem nie Welt und Natur so sich offenbarten, wird es auch nie weiter bringen und nie die Menschheit fördern können. Nur auf Versuchen beruht ja der Fortschritt, und daß der den schwäbischen Experimenten versagt blieb, das sei Gott geklagt!

Der Schwabe war also eigentlich gar nicht dumm, sondern er besaß die Einfalt des Naturkindes, das in jeder Erscheinung der Welt ein Problem sieht, das alles, was lebt und zappelt, als gleichgestellte und gleichgeartete Wesen behandelt, Wesen, die beseelt sind wie er selbst und denken und empfinden wie er. So brütet er aus Kürbissen junge Esel aus, und wenn das neugeborne Tierlein ohne Dank im Busch verschwindet, sieht er ihm mit blutendem Vaterherzen nach. So lassen sich die sieben Schwaben von einem Frosch bestimmen, das Wasser zu durchwaten, in dem sie ein unrühmliches Ende finden. Himmelweit entfernt von denen, die sich ihren Gott nach ihrem eigenen Bilde schaffen und sich als Herren der Schöpfung fühlen, stellt sich das Schwäblein bescheiden mit allen Kreaturen Gottes, ohne deren Beine zu zählen, unter das gleiche Gesetz, erblickt in jedem unbekannten Tier, in jedem eigenartigen Pflänzchen ein Wunder, in das es sich mit Kindessinn vertieft. Wie sich die Kleinen an duftenden Blumen und bunten Schmetterlingen erfreuen und mit täppischer Hand nach allem greifen, was vor ihren Augen tanzt und gaukelt, so betrachtet der Schwabe, das große Kind, dessen Unbefangenheit mit einer phantastischen Furcht Hand in Hand

geht, den wandernden Schneidergesellen Krebs; und wie die „Kriechen" (Kirschen), die er eben gierig verschluckt, ihm im Hals herauf „kriechen", weiß er mit einem Male, woher sie ihren Namen haben. Unendlich reizvoll sind alle diese harmlosen Zusammenstellungen wie Schwabe und Frosch, Schwabe und Kuckuck, Schwabe und Kastanie: lauter kleine Märchen, die bei all ihrer Bescheidenheit zum Schönsten gehören, was das Volk sich geschaffen hat.

Das Verhältnis des Schwaben zu den Tieren und zur ganzen Natur: dies Thema spielt vor allem in den Ortsneckereien eine große Rolle, und tatsächlich hat das Schwabenland in dieser Richtung seinen ganzen Humor entfaltet. Die Altinger bei Herrenberg, die ein Kalb kitzeln wollen und es dabei in den Bauch stechen — die Eschelbrunner, die ihre Kälber schlecken, wenn die Kuh es vergaß — die Gansloser, die ihrem Storch mit Halleluja ein Fest in der Kirche feiern, wie die Haiterbacher ihrem Kuckuck: wie entzückend sind diese Scherze, die die Schwäblein und die Tiere gleichberechtigt in einem großen Verbande leben lassen wie in einer Familie. Und so wie der Schwabe sich selbst neckt, so erscheint er hier auch im Urteil der Nachbarn und aller deutschen Stämme. Mensch und Tier sind dem gleichen Gesetz, denselben Anschauungen unterworfen. Wie jenes Kind die Schlange, die es aus seiner Milchschüssel trinken läßt, mit dem Löffel schlägt, weil sie die Brocken verschmäht, so wird der Krebs, der den Erwartungen nicht entsprochen hat, zum Tod verurteilt.

Ein auch sonst bekanntes Märchen sei hier eingefügt als Beweis, wie das Schwäblein die Welt ansieht und mit den Tieren verkehrt *(Rottmann 448. III. Nr. 82. Sinnersberg 234)*:

„Der närrische Schwab.

Ein Schwab, welcher seines Handwercks ein Schneider war, hatte an einem Ort zehn Thaler verdienet, wolte aber damit weiter reisen. Als er nun unterwegens bey einem Teich vorbey kam, setzte er sich dabey nieder, um ein wenig auszuruhen, langte inzwischen sein Geld hervor und zehlte solches. Weil es aber im

Sommer, als machten die Frösche ein groß Geschrey und Geqväck in dem Teiche. Solch Geqväck aber verstand der närrische Schwab unrecht, und bildete sich ein, sie rieffen über sein Geld, und zwar „neune! neune! neune!" daß er nur neun Thaler hätte. Er sahe und hörte es eine lange Zeit an, zehlte darauf sein Geld noch einst und rieff: „Es sind gleichwol zehen, ihr möget auch sagen, was ihr wollet". Die Frösche kehrten sich daran nichts, sondern rieffen jemehr und mehr. Der Schwab zehlte und schalt hefftig. Wie aber das Ruffen kein Ende nehmen wolte, fassete er seine zehn Thaler zusammen und warff sie zu den Fröschen im Teich, sagte dabey: „Ich sehe wol, du wilt doch nicht glauben, da hast du sie, zehle sie nun selber". Setzte sich hiemit nieder und wartete, biß sie gezehlet waren. Aber die Zeit wurde ihm zu lang, rieff derohalben, ob er sein Geld noch nicht wieder haben solte? Bekam aber nichts als „Quarck, Quarck, Quarck" zur Antwort. Wie sie es aber gar zu lang machten, fieng er an zu schelten, zog sich aus und gieng hinein, rieff dabey über seine zehn Thaler; als er aber nichts bekam, wolte er sie mit Gewalt wieder haben und vertieffte sich solchergestalt, daß ihm das Wasser zuletzt über den Kopff zuschlug und ihm sein Ruffen gar verboten wurde. Muste also der gute Schwab sein Leben nebst den zehn Thalern im Teiche lassen."

Es ist für jedermann ein Trost, wenn er einen noch Dümmern findet, als er selbst ist, damit er hochmütig auf den Zöllner herabblicken kann. Werden also die Schwaben für dumm angesehen, so liegt dem das menschlich begreifbare Streben zugrunde, sich nach einem Sündenbock, nach einer Kontrastfigur umzusehen, von deren Dunkel sich das eigene Aschgrau leuchtend abheben kann. Das Geschick des Schwabenvolkes ging seinen Lauf, immer mehr Dummes und Seltsames wird auf es gehäuft, selbst Widersprüche laufen mit unter, über die man sich kühn hinwegsetzt. So bildet sich im Laufe des 16. Jahrhunderts eine ganze Schwabensage, die das Leben des Schwäbleins nach allen Seiten verfolgt und

317373

verhöhnt und jeglichem Zug an ihm etwas Lächerliches abzugewinnen weiß: Sprache und Kleidung, seine Leibspeisen, seine Tapferkeit, sein Verhalten zu Gott und der Welt und allem Möglichen, alles weckt die Neugierde der Zuschauer. Was die hierin zusammengefabelt haben, ist in diesem Buche vereinigt im Kapitel vom gemütlichen Schwaben.

Aber alles hat zwei Seiten. Das Volk ist nicht immer so kindlich und gutmütig; ihm stehen auch noch andere Töne zur Verfügung. So sagte es den Schwaben auch manches nach, was diesen die Zornröte ins Gesicht treiben mußte. Aber gerade das Derbe und Unanständige wollte man von sich auf die unglücklichen Schwaben abwälzen. Deshalb können sie, wenns nötig ist, noch viel stärker fluchen als „daß dich das Mäusle beiß!" Besonders in der Sittlichkeit genoß der Schwabe nicht den besten Ruf, und hier scheint es leider, als ob der ihn doch nicht so ganz unverdient getroffen habe. Etwas Wahres muß daran gewesen sein; das beweisen die Angaben der Kosmographen, und wenn die auch alle voneinander abgeschrieben haben, so sah sich doch keiner bemüßigt, der Überlieferung zu widersprechen. Also stellt sich neben den einfältigen und den gemütlichen Schwaben als dritter der grobe Schwab, ein bösartiger, derber Geselle; aber auch er darf nicht fehlen, um das Gesamtbild zu vervollständigen, das man sich vom Schwaben entworfen hatte.

Die Bosheit des deutschen Volkswitzes ist jedoch noch einer weiteren Steigerung fähig. Alles, was in der Welt an kreuzdummen und lächerlichen Possen geschieht, wird ohne weiteres einem Schwaben zugeschrieben. Verraten die früheren Schwabenstreiche, wie wir sie in den Schwänken des 16. Jahrhunderts und vor allem in den Meistergesängen des Hans Sachs kennen gelernt haben, fast alle ein kindlich einfältiges Gemüt, so muß jetzt der Schwabe für alles herhalten, was in der Welt an Dummheiten zu Tage gefördert wird. Schwab heißt von nun an jeder dumme Kerl *(Küffner 83)*. Ein Schwabe muß es gewesen sein, von dem folgendes erzählt wird

(Wolgemuth 241. V. Nr. 46): „Moister Klumpes auß Schwabenland kame ungefehr in einer frembden Stadt zu einem Brunnen-Trog, wo der Wirth etliche abgestandene grosse Karpen und Hecht herauß warff. Der Schwab kratzte sich hinter dem rechten Ohr und auff dem linken Ermel, sprechend: ‚Schau, ach jo schau, ist doahs nit schoad, doß mer di schöahne Fisch im Wosser hot der sauffen lohn.' Wären alle Leut gescheyt, die Krämer verkauften keine Schellen". Für alles muß er herhalten. Drum lautet das Sprichwort: „Der Schwab muß das Leberlein gefressen haben".

Dafür noch einige Beispiele aus Riederers „Öl und Wein", einem Schwankbuch in Versen aus dem Jahre 1719:

Die fortgehende Schiffe *(II 92)*.

Da jüngst ein Schwab nach Amsterdam
mit seinen Cameraden kam
und sah, wie auf der Zuyder See
daher manch grosses Schiffe geh,
fragt mein darob erstaunter Schwab:
Ob solch ein Schiff dann Beine hab?
Und derer Treck Schuyt sah nicht minder,
fragt er: Sind das der Grossen Kinder?

Der in der Meynung beständige Regen *(I 35)*.

Ein Schwab kam einst in eine Stadt,
wo es sehr stark geregnet hat.
Da übers Jahr er ohngefehr
kam wieder selbe Strasse her,
und, wie es leicht geschehen kan,
es wieder einen Guß gethan,
verwundert sich mein lieber Schwab,
daß es biß jetzt geregnet hab:
‚Ey, dasch ischt gaun ein plumper Ort;
so regnet es dann immerfort?'

Aber das mag noch hingehen; ganz schlimm dagegen ist folgender Scherz, wo der Schwabe schon mehr die Rolle eines Affen spielen muß *(III. 11)*:

Der Wunderspiegel.

Ein Schwab sah in dem Spiegel sich,
er riß das Maul auf jämmerlich
und sprach, da er sich immer sah:
‚Mein! helfft mir aus dem Ding doch da,
weil ich vor Angst mich nicht besinn,
wie ich hinein gekommen bin.‘

Natürlich wußte der Schwabe so gut wie andere Leute, daß aus einem Besenstiel so wenig wie aus einer Lanze ein Kügele herauskommen kann, und ob der Genosse, dessen kopflose Leiche soeben aus dem Geäst des Baumes niederstürzt, seinen Kopf bei sich hatte, als sie wenig Stunden vorher zusammen Holz fällen gingen; ja, er wußte sogar, daß man den Kopf im Leben unumgänglich nötig hat. Aber grad in diesen märchenhaften Unmöglichkeiten liegt — wie in jenen Zusammenstellungen des Schwaben mit andern Geschöpfen — der köstliche, unschuldige Humor des Volkes; und wenn man immer weiter fabulierte und immer neue derartige Schnaken bildete, so zeigt das nur, wie harmlos und unendlich gutmütig der Witz jener Jahre im Grunde war — daß er auch eine sehr gepfefferte Seite hatte, tut ja nichts zur Sache. Nur ein Pedant konnte der Meinung sein, jene Geschichtchen sollten „die Schlechtigkeit und Einfältigkeit der Schwaben beweisen“. Eine solche Tendenz verfolgt der Witz nie; er will aufheitern, erfreuen, schweren Herzen die Last abnehmen, aber er verlangt keinen Glauben, so wenig wie das Märchen. In diesen Schwänken vergißt das Volk die Beschränktheit des eigenen Verstandes, es lacht über solche Ungereimtheiten, als ob es sich mit der fremden Narrheit trösten könnte, und je toller die Ausgeburten seiner Phantasie werden, um so lauter klingt sein Lachen. Darum schämt sich

der Schwabe auch gar nicht, selbst mitzulachen und solche Scherze selbst zu erfinden. Sicher sind die famosen Geschichten vom Mundinger Krebs, vom Mundinger Kuckuck zuerst als Ortsneckereien im Schwabenland von Mund zu Mund gegangen, wenn es sich auch nicht klipp und klar beweisen läßt; wahrscheinlich ist die Geschichte von den sieben Schwaben in Schwaben selbst entstanden. Denn nur die Ortsneckereien lieben derartige Vergleiche, wie z. B. die Mundinger einen Sauschwanz, der zur Stalltür heraushängt, für eine Natter ansehen *(Blutwurst und Sauerkraut 153)* — die Eichelauer einen Lumpensack, der eine Halde herunterpurzelt, für einen Bären *(B. V. I. 445. Reiser I. 509 aus Niederdorf)* — und wie der Eisbär, den sie zu Scheidegg erlegt, bloß ein Schäferhund war *(B. A. IX. 115, Reiser I. 517)*. Ein ganz anderer Geist dagegen erfüllt die Schwabenneckereien, die außerhalb Schwabens erfunden wurden. Sie lassen bloß das dumme Schwäblein auftreten, das, losgelöst von der Scholle, die es in den Ortsneckereien beackert, mit dem Schweizer, mit dem Bayer zusammengestellt wird, das mit Verwunderung einen Hasen von Ast zu Ast hüpfen sieht, das ein Hühnchen im Ei schluckt, um nicht dem Wirt noch mehr dafür zahlen zu müssen, das sich über sein Glück freut, wenn es in der soeben abgestochenen räudigen Sau sieben Junge findet, das von der Kellerluft trunken wird, in die es seinen Wecken getunkt hat. Zwei Worte bezeichnen den Unterschied: Was in den Ortsneckereien als Phantasie, Einbildung, Verwunderung erscheint, ist in den schwabenfeindlichen Schwabenneckereien nur Dummheit und Feigheit. Der Mundinger Schneider Krebs und das grauerliche Häslein aber passen weit eher in den Geist der Ortsneckereien.

Aber Schwabenneckereien und Ortsneckereien stehen in Wechselbeziehungen. So ist in den sieben Schwaben eine ursprüngliche Ortsneckerei dem ganzen Stamm aufgeladen worden, und innerhalb der Schwabenneckereien haben sich die beiden Mundinger Geschichten ihren rein örtlichen Charakter gewahrt. Sie decken sich auch bis zu einem ge-

wissen Grad, denn beide, Orts- wie Schwabenneckereien, stellen das schwäbische Volk dar, jene als Selbstbildnis, diese nach Art der Karikaturen in politischen Witzblättern. Jene zeigen den Schwaben so wie er ist, sein tiefstes Gemüt, seine wunderbare Phantasie, die Unverdorbenheit, mit der das kindliche Volk alles umher belebt und durchgeistigt, kurz: seine Dichtergabe, die in aller Erscheinung etwas Geheimnisvolles, ein Wunder sieht. Der Schwabe sieht alles so an, wie es sein könnte, und nicht, nach Art der Philister, so wie es ist. Und auf philisterhaften Standpunkt stellen sich seine Kritiker. Diesen erscheint seine Träumerei als Dummheit, Beschränktheit; die böse Welt gibt sich nicht die Mühe, dem Schwaben gerecht zu werden und ihn deshalb zu studieren. Sie hält sich nur an das Gröbste, an das, was in die Augen springt, und geht herzlos und oberflächlich über das hinweg, was dem Schwaben lieb und wert ist. Daher die Härte, die sich in so vielen Schwabenneckereien so philiströs breit macht. Wenn es daneben doch eine Reihe anmutiger Geschichtchen voll reizenden Humors gibt, so ist es neben dem liebenswürdigen Gemüt des Dichters, wie etwa eines Hans Sachs, das sich in ihnen äußert, eben doch die Gutartigkeit des deutschen Volkes, die immer und immer wieder über den Philister Herr wird.

Die Härte in den Neckereien macht sich aber erst im 17. Jahrhundert, im Zeitalter des großen Krieges, bemerkbar; da ist oft aller Witz geschwunden. Die Blüte deutschen Volkshumors fällt ins 16. Jahrhundert, in das Jahrhundert des prächtigen Hans Sachs. In seinen Schwänken und Meistergesängen verbinden sich Schwabenphantasie und Schwabendummheit zu entzückender Anmut. Über die Streiche, wie Hans Sachs und seine Zeit sie noch erzählt, darf auch ein Schwabe noch kräftig mitlachen, und er braucht sich noch nicht verbissen einzukapseln, wenns einmal persönlich wird. —

Die Schwabenstreiche sollen aber nicht allein den Schwaben karikieren, sondern das ganze deutsche Volk, das sich

den Schwaben nun einmal zu seinem Sündenbock herausgesucht hat. Nicht der Schwabe, jeder Deutsche begeht Schwabenstreiche. Die Mundinger töten den Krebs, weil er Unheil angestiftet hat, aber die Frankfurter haben im Jahre 1553 ein Schwein hingerichtet, weil es ein kleines Kind aufgefressen hatte, und im Jahre 1609 gar ein Pferd *(Horne, Geschichte von Frankfurt a. M., 4. Aufl. 200)*. Noch ein bißchen Aberglauben dazu, und dann darf sogar die Hinrichtung des Farren zu Beutelsbach im Jahre 1796 wahr sein, ohne daß sie den Schwaben Unehre bringt. Zwar ists ein französisches Beispiel, aber es sagt doch genug, wenn im Jahre 1637 das Parlament zu Grenoble die Schwangerschaft infolge eines Traumes für möglich erklärte *(Weber, Demokritos I. 141)*; so freut sich jenes Schwäblein über sein Weib, das ihm auch in seiner Abwesenheit Kinder brachte. Die Beschränktheit des Menschengeistes wird in diesen Schwabenstreichen dargestellt, wie auch in den lange nicht so vielseitigen Schildbürgerstreichen, die Enge des menschlichen Lebens mit seinen Hoffnungen und Enttäuschungen, seinen Freuden und Leiden. So sagt Uhland *(VII. 614)* von den Schildbürgern: „Die Aufgabe war nicht etwa bloß, die Kleinstädterei und Pfahlbürgerei zu parodieren, vielmehr die wunderbare Mischung von Weisheit und Torheit in der menschlichen Natur überhaupt darzulegen. Narrheit und Verständigkeit — der schlaue und der törichte Schwabe — sind hier, wie Zettel und Einschlag, mit sicherer Hand zu einem ergötzlichen Gewebe verschlungen. Wie sich im heroischen Nibelungenliede die verschiedenen deutschen Heldenkreise zu einem gleichmäßigen Ganzen verschmolzen, so haben wir in den Schildbürgern das Nibelungenlied der deutschen Schwabenstreiche".

Aber es steckt vielleicht noch mehr in diesen Geschichtchen, etwas allgemein Menschliches, das ihnen erst den ganzen Wert verleiht.

Wie Goethes Neuer Amadis ein kristallen Schloß baut und es wieder zerstört, das blinkende Geschoß Drachen durch

den Bauch wirft und die Prinzessin erlöst, so wollen die sieben Schwaben das deutsche Reich vom Dräuen des Teufels erlösen und den Unhold über den Rhein zurückjagen. Wie des Amadis kindlicher Traum zuschanden wird, so verjagen auch die sieben Landstreicher mit ihrem einfachen Verstand statt eines schrecklichen Ungeheuers bloß ein Häslein. Mag mans Satire nennen oder Ironie, wenn die Volksdichtung in dieser Weise den Gegensatz darstellt zwischen Traum und Wirklichkeit, oder den nicht weniger menschlichen zwischen Wollen und Können, es behandelt eben doch das Innerste, was in einem Volke ruht, und in derartigen anspruchslosen Geschichten gibt der deutsche Michel sich und seine tiefsten Hoffnungen und Wünsche. Nirgends ist das Wesen des deutschen Volkes so unverbildet und so frei von allen fremden Einflüssen zu erkennen, als in diesen Eintagsdichtungen, die entstehen, vergehen und wieder entstehen, unbekümmert, ob etwa ein Winkelchen in einer Handschrift oder ein Buch ihnen Unsterblichkeit verleiht, wie eine kleine Mücke dem sie einschließenden Bernstein ihre Zufallsunsterblichkeit verdankt. In dem Garten, wo das Volk sich ergeht und erholt, soll kein fremdes Blümlein wachsen. Der Mensch kann überhaupt sein Wesen gar nicht anders kundtun als in solchen Selbstkarikaturen. Jeder kennt ja nur sich, seine Schwächen und seine Pläne, und je einfacher das menschliche Denken vor sich geht, um so mehr legt er seinen kleinen Maßstab an fremde Menschen und andere Wesen. Jeder sieht auch in der Umwelt nur das eigene Ich, das in fremde Gestalten gebannt ist. Die ganze Geschichte der Dichtung zeigt, wenn man will, nichts anderes als den langsamen und steten Wechsel dieses Ich. Wie einst das Rittertum, an dem ja Schwaben so bedeutenden Anteil nahm, die deutsche Literatur mit seinen Idealen von Gottesdienst, Frauendienst und Herrendienst erfüllte, so ergötzt sich das Bürgertum, das sich an der Schwelle der neuen Zeit zu entfalten beginnt, an den einfältigen Streichen von Helden, die aus seinen Kreisen hervor-

gegangen sind. Das Rittertum fühlte sich zum Höchsten berufen, und grenzenlos hoch flogen seine Wünsche — das Spießbürgertum aber verzichtete auf die Welt des Scheins und wandte sich in die enge und doch auch grenzenlose Welt des Innern. Dieser Bescheidenheit entsprechen andere Dichtungen, die mit lustiger Selbstironie die eigenen Gebrechen darstellen. So erleidet die Phantasterei der sieben Schwaben kläglichen Schiffbruch, und der Zug, der ihnen Ruhm und Ehre erwerben sollte, trägt ihnen in Wirklichkeit nur Spott und Hohn ein. So ersteht im Schwaben, der das Leberlein gefressen, ein echt schwäbischer Dickkopf, der „ums Verrecke nit" der Wahrheit die Ehre geben will, bis ihn das Gold zu freiwilligem Geständnis bringt.

IV. Schwabenstreiche im 16. bis 18. Jahrhundert.

1. Der dumme Schwab.

Hier gehts wunderlich zu.
Anselmus Rabiosus 53.

Jeder Mensch, der sich vom breiten Pfad der Masse absondert und eigene Wege einschlägt, hat sich von jeher der Kritik der Gesamtheit preisgegeben. So wollten die Abderiten ihren weisen Mitbürger für verrückt erklären, weil er Tiere sezierte und in die Sterne guckte. Und die Deutschen hielten die Schwaben für einfältig, weil sie der einfachen, ehrlichen deutschen Art treu blieben und ihr Wesen nicht in undeutsches Gewand hüllten. Mochten die andern sich breit machen mit fremdländischem alamodischem Flitter, der Schwabe blieb eben, was er war und sein Vater und Großvater waren. Wie die Abderiten das Reisen verboten und die Leute von Seldwyla ihre Stadt eine halbe Stunde von einem schiffbaren Fluß angelegt haben, so schlossen sich auch die schwäbischen Städtchen von der Welt und ihrem Verkehr ab. So waren sie allgemein als dumm verschrieen, besonders die Oberschwaben, die am zähesten der alten Sitte anhingen, während es nach Anselmus Rabiosus *(S. 50)* in Unterschwaben schon etwas lichter ausgesehen haben soll.

Einfältig — das war das bekannteste Epitheton, das man den Schwaben beilegte. Schon Fischart sagt im Gargantua *(S. 197)*: „Tranck, weil er die suppen aß, wie ein anderer närrischer schwab." Zincgref erzählt seine Anekdoten „nicht zu verachtung der Schwaben, sondern um allein ihre schlechtigkeit und einfältigkeit zu beweisen. Jedes volck hat seine mängel und fehler: drumb keiner dem andern was hierinn vorzuwerffen. Die Schwaben seyndt einfältig, ihren herren getreu, arbei-

ten . . ." *(IV. 510)*. Und der Simplicissimus berichtet *(S. 435)*: „Da hörete ich, daß es eine Schwäbische Nation seyn müste, die man zwar (aber vergeblich) vor einfältig schätzet." An einer früheren Stelle nimmt er die Schwaben nicht in Schutz *(107)*: „Die Hosen waren auff Polnisch oder Schwäbisch, und das Wams noch wol auff eine närrischere Manier gemacht". Liselotte scheint die Schwabeneinfalt nicht für echt gehalten zu haben *(litt. Ver. 6, 207)*: „Unßer Pfältzer wollen nie Schwaben sein, da haben sie recht; die Schwaben seindt entweder einfaltig oder falsch."

Drum öffnen die Schwaben auch erst neun Tage nach der Geburt ihre Augen wie die Katzen [1]). Schon Sebastian Franck spricht von einem blinden Schwaben wie von einer tautologischen Verstärkung: „Wir brauchen die oberzelten, Item, ein grober Algeuer bauer, ein blinder Schwab, ein rechter dummer Jan, der teutsch Michel, ein teutscher Baccalaureus" *(Sprichw. II. 49 b)*. In der letzten Ausgabe von Fischarts „Aller Practick Großmutter" *(1623, D6b)* heißt es ähnlich: „Die Meydlin werden umb viertzig tag später witzig, wie die Schwaben sehend." Als Beweis mag folgendes Geschichtchen dienen: „Ein Bauer im Schwabenland kam vor die Apothecken, wolte einen Thaler wechseln, da saß ein angekleideter Affe vor der Thür auff dem Laden, dem gab er den Thaler. Der Bauer gieng hinein in die Apotheck und foderte bey dem Apothecker vor den Thaler klein Geld, welches ihm auch gegeben ward. Als aber der Apothecker fragte: Wo denn der Thaler wäre? Sprach der Bauer: ‚Ich habe solchen vor der Thür eurem Büble geben.' Vermeynte, der Affe wäre deß Apotheckers Sohn" *(Buch ohne Nahmen 312 Nr. 753. Fasciculus 141, V. 21. Löffelstihl 35 Nr. 80. Lyrissimum 54 Nr. 141. Lustigmacher 92 Nr. 145. Memel 250 Nr. 596. Odilo Schreger 525*

[1]) Ähnliches sagt man auch von den Westfalen, s. S. 172, und blind sind vor allem die Hessen, s. Küffner 66ff. Vgl. auch Müller in der Z. d. Ver. f. rhein. und westfäl. Volksk. I, 272.

Nr. 150. Sinnersberg 23. C. A. M. v. W. 240. Einem Schweizer zugeschoben im Eulenspiegelischen Mercurius 52. Nach Paris verlegt und in anderer Form im Buch ohne Nahmen 484 Nr. 1016. Sinnersberg 12).

Der blinde Schwab lebte sogar im Munde der Franzosen. Steiff bringt einen Spottvers der Franzosen aus dem Jahr 1688 *(602 nr. 133)*:

Gaiser ist gind,
Schwab blind,
Franzos keck,
nembt alls weck.

Aber wie überall mit der Einfalt schwäbische List Hand in Hand geht, so hat der Schwab manch einen grausam heimgeschickt, der ihn wegen seiner Blindheit aufziehen wollte. „Einer vexirt einen Schwaben", erzählt Zincgref *(IV. 163)*, „daß die Schwaben, wann sie geboren werden, neun tag blint wären. Der Schwab sagt: ‚Ja, es ist wahr,' fragte aber den andern: ‚Wist ihr auch, wann sie ihre Augen auffthun und sehent werden, was sie am ersten sehen?' Der ander sagt, das wäre ihm unwissent. Der Schwab: ‚So wil ich es euch sagen: so balt ein Schwab am ersten sehent wirdt, so sieht er vor das aller erste neun euer Landtsleuten am Galgen.' Dessen der ander wol außgelacht, den Schwaben zu frieden lies." (In moderner Form bei Nefflen *(II. 29)*: „Jo, Herr, 's ist wohr, mer ka's it leugna, zeha Tag und zeha Nächt bleiba bei au's d' Kinder blind; aber wenn en amol d' Auga ufgauht, no gucka se so en Esel, wia do oaner voar mer stoht, dur und dur . . .".)

Die Verleumdung, die Schwaben würden erst mit dem vierzigsten oder gar erst fünfzigsten Jahre klug, geht sicher auch auf das 16. Jahrhundert zurück, wenn die frühesten Belege auch erst dem Ende des 18. angehören. Vielleicht darf man in Joh. Böhms „sero resipiscunt," „erst spät werden sie vernünftig", eine Anspielung hierauf erblicken — doch dann haben sie zum mindesten die Kosmographen des 16. Jahrhunderts nicht verstanden. Den seltsamen Scherz hat man

mit der Angabe des Schwaben Heinrich Suso zu erklären gesucht, der den „Durchbruch des geistlichen Mannesalters" auf das vierzigste Lebensjahr ansetzt, und hat auf die einschneidende Bedeutung dieses Jahres im Menschenleben hingewiesen. Mit vierzig beginnt ja erst das eigentliche Mannesalter. So soll auch Luther gesagt haben: „Der Mensch ist vierzig Jahr ein Thor . . ." *(Gerlach I. 27 Nr. 148).* Und nach einem andern Sprüchlein Luthers ist es dann höchste Zeit, klug zu werden: „Wer im zwanzigsten Jahr seines Lebens nicht schön, im dreißigsten nicht stark, im vierzigsten nicht gelehrt, im fünfzigsten nicht reich ist, der wird weder schön, stark, gelehrt noch reich" *(Hartmann 22).* „Es bleiben die Schwaben also nur dumm, so lange sie jung sind", so schließt Wackernagel *(Z. f. d. A. VI. 258),* „junc und tump sind in der alten Sprache synonym".

Die Tiroler werden auch nicht früher gescheit, und das findet sich schon in den Briefen des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, der seinem Sohn schreibt *(Briefe, hsg. von Holland 269 Nr. 295):* „Saugt nur nicht zu viel tirolische Luft ein! Dann dort wird man erst im vierzigsten Jahr klug". Dann heißt es gar von ihnen, erst mit fünfzig würde es hell in ihnen, doch sie holen die Schwaben bald wieder ein *(A. V. I. 167).* Drum sagt auch das Sprichwort: „Wann ein Tyroler und ein Schwabe beisammen sind, so ist der Dümmste — je einer um den andern" *(Küffner 84).*

Die älteste Erwähnung, daß die Schwaben erst im Alter von vierzig oder fünfzig Jahren klug werden, findet sich, soweit bekannt, in den Werken des ausgehenden 18. Jahrhunderts; hier ist teilweise noch das fünfzigste Lebensjahr das entscheidende. Friedrich Nicolai, der im Jahre 1781 in Schwaben weilte, sucht in seiner „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz" „das bekannte Sprichwort" aus der „auffallenden Gutherzigkeit und Arglosigkeit des schwäbischen gemeinen Mannes" zu erklären: „Man bemerkte, daß ein Schwabe, der sehr oft durch seine angeborne Gutherzigkeit

von andern war überlistet worden, endlich durch lange Erfahrung aufmerksam genug gemacht ward, um sich durch seinen angeborenen Verstand vor der Schlauigkeit anderer zu hüten." Um nur einige von den zahlreichen Belegen aus unserer Literatur zu nennen: In einem nicht datierbaren Briefe (vor 1786) schreibt Goethe: „Engelhardt hat mein Geschwürgen aufgedrückt und verkündigt mir noch einen Zahn, der wird mir doch endlich die Schwaben Weisheit bringen" *(Briefe W. A. VII. 283)*, und am 6. September 1787: „Es sind also die Schwaben nicht allein, die vierzig Jahre brauchen, um klug zu werden." „Und wir hätten es doch noch ausgehalten und wären nicht fortgegangen, bemerkte ein achtzigjähriger, also doppelt vernünftiger Schwabe", heißt es bei Heinrich Heine *(XII. 26)*. Aber auch der Nichtschwabe kommt ins Schwabenalter: „Denn ach, der Himmel hatte dem kleinen schmächtigen Mann mit seinem trockenen, aber grundehrlichen Gesicht wohl eine Überfülle von Bedenklichkeiten mit in die Wiege gelegt, daß er erst mit dem Antritt des bekannten Schwabenalters zum heiligen Ehestand sich ein Herz fassen konnte" *(Redwitz, H. Stark 1879, I. 4)*. J. Viktor Scheffel sagt in der Widmung zum „Gaudeamus":

Nun schau ich aus solidem Schwabenalter
auf dieser Lyrik jugendtollen Schwung,

und Friedrich Theodor Vischer meint *(Auch Einer, Volksausg. 448)*: „Jeder Mensch ist ein Schwab. Und da ist das Sprichwort nicht richtig: es ist nichts mit dem Gescheitwerden im vierzigsten Jahr. Was ein rechter Mensch ist, wird nie gescheit. Ein dummer Mensch wird bald gescheit."

Im Volksmund Süddeutschlands kann man derartige köstliche Bemerkungen sehr häufig hören, auch wieder wie die Schwaben die Bosheit zurückgeben: „Dees ischt freili wahr; aber wann de Schwabe vierzig Jahr alt werde, müsset se au scharf aufpasse, daß sie 'nes richtig Minütle nit verpasse — sonst bleiwet se grad so domm wie d' andere Leut' *(Th. Kraus, Allerhand Schwabenstreiche, im Feuilleton des Leipziger Tag-*

blattes, 8. April 1896. Eine ähnliche Retourkutsche bei Franz Keller, Eile Hagabutza, Kempten 1891, 20. Weitbrecht und Seuffer, 's Schwobaland in Lied und Wort 499).

Was wird man da von den Schwäblein zu hören bekommen! Die zeigen sich von einer liebenswürdigen, gutmütigen Seite, wie jener Pilger, der in einem italienischen Wirtshaus ein Ei vorgesetzt bekommt. Der sagt nachher seinem Kameraden *(Kirchhof I. 248 Nr. 201)*: „O, main leyden gsell, wie hab ich halt den wirt so redlich betrogen und widergolten, daß er uns so theur gerechnet hat! ... In dem einen ey war ein junges hünel, das hab ich heimlich hineyn geschluckt und dir auch nichts darvon sagen wöllen, darmit es der wirt nicht vermercken und gelt darfür fordern solte." Zwar weist Kirchhof dies Geschichtchen einem Bayern zu, und auch Bebel *(31b)* und die von ihm abhängigen „Nugae venales" *(33)* sprechen von einem Bayern, der so schlau gewesen sein soll; Ottomar Luscinius *(CLX)* und Langius *(201)* wissen überhaupt nichts von der Herkunft des Mannes, nur Hans Sachs macht in seinem Meistergesang „Der glückselig Schwab" aus dem reizenden Schwank einen Schwabenstreich, und Wohlgemuth *(251. Nr. 72)* folgt ihm in einer freien Nacherzählung. Der Meistergesang des Hans Sachs ist hier in der Fassung der Dresdner Handschrift M 8 *(131)* abgedruckt *(vgl. Dresdner Hs. M 186, 212. H. Sachs XXV. Nr. 3010. F. u. Schw. IV. 481: „Der Schwab mit dem glück")*:

In dem Roten thon Petter Zwingers.

Der glückselig Schwab.

1.

Ein Schwab von Ulm gen Langenau det lauffen,
von seim gefatern ein faist schwein zu kauffen.
Als er daselb das mitagmal det essen,
Da drug man dar idermon (jedermann) ein par ayer.
Von Ingolstat sas neben im ein Payer,
der selbig det so leichnam feintlig (schrecklich viel) fressen.

Als der Schwab das erst ay auff klopfft,
da fand er ein junges huenlein darinen.
Ein wenig saltz er darein pfropfft,
schluckt es hinein, sam wolt es im entrinen,
und det zum Payren jehen:
‚Het dises jung hon
der wirt voron
in meinem ay gesehen,
ich muest es psunder zalen thon'.

Doch das Schwäblein, dem so unerwartet ein Hühnchen zufällt, hat noch mehr Glück, drum soll Hans Sachs weiter singen:

2.

Als man darnach suppen und flaisch herdruge,
der Schwab ein rören stück herauser zuge,
schnaid das flaisch rab, legt das pain nebens deler,
Wolt das marck darnach auch herauser naschen.
Ein groser hund das eispain det erhaschen;
auffur der Schwab, sprach: ‚Halt! du thuest ein feler!'
Der hunt der stubenthür sich rembt (remben, zustreben);
der Schwab lieff und die stubenthür zu stiese,
den hunt unther der stubthür klembt,
druckt in, das er ein zölein fallen liese.
Das schub der Schwab pald eine
und sprach: ‚Es sunckelt noch,' (ist noch warm)
die thür auff zoch,
sprach: ‚Lauff hin mit dem peine,
ich hab das marck erschnappet doch!'[1])

[1]) Hierauf bezieht sich Gargantua 23: ‚Fürnemlich wan ers dem Ulmischen Schwaben hat gestolen, der im einmal das marck zwischen der thüren zu dem hindern herauß klemmet und es, wiewol es minckelet, für schmutz hinweg schlemmet ... Derwegen erprecht das beyn fleissig durch genau sorgfeltiges lesen und stätem unauffhörlichem nachsinnen, und sauget darauß das substantzialisch wesenlich Marck, nit wie der erstbenant Hundsklemmer, die Gerberzullen für minckelend Schmär.'

3.

Darnach kaufft er von seinem gfatter Utzen
für ainen parg (lat. porcus) ein fünff jerige sutzen
(Mutterschwein),
die solt er im zalen zu dreyen fristen.
Mit freuden er die sau hin haim hin driebe,
die war reudig, sich überal anriebe.
Als er sy nun lies stechen auff der misten,
Stacken in ir siben jung seu.
Der Schwab sprach: ‚Wie wol wil mir heut das glücke:
Des huens im ay ich mich erfreu,
der hunt must mir lasen des marckes stücke,
ein sau kaufft ich alleine,
jetzund hab ich ir acht!‘
Jdermon lacht,
fuerten in hin zum weine,
druncken auffs glück pis auff mitnacht.
Anno salutis 1548 am 18 tag decemb.

— Eine ähnliche Erzählung, ‚Der lustige Schwab mit den Marck‘ im ‚Zeit-Verkürtzer‘, Augsburg 1675, F8, die bezeichnend genug ist, weil sie in einem schwäbischen Schwankbuch erscheint: In Augsburg war ‚eine gute Compagnie in diesem Hauß‘, erzählt der Wirt, . . . ‚da ließ ich ihnen ein groß Stück Ochsen Fleisch kochen, und saß ein schönes Marck im Beine. Dieses wurde außgestoßen und fürs Fenster gelegt . . . und wurde vergessen. Die Fechter . . . gedachten unterdessen an das Marck aus dem Beine, darmit wolten sie frölich seyn, und grieff der eine nach dem Teller und fand das Thierlein, das sonst ruffet: Mau mau! das hatte es schon verzehrt. Sie wolten das Marck gerne wieder haben, jagten und schlugen derhalben die arme Katz, daß sie fast halb todt war, biß endlich einer ein Fenster halb aufmachte, da sprang das arme Thier auff loß, der schlug das Fenster zu, klemmte sie hiermit so hart, daß ihr etwas entfiel. Da liessen sie die Katze lauffen, in Meinung, sie hatten ihr verlohrnes wieder bekommen, rieffen untereinander: ‚Kompt alle herbey, hier ist das Marck, und fresset auff Brüderschafft‘, und wie es verrichtet, sagten sie: ‚Wir haben einerley gekostet, drumb müssen wir als Brüder von dem Marck leben und sterben‘ *(Ebenso im Lustigen Heer-Paucker, Potzdamm o. J. 33).*

Zincgref *(IV 508)* erzählt: „Daß einmal ein Schwab in Italien kommen, und ihm ein trunck, so allda lachrymae oder thränen Christi genant wirt, sey vorgesetzt worden; als er den gekost, habe er gefragt, wie dieser trunck hieß, ihm geantworttet: ‚Lachrymae Christi, das ist Thränen Christi.' Da habe er angefangen zu ruffen: ‚O lieber herr Christe, warumb hastu nicht auch in meinem Landt geweinet?" Joh. Pauli *(157 Nr. 233)*, Wickram *(Nr. 60 und 93)* und Hans Sachs *(F. u. Schw. III. 144. XXV. Nr. 716)* halten seltsamerweise den Namen des Weines für einen Scherz, den sich der Wirt gestattet habe. So lautet der Schwank des Hans Sachs *(M 186, 219. vgl. S. 81f.)*:

Eins mals da ging ein Schwab gen Rom,
und als er in das Welschlandt kom,
setzt man im zu der speise
Maluasier und Rainfal.
Da wincket er dem wirtte her,
fragt in, was saftes dises wer:
‚Wechst er im paradeise
oder in Gottes sall?'
Der wirtt gedacht (im) woll: du hast
ein ungesultzten heher (Hs. hehe . ., Schwätzer),
und sprach zu im: ‚Mein lieber gast,
es sindt die Gottes zehren.'
Der Schwab zu hantt
gen himel sach mit ungedult,
sprach: ‚Gott, wie hab wir das verschuldt,
das du nit hast geweinet
auch in dem Schwaben landt?'

Ein Meistergesang Vogls: „Der Schwab mit den Gotes Zehern" *(Dresdner Hs. M 5, 876)* hat die Geschichte noch bedeutend erweitert, da wollen die Schwaben miteinander hinziehen an die Stelle — „vielleicht greint uns der Herrgott auch" *(vgl. S. 82)*:

In der Mayen Weis Jörg Schillers.
Der Schwab mit den Gotes Zehern.

1560. — 14. Sept. Vogl.

1.

Ein gut frum und einfeltig man
thet von weib und kind wahlen gan (wallfahren).
Doch eh er thet ziehen darvon,
macht er behend
ein testamend,
nam sein abschied darnach.
Als er zog auß dem Schwabenland,
kam zu Italien zu hand,
bey einem wirt er herberg fand,
der war durch ab
ein nasser knab
und zu dem gaste sprach:
‚Mein lieber freund, wo zieht ir her?'
Der Schwab antwort on als gefer
und sagt im, wie er ein Schwab wer.
Der wirt det lachen sein,
was der Schwab sagt, verstund er gar,
denn er selb auch ein Deutscher war,
und hiß in zu disch sitzen dar.
Der setzt sich schon
gar oben on
für alle gest gemein.

2.

Und als man nun druge zu disch
kapaun, hüner, wildpret und visch,
darzu die besten wein gar frisch,
gut Reynfal hir
und Maluasir
schmeckten dem Schwaben wol.

Und als sich vol het druncken er,
det der Schwab fragen ungefer
den wirt, was dises für wein wer,
darein er sich
so schnelligklich
het druncken gschwidert (schwidern, überfließen) vol.
Der wirt sprach: ‚Lieber gaste mein,
es sind die Gotes zeher rein,
die er verrert (rehren, rinnen lassen) auf erden fein'.
Der Schwab sprach mit andacht:
‚Wie, das du nit im Schwaben land,
mein Got, auch weinen thetst zu hand!
Solche zeher ich nirgend fand'.
Urlaub er nam
und zog gen Rom
und sein wahlfart verbracht.

3.

Als er wider heim kumen thet,
zu seinen nachbauren er ret
im dorff, wie er gedruncken het
Gotes zeher
im land on gfer,
Welschland mans nennen thut.
Sein nachpauren sprachen mit sin:
‚Nachbauer, weiß uns auch dahin,
ob unser herrgot uns auch grin,
das wir alsand
drincken im land
Gotes zeher so gut.'
Und als er in das sagen was,
machten sich ir vil auf die stras,
das sie auch drencken solchermas
die zeher Gotes klar.
Das sprichwort uns klerlich bedeut,

wie das man noch dut finden heut
solich schlecht einfeltige leut,
die alle ding
glauben gering,
was man in sagt für war.

Von den modernen Bearbeitungen *(A. V. I. 183. Schmeller, Mundarten Bayerns 555. Fr. W. v. Ditfurth, Alte Schwänke und Märlein 176)* sei noch der Schluß von Seuffers mundartlichem Gedicht hierher gesetzt *(Hellauf Schwobaland! 5)*:

Do schlägt mei' Schwob zum Himmel auf
sein Blick und seufzt: ‚Herr Je!
o hätteschst du a bißle doch
au' g'heult am Bodasee!'

Auch Webers Demokrit *(V. 180)* kennt diesen hübschen Schwank, erzählt ihn aber ganz allgemein von einem Deutschen, obwohl er sonst in Schwabenneckereien so gut beschlagen ist.

„Eben derselbe Schwab," so fährt Zincgref fort, „sei vor einem Kellerloch gesessen und einen heißen weck in stücken zubrochen und den ein zeitlang also in den Keller gehalten und die stücker gessen, davon er gantz truncken sich gemacht und angestellt, sagent, er hätt sein leben lang nit glauben können, daß der geruch des Weins solche krafft und macht hätt."

„Ein Schwab gab dem Schneider ein Schaff Fell, er solte ihm ein Paar Hosen von Hirschleder draus machen" *(Suter 54)*.

„Einem Schwaben ordnete der Arzt verguldte Pillulen, und er konnte sie nicht verschlingen, sondern zerbisse sie, sagend: Sie sind noch nicht zeitig und gar zu bitter" *(Suter 71)*.

„Einsmals kam ein Schwab zu einem Petschier-Stecher und verlangte, weil er Christoph hieße, so solte er ihm in der gantzen Größe auf seinen Petschier-Ring stechen, aber so groß, wie er jetzt sey. Der Künstler sagte: ‚Ich kan ihm nicht größer stechen, als es Raum auf dem Petschier ist.' Der ander sagte weiter, was daran liege, er solle ihm nur so groß darauf machen, wann ihm gleich die Füße herunter hiengen. Der

Künstler sahe wohl an ihm, daß er im Hirn geschossen wäre, und antwortete: Ja, er wolle ihm so machen. Als nun das Petschafft fertig war, begegnet ihm sein Nachbar Fischer, der fragte ihm, was er da trüge und so sehr ansahe. Deme erzehlte er, wie er sich hätte ein Petschafft stechen lassen, darauf er, so groß als er wäre, stünde, nur die Füße hiengen herunter. ‚Ey', sagte der Fischer, ‚ich will auch zu ihm gehen.' Als er ihm nun auch zu ihm geführet hatte, begehrte der Fischer von den Petschafft-Stecher, er sollte ihm auf sein Petschafft stechen, wie er in einem Schifflein auf dem Wasser fahre und mit einem Garn die Fische fange und alsdann heraus ziehe, und wie die Fische im Garn herum zappeln. Ein Wirth kam auch, der begehrte von ihm, wie er eine Schüssel trüge, darauf ein Haaß lag, und neben herumb auf der Schüssel ein tutzend Lerchen, hinter ihm der Keller mit einer Schüssel schöner rother Krebs; ferner kam noch darzu ein Müller, der wollte gar haben, man sollte ihm eine Wind-Mühl stechen, die sich selber herum drehete, und seine 6 Müller-Knechte, die die Säcke in die Mühl hinauf und herunter tragen. Als der Petschafft-Stecher damit fertig war, wieß er einem jeden, diß bedeute das, und dieses wieder das, und so fort, daß sie nicht anderster glaubten, es stünde alles so darauf, wie er es hersagte und sie verlangt hätten, nahm das Geld von ihnen und ließ sie damit fortgehen. Der Petschafft-Stecher machte sich indessen aus den Augen und solle nun noch wieder kommen" *(Ruckard 124 Nr. 94. Ähnliche Geschichtchen, die, wie es scheint, recht häufig waren, wenn man sie auch sonst nicht in Schwaben lokalisiert hat (Buch ohne Nahmen 492 Nr. 1026. Fasciculus 53 II. Nr. 9), z. B. im „Geist von Jan Tambaur" 51: „Der dumme Baur". Gepflückte Fincken I. 91, S. 107 f.).*

„Ein Schwabe sah Mosen auf einer Taffel mit einem grauen Bart gemahlet, haltend in seiner Hand die Taffeln der zehen Gebot, mit der Überschrifft Exod. XX. Der gute Schwabe vermeynet, Exod. wäre sein Nahme, und die XX wären die Jahr seines Alters; sagte darauf: ‚Siehe da, das ist ein feiner

Alt-Vater von zwantzig Jahren!" *(Lustigmacher 1762, 102 Nr. 160. Etwas für Alle 117 Nr. 187).*

„Als einer zu Ganslosen, einem Dorff in Schwabenland, Hochzeit gehalten, ist eine Brunst ausgekommen, und darbey merckte er seinen Ehrentag. Als ihn nun einer fragte, wann er zur Kirchen gewest, sagte er: ‚Wann es zu Ganslosen wider brennt, so ist es ein Jahr, daß ich zu Kirchen gegangen" *(Pegeus, Cont. 45 Nr. 3235).*

Wie gutmütig sind jene Schwaben, von denen Suter erzählt *(S. 38)*:

„Der hinckend Frantzos.

„Ein hinckender Frantzos ritte bey etlichen Schwaben vorüber, und das Pferd fiel unter ihm zur Erden: Als er nun aufstunde, hinckete er wieder wie zuvor. Die Schwaben aber vermeinten, daß er das Bein verrenckt, und ihm solches von dem Fall gekommen, zogen ihme deß wegen das Bein mit aller Gewalt, und ob er gleich schrie und sagte, daß ihn der Fall nicht hinckend gemacht, verstunden doch solches die Schwaben nicht, sondern sie zeuchten je länger je mehrer, also daß sie ihme große Schmertzen verursachten." Quirinus Pegeus *(199 Nr. 943)* weist diesen Streich allerdings den Schweizern zu, ebenso der „Eulenspiegelische Mercurius" *(Augsburg 1702, 50)*; bei Wolgemuth *(144 III. 82)* war es die „Schweitzer Guardy," die einem lahmgebornen Franzosen helfen wollte, und in Freudenbergs „Etwas für Alle" *(183 Nr. 243)* ist zu Lyon ein Gasconier auf so grausame Art kuriert worden.

„Ein Schwab liesse sich über den Bach führen und blieb auf seinen Pferd sitzen; und als man ihn fragte, warum er nicht abstiege? Antwortete er: ‚Damit ich desto geschwinder hinüber komme" *(Lyrissimum 8. Löffelstihl 147 Nr. 308. Buch ohne Nahmen 288 Nr. 684. Vgl. Riederer, Öl und Wein II. 91. Etwas für Alle 115 Nr. 184).*

„Es fragte ein Edelmann einen Schwaben, ob die Brucken, bey welcher er hielte, gut wäre? Der Schwab: ‚Ich habe sie nicht versucht.' Edelmann: ‚Ich frag, ob man darauf reiten könne?' Schwab: ‚Ich habe keinen Sattel darauf gelegt.' Edel-

mann: ‚Ob sie kein Loch habe?' Schwab: ‚Wie wolte das Wasser durchlauffen" *(Quirinus Pegeus 180 Nr. 875).*

„In den schwäbischen gebirgen wonete ein gar betagter frommer baur, der nit vil, wie man spricht, mit war im garten gewesen." Der hat aus Unachtsamkeit etwas angestellt und wird vom Vogt, seinem Verwandten, „derhalben ernstlich beredt." Da ruft er: „O mein geliebter freundt, herr Johannes, es ist mir unwissentlich widerfaren; drumb bitt ich, daß ir nach euerem göttlichen willen, wie es euch geliebt, an leib und seel mit mir handelt, mich todtschlagt, nur aber meines lebens, das ich lenger meinen kindern mög vorstehen, verschonen wöllet; es soll mir fürter nit mehr von nöten seyn" *(Kirchhof I. 308 Nr. 262).*

Zu den schönsten Schwänken gehören auch diejenigen, wo ein Schwabe mit dem Angehörigen eines Nachbarstammes zusammengestellt wird und wo jeder, durchdrungen von der eigenen Überlegenheit, den andern „laichen" will. Derartige Stoffe liebt besonders Hans Sachs *(F. u. Schw. IV. 342. XXV nr. 2637)*:

Der Schwab und Payer.
In dem hofton Marners.

I.

Ein Payer und ain Schwabe
wolten mit einander gen Ach. [übertag,
Wo sie das pfenbert (= Pfennigwert) paidsam asen
so fras der Payer wie ein schwein,
der Schwab plieb hungers vol.
Ains abentz sich pegabe,
ob der suppen der Schwabe sprach:
‚Welcher ofter in ainem aten sprechen mag:
Flaisch, flaisch! der fres das flaisch allein!'
Der Payer sprach: ‚Ja wol'.
Der Schwab fing an: ‚Flaisch, flaisch, flaisch, flaisch, flaisch, flaisch, flaisch, flaisch, flaisch, flaisch,' so lang er nur kunt haben atten,

und sach den Payren an gar strang,
dacht: ‚Du pist mit der zungen lancksam überal.'
Der Payer nach den daten
sprach: ‚Flaisch, flaisch, hundert dausent mal.'
Darmit der Payer dem Schwaben das flaisch abgwon
und fras es in den rachen sein;
sauer sach sein gespon.

2.

Als sie spat kerten eine,
ein praten man her tragen hat.
Der Schwab macht ein anschlag, war in dem maul nit faul,
dacht: ‚Den Payren ich laichen wil,
wye er mir vor hat thon,'
Sprach: ‚Der prat ist zu kleine.
Ich wil geben ain kurzen rat:
Nem ider ain ort von dem praten in das maul,
und wollen zihen. Wer den vil
herab reist, sol es hon'.
Der Schwab den seinen vorteil sucht,
weil er ain grose goschen het,
fast schir den halben praten.
Der Payer in auch fassen thet,
pais die zen zam, sprach: ‚Hast den praten gfasset da?'
Der Schwab gancz unperaten
rais auf sein maul und sprach: ‚Ja, ja!'
In dem zug im der Payer den praten hinaus,
fras in allain. Der Schwab wart stil,
der angst schwais drang im aus,

3.

Fuer an dem Rein hinabe.
Da fundens kriechen (Kirschen) paumen vil.
Der Schwab sprach: ‚Mit kriechen last uns werden [gespeist'.
Der Payer sprach: ‚Was is für ding?
Sach ir mein lebtag nie'.

Da gedacht im der Schwabe:
‚Am Payren ich mich rechen wil.‘
Den Payren pald auf ainen weiden koppen weist,
der gar vol mayen keffer hing,
und hies in essen die.
Der Schwab stieg auf ain kriechen paum
und as sich auch der kriechen vol,
darfüer fras mayen keffer
der Payer und keut sie nit wol. [dir?‘
Der Schwab sprach: ‚Payer, wie schmecken die kriechen
Der Payer sprach: ‚Du schleffer,
es sint wol kriechen, weil sie mir
herauf kriechen im hals, e ich sie recht hab gas?‘
Also der Schwab sich gar gechling
am Payren (Hs. pauren) rechen was.

Anno salutis 1548, am 12 tag Marcii.

Auf eine derartige Geschichte spielt auch Fischart im „Gargantua“ an *(64)*: Da erwähnt er einen Allgäuer, „der auff dem Kirschenbaum Kefer für Kriechen aß; sie hoissen ja Kroichen, sie kroichen wider anher.“ Und nach dem „Recueil von allerhand Collectaneis und Historien“ *(XV. 71)* pflegte man auf den Schulen zu Zittau die neuankommenden Schwaben „mächtig zu raillieren“ mit folgendem Schwank: „Jekle und Hänsle gehen miteinander über Feld. Als nun dieser am Busche einen dunckel schwartzblau Maykäfer ... hangen sieht, reist er ihn gähling herunter und steckte ihn ins Maul, der Meinung, es sey eine Schlehe. Da es aber im Halse anzukrappeln und zu kitzeln anfängt, ruft er: ‚Jäkla! hoot die Schlaa Baa?‘ Er antwortet: ‚Aa naa!‘ ‚Maner six, Jäkla,‘ sagt Hänsla, ‚so ho ich aan Roßscheiserle voor an Schlaa gefressen.“ Ähnlich erzählt Reiser *(I. 500)*: Zwei Walser stehlen in dunkler Nacht Linnen. Einer erwischt dabei einen Frosch, dem die Beine abgemäht sind, und steckt ihn ins Maul. „Du Joder,“ fragt er, „haischt du nie nüd ghört, hat a taige Bire au as Bei?“

Viel derbere Töne als in dem eben mitgeteilten Schwank entwickelt Hans Sachs in einem zweiten Meistergesang. Hat dort das Schwäblein sich für all die Übervorteilungen wirklich rächen können, so bleibt ihm hier nur ein scheinbarer, aber um so schönerer Sieg *(F. u. Schw. V. 190 nr. 722. XXV. nr. 3562)*:

Der Schwab mit der Wuerst.

In dem hofton Mueglings.

1.

Ain Payer mit aim Schwaben zueg
kirchfart im Francken lande.
Der Payer ungeschwungen fras
alles und was
man auf zu disch det dragen.
Der Schwab kunt im nie essen gnueg.
Ains abencz sie paid sande
zuegen zu ainem wirte ein,
der het ein schwein
den selben tag geschlagen.
Da man zwelff pratwuerst priete in,
die detten nit lanck klecken.
Da sprach der Schwab zu der wirtin:
‚Thuet den seusack an stecken
und auch ain leber wuerst darzu!
Prat uns die zwu,
den hunger mit zu schrecken.‘

2.

Die wirtin priet in den seusack,
ein leber wuerst darneben.
Den seusack riebens auf all paid,
der Payer schnaid
die wurst, wolt sie auch fressen.
Der Schwab des haimlich sehr erschrack,
sprach: ‚Ain rat wil ich geben!

Wir philten die wuerst heint zu nacht.
Wer e erwacht,
die leber wuerst soll essen.'
Der Payer sprach: ‚Ja, das gelt wol,
weil wir sunst heint gnueg haben.'
Der Schwab was haimlich freuden vol,
detten paid schlaffen traben,
truegen die wuerst mit in zu pet.
Der Payer det
überlisten den Schwaben.

3.

Pald der Schwab laut schnarchent entschlieff,
der Payer pald aufstone
und das keck aus der wuerste fras,
darueber sas
und schais in leren darme.
Der Schwab erwacht in der nacht dieff,
fuer auff, die wuerst placzt ane
und geiczichen pais darein
und schlickt hinein
die wuerst noch also warme.
Der Payer det, sam er erwacht,
schalt sam in grosem zoren.
Der Schwab sein iniclichen lacht,
sprach: ‚Die wuerst hast verloren;
ich habs fressen. Mir ist, das wis!
ain gueter pis
ain mal zu dail hie woren.'

Anno salutis 1551, am 22 tag Aprilis.

Sehr hübsch ist dann auch der Schwank vom Schwaben und dem Eichhorn *(H. Sachs, Dresdner Hs. M 5, 506. XXV. Nr. 2885. Dresdner Hs. M 186, 213. vgl. B. V. I. 462: „Die drei Schweizer auf der Jagd". Von Rottmann 415, III. Nr. 63 zwei Schwaben zugewiesen. — Buck in der Germania XVII. 313)*:

Im Rotten thon Peter Zwingers.
Der Schwab mit dem Aichhoren.

1548. 14. Sept. durch H. Sax.

1.

Ein Bayer und ein Schwab gen walde gingen
mit irem waidwerck, das sie hasen fingen.
Da sahen sie auf eim baum ein aichhoren.
Si mainten, ein haß ses auf des baums zweigen,
der Schwab aber wolt denn hasen ersteigen
und hiß den Baier lauffen bald daforen
Ins dorff, das er ein feuer brecht,
darob sie disen hassen wolten braten.
Er loff da hin, die sach war schlecht,
der Schwab stig auf denn baum nach disen daten,
denn hasen zu erschnappen;
doch der aichoren jung
den schwancz aufschwung,
als er det nach im dappen,
auf einen anderen baum sprung.

2.

Der Schwab sach denn aichoren überfliegen,
er dacht: ‚Mich wil der deufel hir bedriegen‘,
und det da wol hundert creuz für sich machen.
Der aichoren auf einem estlein sasse,
an einer haselnus er kifet (nagend) asse.
Der Schwab meint, er spot sein mit disen sachen,
Und sprach: ‚Spotestu mein darzu?
Harr, ich wil auch zu dir hinüber springen,
ich bin als weit im arß als du‘.
Wolt sich darmit auf genen baumen schwingen.
Er aber fiel darunder
denn baum so ungefüg,
als ob in schlüg

herab der plicz und dunder,
das er gripf (griff) in die leczten zûg.

3.

Als der Baier inn wald kam mit dem feuer,
denn hassen zu braten, hört abendeuer!
der bauer schaut im holcz umb nach dem Schwaben
Hin und wider, fand in zu leczt her niden
under dem baum zerfallen und verschiden.
Groß unwill hat sich im Bairen erhaben,
Sprach: ‚Du hungriger schnöder gast,
das du denn hassen, alers grossen narren,
mit haut und har gefressen hast
ungebraten und kunst mein nit erharren.
Nöten hast mich geschicket
ins dorpf umb feuer nein,
das dir allein
der haß pleib, bist ersticket,
hab dirs die schuld! ist gar nit mein!'

Die Neckereien, in denen der Schwabe als Bauer auftritt, sind naturgemäß meist Ortsneckereien. Als Bauer konnte sich der Schwabe in der Fremde am wenigsten bemerkbar machen. Auch in den hierher gehörigen Erzählungen Bebels läßt sich kaum etwas finden, was als die Frucht schwäbischer Bauerneinfalt uns ergötzen könnte. Jener Bauer bei Villingen, der ein Schwein mästen will, ihm aber nur zweimal täglich zu fressen gibt, weil es ja doch nichts schafft *(Bebel 15a. Frey 46 cap. 21. Hulsbusch 128. Nugae venales 236)*, kennzeichnet sich durch diesen Geniestreich noch nicht als Schwaben, wenn auch ein schweizer Sprichwort daran anknüpft, das lautet: „Er machts wie de Schwoob sim Chüeli, wo-n ers am Morge ugfueteret uusgloh hät: i gib der nuiz, de host mer au nuiz gie" *(Küffner 84)*.

Gar rückständig sind die Schwaben in der Naturgeschichte.

Das ist eigentlich zum Verwundern, da sie doch für alles Lebende so viel Interesse hatten.

Schon im 15. Jahrhundert wurden die Schwaben bekanntlich mit den Fröschen gefatzt, und so gehts ihnen auch jetzt noch. Kirchhof *(I. 245 Nr. 199. vgl. Suter 45)* erzählt noch eine neue Froschgeschichte: Ein Schwab und ein Schweizer wandern miteinander Straßburg zu. „Wie diese zwen also bey eim wasser hergiengen, ermanet einer den andern, ein gricht krebs zu fahen; der Schwab aber fieng frösch für krebs, und so offt er einen erwütschet, jahe er: ‚Lug Uli, ich hab wider oinen mit oim gelben bainle!" Ähnlich erzählt der „Leyer Matz" *(9 Nr. 11)*, wo jedoch bloß die Mundart auf eine Schwabenneckerei hinweist, während der Schwank selbst nach Buxtehude, im Norden von der Lüneburger Heide, verlegt ist: „Marquard Fröschleck schosse mit einem Palester in einem Sumpffe vor Buxtehude für seinem Fürsten Frösche und samlete sie nach gerade aus der Pfützen. Nickel Schmackebart fragte ihn, was er machte. Er antwortete: ‚Ich fische.' Jener fragte weiter: ‚Woas foangstu?' Marquart sagte: ‚Neun-Augen!' ‚Seltzame Neun-Augen,' versetzte Nickel. ‚Ja,' sprach Marquart, ‚main Bruderla, in sua woasserla sona Fischlä."

Auch der Krebs war unbekannt. Ein unheimlich Tier, das hintersich kroch! Die Mundinger hatten es noch nie gesehen, und wie einmal einer gefunden wurde, ließ der Schultheiß mit Recht Sturm läuten. Endlich wußte ein vielgewanderter Schneider Rat. „Seltzame geschöpff hab ich in frembden landen, aber nit dises gleichen gesehen, doch dunckt mich nach meiner vermutung, es sey ein junger hirsch oder ein seltzame taub."[1]) Das Beste war jedenfalls, man schoß das Tier mit Büchsen zu Tod. Dann warfen sie um den Platz einen Graben auf und verwahrten den Ort noch mit einem Zaun. So konnte niemand durch das Gift gefährdet werden *(Kirch-*

[1]) Ganz ebenso sagten die Thadener im Gute Hanerau, wie sie einen Frosch fanden: Wenn das kein Hirschbock ist, so muß es eine Turteltaube sein *(Grenzboten 1860, II. 423)*.

hof I. 320 Nr. 276. Bebel 76b. Zimm. Chr. II. 532, 1. Buch ohne Nahmen 323 Nr. 769. Löffelstihl 42 Nr. 95. Lyrissimum 72 Nr. 163). Kirchhof wundert sich zwar selbst über die Schwaben, daß sie die Krebse nicht kannten — das scheint ihm an der ganzen Mär doch das Wunderbarste —, wo deren doch im Schwabenland „nit ein kleine zal gessen wirt." Aber auch die Franzosen meinten nach der Zimmerischen Chronik *(III. 143, 15)*, „die groben Deutschen hetten nie kreps gesen oder gesehen, und schiden mit etwas verwunderung ab," wie Johann Christoph und Froben Christoph von Zimmern in Etampes wohl mit ihnen umzugehen wußten.

Hans Sachs *(IX. 376. XXV Nr. 1580)* erzählt von dem bekannten Narrendorf Fünsing, das allerdings in Bayern liegt, folgende Geschichte:

Es liegt ein dorff im Beyerlandt,
dasselbig Fünsing ist genandt,
darin etwan vor langen jarn
sehr einfeltige pauren warn,
tölpisch, toll, grob und ungeschaffen,
als ob sie weren auß Schlauraffen ....

(Es folgen zunächst zwei Fünsinger Streiche, die hier ausgelassen sind.)

Trugn auch nicht andre kleyder an;
vier elen loden nam einer doch
und schneit mitten darein ein loch
und henckt das tuch denn an den halß
und gürt es denn zu ihm. Eins mals
ein Fünsinger fuhr in die stadt
mit traid (Getreide), da er gesehen hat
ein schneyder röck und kleider machen.
Groß wunder het er ob den sachen
und beschaut eben alle ding.
Und als er darnach eins mals fing
ein grossen krebs an einem bach,
als der Fünsinger an im sach
an vödern füssen zwo grosse scher,

meint er, der krebs ein schneyder wer,
sein hörner wern zwo nadel gantz,
und seine ayer unterm schwantz,
das weren eytel kneulein zwiern.
Mit freuden thet er sich heimthiern.
All sein nachtpauren sagen thet,
ein schneyder er gefangen het,
der must ihn allen kleyder machen.
Die pauren brachten zu den sachen
zum schultheiß ir löden zuhauff
und setzeten den krebs darauff.
Der kruch auff dem thuch auff und ab,
fiel offt unter den tisch hinab.
Heintz Tötsch-in-prey sprach: ‚Es dunckt mich,
der unser schneyder schemet sich,
wil nichts schneyden, weil wir zusehen,
und kan doch wol schneyden und nehen.
Secht, wie thut er sein scher offt wetzen!
Ich rath, wir wöln ihm heint zusetzen
ein liecht, und wölln all von ihm gehn
und allein lassen machen den.‘
So volgtens sie all seinem rat
und giengen alle von im spat.
Ein liecht man bey im brinnen ließ,
das doch zu nachts der krebs umbstieß
und zündet diese loden an,
das also das gantz hauß abpran.
Der krebs sich in ein loch verkroch.
Den funden die tollen pauren doch,
und umb sein grosse missethat
urteiltens in mit gmeinem rat
und wurffen den krebs in den brunnen.
Nach dem sie grosse forcht gewunnen,
füllten den brunnen auß mit erden,
auff das nicht mehr solt ledig werden

das unziffer, und ist gewonheit:
Wann ein Fünsinger hat hochzeyt,
muß er führen ein fuder erden
auff den krebs, nicht ledig zu werden.
Ist gar ein hoher bühel worn.
So wüt auff den krebs noch ir zorn.
Lieff noch einer durchs dorff zum theil
und schrier: Krebs feil, krebs feil, krebs feil!
der würd gar übel von ihn gschlagen.[1])

Und daher rührt die ewige Feindschaft zwischen den Fünsingern und den Krebsen. Die armen Fünsinger hatten vor dem greulichen Tier einen heillosen Respekt. Bernhart Hertzog, der Schwiegervater Johann Fischarts, erzählt in seiner „Schiltwacht" *(L 4a)*:

„Eine krumme That von einem Phinsinger Bauer im Beyerlande geschehen.

„Im Land zu Beyern ligt ein Dorff, das heist mit namen Phinsing, darvon auch die Bauren Phinsinger genennet werden, treffliche weise Leut, als man weit und fern finden möcht. Die haben ihnen ein ewiges gedechtnis gemacht mit dem greulichen Thier Krebs, das hinder sich gehet und kein glücke darbey ist, wie man denn im Sprichwort sagt: Mein sach gehet für sich gleich wie der Krebßgang, hindersich, vermein ich aber, scherren die hüner, denn es auch ein heßlich Thier ist anzusehen, und nimpt mich wunder, das die leute essen, und sonderlich grosse Herren, die doch der gesundheit pflegen. Aber die Bauren seind auch leute, und sonderlich die Phinsinger achten sich ihr nicht, nemen eine gute dicke gerunnene Buttermilch dafür und mit darvon. Eines der Bauren Weißheit wolt man einmal in einer Stadt probieren, ob er ein rechter Krebsfeind were

[1]) Ähnlich in Bopfingen *(B. A. IX. 111)*: Die Bopfinger Ratsherren ließen sich von einem Krebs rote Scharlachmäntel schneiden, indem sie mit Kreide und Schere dem Tier nachfuhren. Am End langte es grad noch für zwei Ärmel!

oder nit, und sie etwan mit der unwahrheit beschuldigte. Nam derhalben ein guter Nachbar — mit gunst seines Handwercks ein Flicker der Schuhe oder Pantoffel, bißweilen Bossen und auch Stieffeln, aber doch keine Hurenschüchlein — ein grossen Krebs und bind ihn auff seinen Deichsel. Der Bauer wird des ungezieffers gewar, reist seinen Deichsel- oder Wagenmesser heraus und wehret sich von leib und leben und wil die Deichsel abhauen und zerschlegt das Messer, das ein straffe Gottes war und gifft macht des Thiers auff deutsch Krebs, leufft eilens zu einem Schreiner und gibt ein Thaler umb ein alte stumpe Segen und schneid die Deichsel geschwind und bald herab, wiewol die Segen nicht sehr schneid; es war aber ein ernst verhanden, und auch derhalben, das der gantze Wagen nicht vergifftet würde und ein schaden neme; gab auch hernach der Bauer zehen Creutzer einem Haußknechte, das er die abgeschnittene Deichsel wegtrug, war fro darzu und lachet von Hertzen, das er des Thiers loß ward" *(Lindener, Katzipori 75. Gödeke, Schwänke 255 Nr. 207).*

Mit Recht hält Uhland *(VII. 622)* die Geschichte vom Mundinger Krebs für schwäbisch; fraglich bleibt nur, ob man all diese verschiedenen Gestalten des Märchens auf schwäbischen Ursprung zurückführen kann oder bloß die zuerst mitgeteilte vom Schneider Krebs, der so grausam hingerichtet wurde. Auch Birlinger verlegt *(Al. II. 257)* diesen Streich nach Schwaben, nämlich nach Munderkingen bei Ehingen; und wenn auch dieselben Geschichten von einem im Braunschweigischen liegenden „Krebsdorf" erzählt wurden *(s. o. S. 6)*, so wird man im ganzen doch daran festzuhalten haben, daß man sich in Schwaben — freilich nicht in Schwaben allein — lustig gemacht hat über die Leute, die nicht einmal einen Krebs erkannt.

Von demselben Mundingen erzählt man sich noch einen hübschen Schwank, das ist die Geschichte vom **Mundinger Kuckuck**. Ein Bäuerlein von Mundingen, „wo es ganz besonders einfältige Bauern geben soll," — jetzt allerdings sind sie besser abgerieben, fügt Hulsbusch *(126)* bei — kommt

heim vom Markt aus Ehingen. Da hört er im Mundinger Bann einen fremden Kuckuck mit ihrem gemeinen Kuckuck ein Scharmützel halten, und der Eindringling scheint der Überlegene zu sein. Da steigt der Bauer vom Gaul, klettert zu seinem Vogel auf den Baum und schreit nun „Kuckuck! Kukkuck!", bis der andere weichen muß — und ein Wolf des Schwaben Pferd aufgefressen hat. Aber die Gemeinde ersetzt ihm den Schaden, den er in ihrem Dienst erlitten *(Bebel 12b. Kirchhof I. 314 Nr. 268. Frey 42 cap. 27. Hagen 193. Nugae venales 87)*. Die Zimmerische Chronik verlegt diese Erzählung nach Wittershausen: hier siegt der Pfaff Hemler von Meßkirch über den Kuckuck von Bochingen *(II. 496, 16)*.[1]) Wir haben hier also eine schwäbische Ortsneckerei vor uns, die man in verschiedenen Gegenden lokalisiert hat. Das geht auch aus einer von Lauchert *(Al. XVIII. 162)* beigezogenen Stelle von Th. Murners „Geuchmatt" hervor *(F 3b)*: „Es soll ein yeder gouch geflissen seyn, über andre geuch all uß zu gucken, das letzt guck zu behalten, darumb er ouch ein Überlinger gouch genant ist, daz er über die andren gucken sol" *(Vgl. Uhland VII. 622 und Mannhardt in der Z. f. d. Myth. III. 266 f.)*.

Das ist eben die Einfalt des Naturkindes, die nicht schaut, ob der „Gauch" zwei oder vier Beine hat. Wenn er nur das letzte Wort behält. Wie die Kinder mit den Tieren spielen als mit ihresgleichen, so stehn auch jene großen Kinder, wie der Spott des Volkes behauptet, mit den Tieren unter der gleichen Obrigkeit und fühlen sich mit ihnen in einem großen Zusammenhang und einer innigen Interessengemeinschaft.

Die letztbesprochenen Schwänke lassen sich alle auf den ersten Blick als Ortsneckereien erkennen, aber sie haben sich weit über die Grenzen ihres Stammlandes verbreitet, ohne dabei von der Stadt auf den Stamm übertragen worden zu

[1]) Derselbe Pfaff Hemler gab seinen Pfarrkindern, die ein Kalb geschenkt bekommen hatten und nicht wußten, wie sie es töten sollten, den Rat, ihm einen Bohrer durch den Kopf zu bohren. „Das sein tenebrosa saecula gewesen," fügt die Z. Chr. bei *(II 496, 32)*.

sein. Immerhin mögen diese reizvollen Anekdoten hier ihren Platz nicht zu Unrecht gefunden haben, denn ihr Fehlen müßte sich als tatsächliche Lücke bemerkbar machen. Anders verhält es sich mit einer nach Gersthofen verlegten Geschichte „Warumb die Pauern Lanczknecht nit gern herbergen" *(Hans Sachs, F. u. Schw. II. 136)*, die ja schließlich auch ein seltsames Verhältnis zwischen Mensch und Tier darstellt. Weil ein neugeborenes Kalb einen Landsknecht mit Haut und Haar aufgefressen hat, wollen die Bauern von diesen unglückhaftigen Leuten nichts mehr wissen. Also keine Stammesneckerei, sondern eine Standesneckerei ist hier aus dem ursprünglichen Gersthofener Streich entstanden.

Dieselbe Freundschaft wie mit der Tierwelt verbindet den Schwaben mit der Pflanzenwelt und all ihren Formen und Erscheinungen. Auch in die kleinen Wunder des Alltags versenkt er sich mit offenem Kindesauge und freut sich darüber. „Item auff dem weg fand olngeferd der Schwab ein kesten oder castanean, die hub er auff und sprach mit freuden: ‚Lug, Uli, lug, ein schöns und guts nüßle, das ist in ein lederle gneiet!' Der Schweitzer bsahe es eigentlich und sagt mit grossem verwundern: ‚Gucken, gucken! Das ist bey Gotts chrütz ein fyner schnider gsyn und hat gar ein subers nödeli chonnen machen" *(Kirchhof I. 245 Nr. 199. Suter 45. Wunderhorn II. 304. Von A. V. I. 176 dem Knöpfleschwaben und Nestelschwaben nachgesagt. Anspielung bei Fischart, Kastanien S. 31: „Gebratne Maroni und der Schwaben Nuß im Lederlin." Schwabenspiegel 77)*. Schwäbisch ist ja wohl die rührende Geschichte vom durstigen Nußbaum, der so sehnsüchtig zum Wasser niederblickt, und dem die Gansloser und Buchhorner dann zu trinken geben, indem sie seine Äste niederziehen *(Schumann Nr. 8. B. A. IX. 105. Fünsing: H. Sachs, IX. 376. vgl. Frey 21 cap. 12)*.

Überhaupt ist der Schwabe eine philosophische Natur. Er brütet gern, wie das schwäbische Sprichwort sagt, „überm Absolute". Nicht nur, was er tagtäglich sieht und

um sich hat, oder was seinem Auge auffällt, beschäftigt ihn, er wälzt auch die tiefsten Fragen des Lebens, besonders die Hauptfrage, wie denn das Leben entsteht. Und in dies Geheimnis ist er trotz vieler Mißerfolge doch ziemlich weit vorgedrungen.

So viel hatten die Schildbürger schon heraus, „daß alle Männer nicht könnten ein einziges Kindlein, wie klein es auch wäre, gebären, sie wollten es denn ausbrüten, wie jener die Käse, aus welchen er meinet Kälber auszuhecken" *(Hagen 24)*; und es war ihnen ferner „auch kund und offenbar, daß andere Sachen wachsen, als Kälber, so man Käse setzet, und Hühner, wenn man Eier in Boden stecket" *(Hagen 85)*.[1])

Aber die Schwaben waren noch weiter gekommen. Zwar sind es ausnahmslos nur Ortsneckereien, die von den schwäbischen Experimenten Kunde bringen, aber hier füllen sie wieder eine Lücke aus. Von vielen schwäbischen Ortschaften erzählt man folgende bekannte Geschichte: Es fand einmal einer einen Kürbis, und auf dem Rathaus hielt man das unbekannte Ding für ein Eselsei. Das sollte der Bettelvogt ausbrüten. Der hockt nieder auf das Ei; es entgleitet ihm und rollt in ein Gebüsch, aus dem ein Häslein aufspringt: „I—a, i—a, Esele, i bi dei Ätte!" ruft der erstaunte Vogt in seiner Vaterfreude. Aber der Hase lief davon *(B. V. 443 von Obernau berichtet. Rottweil: E. Meier 362)*. Der Gansloser Bürgermeister brütete aus einem Storchenei einen Hasen aus! Dem rief er nach: „Hoi, hoi, Büeble, kennscht denn dei Vatter gar nemme meh? Da komm ruff! da komm ruff!" *(B. V. 445. Germ. XVII. 320)*. Die Bopfinger brüteten gar Roßbollen aus! *(B. V. 436. Weil-*

[1]) Ich kann es mir nicht versagen, auf Helen Keller hinzuweisen, die als siebenjähriges Kind ihre Puppe in die Erde pflanzte, damit sie so groß werde wie ihre Lehrerin; und im Alter von zehn Jahren sagte sie: ‚Kinder wachsen nicht aus der Erde hervor, das weiß ich ganz bestimmt. Ich habe noch nie eine Kindespflanze gesehen', und schrieb dann auch ganz ähnlich in ihr Notizbuch. Helen Keller, Die Geschichte meines Lebens. S. 223, 293 f. — Vgl. Weber X. 257.

heim: A. V. II. 187). Dieser überall in Schwaben und in allen Gegenden Deutschlands aufzufindende Schwank ist allerdings in früherer Zeit noch nicht belegt; sein hohes Alter beweist jedoch ein in Laßbergs Liedersaal *(II. 403)* abgedrucktes mittelhochdeutsches Gedicht, das alle die eben genannten Einzelheiten enthält: Ein Mönch glaubt sich schwanger und will sich von einem Bauernsohn mit Schlägen von seiner Bürde befreien lassen. Dann heißt es:

Mit vorchten was ain clainer has
verborgen in dem grasz,
der torst sich nie geregen
vor den grozzen slegen.
Do der dritt knittel brach,
der münch den hasen lofen sach.
Er sprach: ‚Lasz din slege sin,
ich wil loffen nach dem kinde myn,
mocht ich ez gehan,
ich wolt ez ainer ammen lan,
daz sy mir ez nerte.'
Der has gen wald kerte,
der münich sach im allez nach,
vil jämerlichen er do sprach:
‚O we, min vil liebez kint,
wie snell dir diniu bain sint,
daz muß ich iemer me clagen ....'

Alle diese Versuche stehen mit der schwäbischen problemliebenden Wunderfitzigkeit im Einklang. Die Buchhorner zerstückelten einen Ochsen mit Haut und Haar und säten die Stücke aus. Und wirklich liefen schon nach kurzer Zeit eine Menge junger Öchslein auf dem Feld herum, die schon Hörner trugen: es waren aber bloß Schnecken! *(B. A. IX, 104).* Die Deininger, die um all ihr Vieh gekommen waren, pflanzten die Schweife und ließen sie „wurzeln", daß es wieder Kälber gebe *(B. A. IX, 114).*

„Es soll ein einfältiger Schwab Nadeln ausgesäet haben, der Hoffnung, es sollen eiserne Zaunstecken daraus wachsen" *(Suter 54. Quirinus Pegeus 91 Nr. 430)*. Nach Birlinger *(A. XVIII. 51)* waren es die Deißenhofer, die darum „Nadlastupfer" heißen. „Ein Einfältiger säete Pfenninge, Kälber-Zähn und Nadeln aus, der Hoffnung, aus den Pfenningen sollten Reichs-Thaler, aus den Kälber-Zähnen Kälber und aus den Nadeln eiserne Zaunstecken werden; halt aber, er werdt eine schlechte Erndt gehabt haben" *(Buch ohne Nahmen 427 Nr. 913. Löffelstihl 130 Nr. 248. Lyrissimum 294 Nr. 416)*.

Ein von Wander *(IV. 405)* verzeichnetes Sprichwort sagt: „Die Schwaben lassen die Federn aus im Winter, wenn es schneit, daß sie Junge kriegen." Ähnlich wie die Wilpoldsrieder, die Federn in den Boden setzten, um Gockeler zu bekommen *(Reiser I. 508, 513)*.

Bekannt ist die kaiserlich privilegierte Salzpflanzung der Schildbürger *(Hagen 83 ff.)*. Das hatten die Bopfinger auch, und auch sie entdeckten, daß das Salzkraut reif sei, als sich einer auf das Feld setzte hinter eine Hecke, wo ihn die Brennesseln brannten *(B. A. XVIII. 49. B. V. 437)*. Salz konnte übrigens auch noch auf anderem Wege hergestellt werden, indem man Schnee dörrte *(Vgl. hierüber Müller-Fraureuth 44f. 57. Bebel 47a. Kirchhof I. 289 Nr. 236. vgl. I. 195 Nr. 165. Hagen 97. 436. Abraham a s. Clara, Huy und Pfuy der Welt 1707. C 3b. Odilo Schreger 576 Nr. 195. Buch ohne Nahmen 329 Nr. 781. Lyrissimum 81 Nr. 178. Löffelstihl 49 Nr. 108)*.

Ein anderes Problem, das den Schwaben stets beschäftigte, war das: Sollte man Sonne und Mond nicht fangen können? Das muß doch für die Landwirtschaft von größter Bedeutung sein. Oft genug hat mans daher auch im Schwäbischen probiert. Die Altheimer meinten, die Sonne komme dem Österberg zu nahe und lasse ihn verdorren; drum wollte man sie in einem Netz fangen, und damit sie es nicht durchreiße, befestigte man es mit Pfählen. Aber die Sonne lief über das Garn weg, offenbar weil der Berg gerutscht war. Aber auch

als sie den noch festrammten, wollte ihnen der Fang nicht glücken *(B. V. I. 446)*. Sebastian Sailer († 1777) hat diesen Schwank dramatisiert *(Ulm 1842. S. 153—178: „Schwäbischer Sonn- und Mondfang." In einem Aufzug)*, keine irgendwie hervorragende Leistung und nur deshalb wichtig, weil der Stoff hier zum erstenmal fixiert wurde, und weil ein Schwabe eine Ortsneckerei dem ganzen Stamm aufbürdete und sie vorurteilslos der Welt zeigte. Auf Sailer beruht die hübsche Erzählung in Aurbachers „Volksbüchlein" *(II. 147)*; ein mundartliches Gedicht, „der Sonnafang" von M. Buck ist in Birlingers Alemannia *(IX. 118)* abgedruckt. Auf die vielen Variationen dieses durchaus nicht bloß in Schwaben vorkommenden Stoffes kann hier nur kurz verwiesen werden *(Birlinger V. I. 448, 449, 460. Alemannia IX. 109, 116; X. 23; XII. 3. E. Meier 361. Reiser I. 516)*.

Eigentlich kann doch jedes Dorf mit seinem Mond machen, was es will. Der Spiegelschwab kennt den Memminger Mond so genau, daß er sich mit dessen Hilfe zu orientieren vermag *(A. V. I. 152)*, und in Griesingers „Geschichte der sieben Schwaben" streiten sich diese darum, ob sie den Memminger, Geißlinger oder Wiblinger Mond vor sich hätten, werden aber nicht einig *(Griesingers Schwäbische Familien-Chronik II. 1, 1860, 275)*. Auch jener „tôrechte schuolpfaffe" in Ulrich Boners „Edelstein" *(180 Nr. XCIX)* wurde nicht klug aus dem Mond:

Eis dinges mich grôz wunder nint,
des ich mit vlîz mich hab besint,
daz der mâne sô glîch ûf gât
dem mânen, den ich in der stat
ze Parîs sach, des wundert mich:
einander sint sî gar gelîch.
Er muoz sîn gar ein wîser man,
der si zwên underscheiden kan.

All die zahllosen Ortsneckereien von schwäbischen Dörfern, die sich schönes Wetter kaufen oder fangen, oder deren

Weisheit es auf irgend eine Art gelungen ist, Einfluß auf das Wetter zu bekommen, all das muß hier übergangen werden, da ich mich in innere schwäbische Angelegenheiten nicht noch mehr einmischen möchte. Der Schwabe soll ja nur von außen betrachtet werden. (Der Bauernkönig von Appezhofen im Ries, der die Gewitterwolken dirigieren kann *(B. A. XVIII. 47)*. Die Bopfinger und Buchhorner kaufen das gute Wetter auf dem Markt *(B. V. I. 437, 446. B. A. IX. 106)*. Die Bopfinger spannen ein Seil um die Stadt: so weit darf die Kälte gehen *(B. V. I. 440)*. Die Ergenzinger prügeln und ertränken den Wind *(B. A. XVIII. 51)*. Die Horber beschließen vor einem Gewitter: „Jetz lat mas macha, grad wias gaht!" *(B. A. IX. 108)* u. s. w.)

Geographie schwach — kann man auch vom Schwaben sagen: „Es kauffte einer zu Ulm Herrn Zeilers Reißbuch über Italien und brachte es folgenden Tag wieder in den Buchladen, vorwendend: Das Buch sey nicht gantz, dann er könne die Stadt Ulm nicht darinnen finden" *(Lyrissimum 323 Nr. 488)*.

Wie dieses „Gescheitele" ahnte ein zweiter Schwab die Schönheit fremder Länder und hätte sich gern von der heimischen Scholle einmal losgerissen: „Ein Schwab kam einsmals auf Saltzburg, und als er die Thum-Kirch mit grossem Wunder gesehen, sagt er seinem Gesellen: ‚Das ist ein schönes Haus!' Der antwortet ihm, es wäre auf die Italiänische Manier gebauet. Da fragt ihn der gute Lapp: ‚Ist es dann nicht in dieser Stadt gemacht?' ‚Nein,' antwortet der ander, der seiner spottet, ‚es habens ihrer zween auf einem Beeren von Rom gebracht.' Da wendet er sich zu den Umstehenden und sagt: ‚Wie ist es doch ein stattlich Ding, wann einer viel Länder gesehen hat!" *(Etwas für Alle 125 Nr. 201)*.

Auch in der Geschichtswissenschaft hapert es manchmal: „Ein Voyageur, der einen einfältigen Schwaben zum Diener hatte, ließ sich die Auream Bullam zu Franckfurt zeigen; so fieng der Schwabe an: ‚Ja, da ist der Bull; aber wo ist nun auch der Ochse?" *(Recueil XX. 59)*.

„Ein Schwäbischer Edelman kame einsmahl im harten Sturm über den Belt, da ihm das rasende Wasser seine Natur so verformete, daß er Ulricus anruffen muste, wes Ursache er geschwinde seinen Diener eine Gläsern Fläsche davon auszuschöpffen und sie biß zu seiner Heimat verwahren hiesse, um solche erfahrne Wasser Ebentheur auch seinen Landsleuten zu zeigen... In seiner Heimkunfft... gedachte er gleich dieses lebendigen Belt-wunderlichen Wassers, hiesse dem Diener das holen und eine Schüssel auff den Tisch setzen, bittende, das die Umbstehende doch flugs wolten von dem Tische sich mit ihme bey der Thür machen, auff das... sie nicht darüber in Gefahr kämen, und damit muste der Diener die Fläsche ausgiessen. Das Wasser aber bliebe nach wie vor stille, drauff sprach der Edele Schwabe: ‚Huol mi der Tuifel, äs ist mir gestuorben, sunst würde man werle Wunder säha" *(Leyer Matz 43 Nr. 70)*.

Bildungstrieb wird man aber den Schwaben nicht absprechen können. So will einer, dieweil er eine Wagenladung Holz verkauft, seinem Söhnchen vom Schulmeister den Kopf öffnen lassen, „das man auch das hütlin vor im abzüge". Da sich das aber nicht so rasch machen läßt, muß er sein Büblein halt wieder mitnehmen *(Hulsbusch 7. Montanus 272 cap. 9)*. Auch jener Schildbürger, der sein dreißigjähriges Kind zur Schule bringt, scheint deren Schwierigkeiten bedeutend zu unterschätzen *(Hagen 205)*. Aber wenns nicht ging — schließlich kam man auch ohne Schreiben durch. Der Bopfinger Ratschreiber konnte es auch nicht, der hatte ein gutes Gedächtnis *(B. V. 441)* — und jener Schweizer brauchte ja für die Schreibarbeit nur einen Knecht anzustellen! *(Lyrissimum 291 Nr. 409. Buch ohne Nahmen 425 Nr. 906)*. „Zween gute grobe Allgäuer streiten sich, was wohl mehr nütze, Lesen oder Schreiben: ‚Du Geck,' sagt endlich der eine, ‚wann einer nur schreiben kan, findet man allezeit einen andern, der es einem lieset" *(Buch ohne Nahmen 493 Nr. 1029)*. Auch diese zwei ahnen den Wert

des Wissens, wenn sie auch nie in diese Künste eindringen können. Drum läßt bei Bebel *(28a)* ein Bäuerlein, das seinen Knaben zum erstenmal in die Schule geschickt hatte, diesen nicht mehr mit den „Laien" spielen.

Aber im ganzen lebte der Schwabe auf seinem Dorfe doch so weiter, wie es der Urgroßvater getan, und kümmerte sich um nichts Neues. Die Muttersprache hielt er rein, Fremdwörter waren unbekannt. Wie der Pfarrer auf der Kanzel die Amnestia als Mittel zum Frieden pries, meinte einer: „So solte der Pfarrer und der Schultheiß auch am Mist steha, damit nur Fried werden möchte" *(Suter 56. C. A. M. v. W. 542. Pegeus, Cont. 40 Nr. 3193).*

Und doch konnte die Weltunkenntnis manchmal in unangenehme Lagen führen, wie den Amtmann von Rast: „der war nun ain gueter, frommer, grober Schwab," und als bei einer festlichen Tafel ein Osterlamm als Schaustück herumgereicht wurde, „schneit er ain großen lempen user dem lam" *(Z. Chr. II. 487, 15).* Und jener Biberacher Bürger hätte wissen sollen, daß man einen Jagdfalken nicht ißt *(Bebel 40b. Buch ohne Nahmen 310 Nr. 743. Hirschau: Löffelstihl 50 Nr. 110. Lyrissimum 82 Nr. 180).*

Aber dann war die Dummheit auch wieder ein Segen, denn dem Spion von Aalen hat sie das Leben gerettet. Der sollte das feindliche Lager auskundschaften und trat unbefangen ein mit dem Gruße: „Grüß Gott, ihr Herren, erschreckt nicht, ich bin der Spion von Aalen." Da führte man ihn überall herum, zeigte ihm alles und ließ ihn ungeschoren wieder heimziehen *(Weber II. 153. E. Meier 368 Nr. 411. Merkens 11 Nr. 14).*

Die Schwabendummheit ist eigentlich, wie die letzten Belege alle schon dargetan haben, nichts anderes als eine übermäßige Schlauheit. Jedes Laster ist ja auch eine übertriebene Tugend! Die Schwaben wollten zu fein spinnen, da riß der Faden. Aber es konnte schon einmal ein Anschlag gelingen. So darf es nicht wunder nehmen, wenn die

Schwaben gelegentlich auch listig genannt werden von Eberhard von Gandersheim *(Anfang des 13. Jahrhunderts: „De listigen Swaven", M. D. Chr. II. 417 vs. 1370)* an bis zu Gottfried Keller, der den dritten seiner gerechten Kammacher zu einem „erfindungsreichen Schwäblein" gemacht hat *(Werke IV. 227)*. Bei den älteren Belegen spielt aber noch ein anderer Gedanke mit: die Erinnerung an die Tage, wo der Schwabe in der Hohenstaufenzeit sich breit gemacht hat in Deutschland, und sicher die Mißgunst böswilliger Nachbarn, die aus irgend einem Grunde dem Schwaben grollen zu müssen glaubten. Hierher gehört der Anfang der 54. Histori von Thomas Murners „Ulenspiegel" *(hsg. von Lappenberg, S. 79)*: „Groß listig leut seint die Schwaben, und wa die des ersten hinkummen umb narung und die nit finden, da verdirbt ein anderer gar (Doch seind ir etlich ouch meer genaigt uf den bierkrug und uf das saufen, dan uf ir arbeit, deshalben ir werkstat oft wüst ligen)." Also der Schwabe findet noch sein Fortkommen, wo ein anderer nicht bestehen kann, und man traut den Schwaben mancherlei Kniffe zu.

Mag mans Schlauheit nennen oder Dummheit, wenn man in Schwaben erst die Gerste malzt und dann das Bier braut *(Wander IV. 407)*; mag das Sprichwort recht haben, das sagt: „Schwäbisch ist gäbisch (verkehrt), bayrisch ist gar nichts" *(Wander IV. 408. D. Wb. IX. 2147, IV. 1, 1125 von gabeln, „Possen treiben")* — es kommt nur auf den Standpunkt an: was dem Schwaben als sehr schlau erscheint, nennt ein anderer, ders von der Außenseite betrachtet, dumm. Also warum soll sich Schwabenschlauheit nicht vertragen können mit Schwabeneinfalt?

So ungerecht das Mittelalter auch war, so ließ es doch auch manchmal ein ganz gescheites Schwäblein auftreten. Der „Recueil" erzählt z. B. *(XIII 74)*: „Es bat einer einen Schwaben, er möchte ihm seinen Mantel leihen. Dieser replicirte: ‚Wo es regnet, so gebrauch ich ihn selber, und wo es nicht regnet, so hat ihn der Herr auch nicht nöthig', und wies ihn damit ab."

Den Abschluß dieses Kapitels bilde ein bekannter Schwabenstreich, den sich die Wittershauser Bauern einmal dem Freiherrn Johann von Zimmern gegenüber (gest. 1441) erlaubt haben. „Dises dorf Wittershausen ist vor dem Schwarzwaldt . . ., unferr von Oberndorf gelegen, darinn vor jarn seer geschide, listige pauern gesessen gewesen und die ain solchen ruof irer geschwindigkait halben gehabt, das vill leut dozumal ires rats gephlegen, haben darneben vill schimpflicher reden und abenteurn sich beflissen, dardurch sie noch größern zulauf überkomen." Die setzten sich einst auf eine Wiese, verschränkten die Beine und taten, als ob sie sie nimmer entwirren könnten. Herr Johann mußte sie mit einem Stecken befreien.[1]) Zum Dank versprachen sie ihm dafür alljährlich einen Sack Frucht. Aber den Freiherrn verdroß es doch, daß die Bauern ihn so zum besten gehabt, und rückte dann mit einem Riesensack an, der, gefüllt, kaum auf einem Wagen Platz hatte... Später erlaubte Herr Johann den Wittershausern, in seinem Wald einen Baum zu fällen und für seine Fortschaffung einen Weg zu bahnen. Da führten sie den Stamm auf zwei nebeneinanderfahrenden Wagen durch den ganzen Wald, hieben alles um, was ihnen im Weg stand, und schlugen so bis zu ihrem Dorf eine gewaltige Gasse. Nachher zogen sie es aber doch vor, sich mit ihrem Herrn zu versöhnen[2]) *(Zimm. Chron. I. 315, 5. Ruckgaber, Gesch. der Grafen von Zimmern 80. 275. Von den Ganslosern erzählt bei Schumann 32 Nr. 8).*

Und da soll der Schwabe dumm sein?!

[1]) Diese Geschichte ist ursprünglich nicht schwäbisch. Nach Liebrecht Germania XVIII. 179 wird sie auch von den Isländern erzählt; vgl. noch Germania XIV. 390.

[2]) Uhland erzählt VIII. 612 noch etwas von den Wittershäusern: „Die buren von Witterhusen, die schickten ein buren alle jar für sie gen baden, aber das bad rürt die andern nit, darumb wurden sie nit geweschen". Die brösamlin Doct. Kaiserspergs, Straßburg 1517, bl. 108.

2. Der gemütliche Schwab.

Schwaben ob linguam et mores allenthalben veracht.
Aufzeichnung des Ludwig Iselin, bei Woltmann, Holbein II. 391.

Einfältig und pfiffig zugleich sieht der Schwabe in die Welt und erkennt in Tier und Tierlein nur sich selbst und seinesgleichen wieder. So lebt er eine wahre Idylle. Wie er sich mit der Tierwelt im allgemeinen gut verträgt und ihr kein Haar krümmt, so haust er auch auf seiner Scholle glücklich und harmlos. Aber seine demütige Bescheidenheit und das Gefühl, vor andern zurückstehen zu müssen, haben ihn zu sehr von der großen Welt ferngehalten; die Eigenheiten, die er in seiner stillen Abgeschiedenheit sich angewöhnt, und die ihm ein spöttisches Lächeln eintrugen, sobald er mit dieser Welt doch einmal in Berührung kam, ließen bloß in der Heimat ein Gefühl der Behaglichkeit in ihm aufkommen. Hier blieb er dem alten deutschen Wesen treu, mochte auch Deutschland hochmütig auf ihn herabsehen und die Nase rümpfen, wenn einer mit roten Nesteln am Kleid einherging und schwäbelte. Er ließ sich unbefangen gehen in jener Zwanglosigkeit, für die man, unbekümmert um alle Etymologie, auch anderwärts das Wort „Gemütlichkeit" mißbraucht. Was gingen ihn die andern Leute an.

Der Schwabe hat länger als andere Deutsche an der Väter Tracht festgehalten *(Crusius II. 82; III. 8, 2. Birlinger, Aus Schwaben. Neue Serie II. 400)*, wenn auch wohl manchem eitlen Schwäblein die neuen Hosen „auf und nyder, hin und wider, kritzel kretzel, schützel schmetzel" gefielen *(Lindener 70 Nr. 4)*. Eine hübsche Anekdote aus der Zimmerischen Chronik *(I. 482, 17)* stellt den konservativen und den fortschrittlich gesinnten Schwaben nebeneinander: „Noch bei wenig jaren ist die alt disciplin in klaidern gehalten worden; das beschaint sich, als graf Christof von Werdenberg und der

alt graf Hanns von Montfort einsmals uf ainer tagsatzung zu Waldsee zusamen kamen. Graf Hanns het ain kurz mentele an mit vergulten knepfen. Das stach graf Christoffen in die augen, und in ainem gespai sprücht er: ‚Mein lieber Hanns, wa bringst das hipsch mentele her? Sommer got, es hat hipsche knepfle!' Graf Hanns antwort im uf beirisch: ‚Mein Christof, du bist ain seltzam mon, was geet dich mein mentele an? was irren dich meine knepfle?' Die jungen herren, so zugegen, sagten nichs dazu, das mentele aber wardt verlacht, und hat graf Hanns dessen hinfüro zu tragen sich enthalten."

Wie sah der Schwabe denn eigentlich aus?

An Gewand und Sprache erkennt man den Schwaben, sagt eine alte Handschrift *(B. A. I. 94)*. Die Hauptkennzeichen scheinen Nestel und Latz gewesen zu sein. Die Schwaben pflegten nämlich anstelle der Knöpfe vielfach N e s t e l n zur Befestigung der Hosen anzuwenden. Das beweist nicht nur Aurbachers Nestelschwab, sondern auch manche Stelle aus der Zimmerischen Chronik. So heißt es *(II. 151, 19)*: „Alle die nestel, die er in seinen hosen und klaidern gehabt, sein ime damals alle zerbrochen und zersprungen." „Darumb schnitten sie ime die nestel an hosen uf ..." *(III. 78, 7)*. „Wie aber der Caspar in die kuchen kompt und sicht der köch einen mit einer zimlichen grosen rueten gegen ime geen und das die knaben ine ... ufnestlen wolten, do merkt er erst ..." *(III. 461, 33)*. Fischart *(Gargantua 78)* spricht von den „roten senckeln" der „schwebischen Furleut", und ein im Wunderhorn *(I. 525)* abgedrucktes Lied aus dem Jahr 1650 enthält folgende Stelle:

Der Nestel ohne Maß und Ziel
sind um und um her bunden;
er gab wohl ab ein Nestelschwab,
wie man schon längst hat funden.

Im Simplicissimus *(S. 116)* heißt es: „Ihre Backen seyn so hübsch rotlecht, doch nicht gar so roth, als neulich die neue

Nestel waren, damit die Schwäbische Fuhrleute von Ulm ihre Lätz gezieret haben." Wenn es dagegen im „Volksbuch von den sieben Schwaben" *(S. 13)* und im „Feldzug der sieben Schwaben" *(S. 15)* heißt: „Denkts und lauft hin zum Zaun, wie der Bauer grad seine Hosa naufzieht, und statt der Knöpf Stekla oder ‚Nestla', nämlich kleine Zweiglein von Bäumen oder Ästen in die Knopflöcher steckte," so scheint dies mehr ein Zeichen von Armseligkeit zu sein, als daß man darin die schwäbische Sitte erkennen dürfte.

Vor allem den Latz befestigte man auf diese Weise, wie aus der Zimmerischen Chronik *(III. 597, 37)* hervorgeht: „Der setzt die stangen uf den latz, welcher nit mer dann mit eim nestel war eingethon, nach dem alten schwebischen gebrauch."

Der „große Schwaben-Latz" war überall bekannt. „Da fand ich," erzählt der Simplicissimus *(504)*, „ein steinern Bildnuß ligen in Lebens Grösse, die hatte das Ansehen, als wan sie irgends eine Statua eines alten teutschen Helden gewesen wäre, dan sie hatte eine Altfränckische Tracht von Romanischer Soldaten Kleidung, vorn mit einem grossen Schwaben-Latz." Der Schwabe hat, wie es scheint, seinen ganzen Ehrgeiz drein gesetzt, mit einem möglichst großen Latz zu prunken; darum gilt dieser als etwas Überflüssiges, wie die eitle Sucht nach Titeln:

Die Tittel ohne Mittel sind wie ein Schwäbisch Latz,
da oft ein schlechter Juncker braucht einen großen Platz,

sagt Salomon von Golau (Logau) im dritten Tausend seiner „Deutschen Sinn-Gedichte" *(Breslau 1690, S. 257)*.

Hierher gehört wohl auch folgende Stelle aus „Aller Practick Großmutter" *(A 5)*: „Schlug der Teuffel den Maler an Halß, da er ihm ein großen Latz an mahlet, wie dem Wirtenbergischen Schinder auff der Brucken".

Von solch einem Schwabenlatz erzählt Ernst Wolgemuth *(196 IV. Nr. 68)* folgende Geschichte:

„Kochenspergische Scharmützel (im Register: Schwab verliert den Latz im Scharmützel).

„Zween Kochensperger Bauern bekamen Streit mit einander, daß sie erstlich mit den Fäusten einander tapffer zwageten, endlich auch zum kalten Eisen kamen. Da sie nun etliche Gäng mit einander gethan, auch einer dem andern einen Fetzen vom Dagele gehauen, thät einer, so ein groß Henckers Schwerd mit beyden Händen führete, einen ungeheuren Streich, daß er dem andern den Latz vor den Hosen hinweg hieb. Dieses sein Weib solches sehend, schry überlaut: ‚Ach ich arme Frau, nun bin ich ja die elendeste Creatur, meines Mannes bestes Theil ist dahin!' Hänsle antwortete: ‚Schwyg Gretly, es ist nicht im Hüßle gesy!' worauf sich Greth zu frieden gab und die zween mit einander wieder gute Freund wurden."

Dieser Latz, der übrigens auch von den Schweizern getragen wurde und zur Landsknechtstracht gehörte, ließ sich gut als Geldbeutel verwenden. Ein Schwabe, der in die Pfalz zog, um Wein zu kaufen, „hatte das gelt in seinen latz vernayt. Als er nun abents sich wol bezecht, waren etliche von denen, denen er den wein abgekaufft, die schnitten ihm in der vollerey den latz ab, wurffen den zum fenster nauß auf den mist." Dort fand ihn der Schwab dann wieder zu seiner großen Freude und sagte, „sein latz wäre sein schatz, daß das Gelt darin verborgen lag, und ohne den dörffte er nicht wider heim" *(Zincgref IV. 509. Von einem Amtmann aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, der ganze Aktenstöße durch den Latz geschoben dahertrug, erzählt B. A. IX. 113).*

Wenn man nun noch die nur bei Fischart *(Gargantua 176)* erwähnten „Schwäbischen weissen Stifel" und die großen Fuhrmannstaschen nennt, „daß ise wol halb darin könten hauß und hof halten" *(Zincgref IV. 175. Etwas für Alle 59 Nr. 96. Fasciculus 106, III. Nr. 9. Memel 191 Nr. 447),* so hat man wohl alles beisammen, was an der schwäbischen Kleidung auffiel. Den roten Seckel, den Fischart *(Gargantua 180)* erwähnt, wird man sich nur als eine solche Fuhr-

mannstasche denken können, wenn man nicht etwa „Senkel" zu lesen hat. Aber was meint Gryphius im „Peter Squenz" *(S. 11)*, wo es heißt: „Apposité das wird sich schicken wie eine häringsnasen auff einen Schwaben ermel?" Liegt hier eine Verwechslung vor mit den Thüringern, die man Häringsnasen nennt?

Die ganze Kleidung des Schwaben besingt das Schwabenlied, das in Erks und Böhmes „Deutschem Liederhort" *(III. 509 Nr. 1713)* aufgezeichnet ist und aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammt. Birlingers Benennung „Schwabenlied" ist besser als „Spottlied auf die Schwaben", wie Erk und Böhme überschrieben. Wenn hier der Schwabe auch leicht verspottet wird, so ist es doch weit mehr Selbstironie und humoristische Darstellung der eigenen kleinen Verhältnisse, als von einem andern Stamme herrührender Spott; dann wäre mit andern Farben aufgetragen worden *(B. A. XII. 177)*. Das Lied behandelt nicht immer ganz verständlich eine Bauernliebe, bei der das Hauptgewicht auf die Kleidung gelegt erscheint, und schließt mit einer Hochzeit; köstlich ist das stets wiederkehrende Au, au!, das auch sonst, wo Silben fehlen, als Lückenbüßer eintritt.

Das Schwabenlied.

1. Was bringen uns die Schwaben?
Nichts nit: was wollens haun?
Sie haben Riemen-Schühle an
und tun gar g'steiff mit einher gan.
Au, au, au! Laßt sie gau!
es thut ihn' grausam wohl anstau.

2. Was bringet uns die Greita?
Sie will ein Buhlen hau,
sie hat ein gelb Paar Stiffele an,
sie tut damit zum Tanzen gan.
Au, au, au! Laßt mich gau,
des Dilles Hensle will mich hau.

3. Was sagt der Hensle zue der Sach?
Nichts dann au, au, au!
Er hat ein lang Paar Hosen an,
ein rundes Lätzlin vorne dran.
Au, au, au! laß mich gau,
die stolze Greita will mich hau.

4. Wie ist die Greita mehr geziert?
Gar herrlich, au, au, au!
Sie hat ein leines Röcklin an,
ein wulles Bleglin (Besatz) unten dran.
Au, au, au, laß mich gau,
es tut mir grausam wohl anstau.

5. Was ist dann mehr des Hensles Tracht?
Ei, sag mirs: Au, au, au!
Er hat ein Brettspiel-Wammes an,
viel rote Nestel drumb und dran.
Au, au, au! laß mich gau,
will ich ein g'stifflet Buehlen hau.

6. Des Lienlis Jerges Michels Knecht
will auch die Greita hau.
Sie hat ein gelben Beutel an,
viel Messin-Knöpflin drumb und dran.
Au, au, au! laß mich gau,
des Jerges Michel will mich hau.

7. Was sagt der Hensle zu der Sach?
Nichts dann Au, au, au!
Er hat ein krummen Degen an,
er sicht ihn über d' Achsel an.
Au, au, au! laßt mich gau,
bis ich mein Degelin draußen hau.

8. Wie ist die Greita mehr geziert?
Gar herrlich Au, au, au.
Sie hat ein rot Paar Zöpfelin,
ein Kranz mit gelen Federlin.

Au, au, au! laß mich gau!
Wie muoß ich nun der Sachen tau!

9. Der Hensle sprach die Greita an:
„Sag mirs jetz rund und recht:
Wiltu mich nemmen zu eim Mann,
so will ich dich keim Andern lan.
Au, au, au! so bin ich dein Mann,
und nicht des Jerges Michels Knecht."

10. Die Greita zu dem Hensle sprach:
„Nimm hin die Treue mein!"
Da gab er ihr ein Messin-Ring,
daß bestätigt wären diese Ding.
Hupf und spring, tanz und sing,
wie ist nun dies ein schöner Ring!

11. Die Hochzeit war in Ättis Haus,
die Anna kocht tapfer auf,
ein Sausack und ein große Wurst,
mit Birnenmost löstens ihren Durst.
Au, au, au! lustig nau,
weil ich nu die Greita hau.

12. Der Schwebel Pfeiffer machet drauf
ein schönes Au, au, au.
Der Hans und seine Greita gut
tanzt, springt, hatten guten Mut —
Au, au, au, laßt mich gau,
bis ich den Tanz vollendet hau.

13. Und da das Tanzen ware aus,
da giengen sie zuo Haus.
Der Hensle nimmt Greit bei der Hand,
führt sie im Haus umb und an.
Au, au, au, jetz nun schau,
wie wir ein schönen Hausrat hau!

14. Wie ware das Brautfuderlin (Braut-Ausstattung)?
Gar schön, Au, au, au!

Ein großer Kasten und kein Geld,
dem doch nach schreit die ganze Welt.
Au, au, au, laß mich gau!
Das Ding macht mich schier gar ganz grau.

Das Lied verspottet zugleich die breite schwäbische Sprache, die ja neben der Kleidung das Hauptkennzeichen war: „Man hört gar bald, wenn einer ein Schwab oder ein Bayer ist," heißts im Sprichwort *(Simrock 439)*. So sprach der Schwabe schon ums Jahr 1300, wenn man in der Charakteristik der deutschen Volkssprachen im „Renner" des Hugo von Trimberg den Vers „Swâbe ir Wörter spaltent" mit Socin so deutet und sie nicht etwa auf die damals schon eingetretene Diphthongierung beziehen will *(Socin 117)*. Einige Zeilen aus der ganzen Stelle genügen, um zu zeigen, welch große Schwierigkeiten einer Deutung entgegentreten *(v. 22218ff.)*:

Swâbe ir wörter spaltent,
die Franke ein teil sie valtent,
die Beire sie zezerrent,
die Düringe si ûf sperrent,
die Sahsen si bezuckent u. s. w.

Der Simplicissimus bringt *(I. 8, 11; litt. Ver. 34, 1113)* eine ganz ähnliche Stelle in Prosa: „Die Schwaben, möcht einen beduncken, brauchen die Naase zu ihrer Aussprach."

Konrad Celtes hat von der schwäbischen Sprache wieder einen ganz andern Eindruck *(hsg. Hartfelder III. Nr. 114)*:

Quare Suevis nucibus illudatur.

Maxima concussis nucibus ceu murmura surgunt
et fragiles testae murmure grande sonant:
Sic sua ventosis aperit dum faucibus ora
Suevus, cum nucibus saepe vocatus adest.

Diese Verse lauten auf Deutsch etwa folgendermaßen:

Warum die Schwaben mit Nüssen gefoppt werden.

Schüttelst den Sack du mit Nüssen, erschallt ein arges Getöse,
und so gebrechlich sie sind, schettern die Schalen doch laut.
Also rasselt es, tut der Schwab sein schnaubendes Maul auf;
gern drum neckt ihn die Welt über sein Nußknackerdeutsch.

Doch ist dies Epigramm wohl nur ein Versuch des Konrad Celtes, auf seine Art zu erklären, weshalb man die Schwaben so oft mit Nüssen fatzt — wie es ja schon die Überschrift sagt —, aber keine Deutung, die sich das Volk selbst zurechtgelegt hatte. Überall galten die Schwaben als „crassilingues, duriloqui," wie jener Tiroler bei Aurbacher *(V. I. 166)* sagt, das Schwäbische sei von grobem Tuch, die tiroler Sprache aber von Loden. Dagegen heißt es von den Schweizern, sie hätten „so breite Wörter, daß man darauf kugeln könte" *(Q. Pegeus 91 Nr. 429)*.

Die Zähigkeit, mit der die Schwaben ihren heimischen Dialekt auch in der Fremde bewahrten, veranlaßte folgendes Epigramm des Didymus Aucuparius, der mit Wimpheling befreundet war *(Kluge, Von Luther bis Lessing. 4. Aufl. S. 61. — vgl. Crusius III. 9, 12; II. 159. Alemannia XII. 44ff.)*:

Advena Suebe, solo cupiens hic vivere nostro,
Alsatici dulcis captus amore meri,
Quaeso tua nostram noli corrumpere terram
lingua, sed patrio desine more loqui!

Auf deutsch:

Schwäbischer Gast, hier möchtest auf unserm Boden du leben?
Gelt, es mundet dir gar trefflich der Elsässer Wein.
Meinethalb! Nur bitt ich um eins: gib auf deine Sprache
und verseuch uns das Land nicht mit dem schwäbischen Laut.

Der Schwabe hielt aber auch besonders treu an seiner Mundart fest. „Ein Schwabe wird doch schwäbeln dürfen!" sagt das Sprichwort, das dem antiken „Dorissare tamen fas

Dorientibus arbitror esse" nachgebildet zu sein scheint *(Simrock 9318. Wander IV. 406. Eiselein 558).* Das Schwabentum ließ sich nun einmal nicht verleugnen. Nur der Simplicissimus weiß von einem Schwaben zu berichten, „der wollte seiner mutter sprach verzwicken und Flamanisch oder Westphälisch reden ... Als er im Breisgau ins quartier zu liegen kam, zu seinem wirth sagte:‚Vaer, geff mich wat te fretten hear!' Als er aber seiner vergaße, ferners sagte: ‚Aun vatter, giehe mier ao an braot!" *(J. Hartmann 39).* Doch das mag eine Ausnahme sein. Denn der schwäbische Vokalismus, das „Gau, stau, bleibe lau!" mußte jedem Fremden auffallen. Schon in der reformatorischen Flugschrift „Cunz und der Fritz, die brauchen wenig witz" *(A 2)* wird der Tübinger Professor Lemp verspottet: „Lebt er noch, der alte sophist mit den Wirtenbergischen vokalen au, ai, ei, ao, aw?" Diese Vokale übertrug man sogar ins Lateinische: Der württembergische Kanzler redete einen päpstlichen Gesandten einst folgendermaßen an: „Ceilsissimus et eillustrissimus noaster preinceps eintellexit . ." *(Cleß II. 2, 789 Anm. 1).* Der ehrliche Rektor Mertens zu Augsburg mußte wegen seines harten Schwabenlateins sich gar viel Spott gefallen lassen, wie er knieend Papst Pius VI. mit einer Réde ansprach *(Weber X. 295).* Und ein Graf von Hohenzollern sprach Hechinger Latein: in dem Städtchen Hechingen, wo man sehr grobe Leinwand machte, sei auch des Grafen Latein gewoben *(Cleß 790. Weber XI. 183).*

Auf einem Mißverständnis, wie es nur in Schwaben möglich war, beruht folgende Geschichte *(Löffelstihl 52 Nr. 117. Buch ohne Nahmen 332 Nr. 787)*: „Zu Willa in Schwaben hatte eine Frau eine Geiß, die bald Junge bringen solt. Als sie nun an einem Sonntag in die Kirchen gieng, ließ sie ihr Töchterlein zu Hauß. Da nun der Pfarrherr mitten in der Predigt war, jungte die Geiß. Das Mägdlein, so solches sahe, lieff vor Freuden in die Kirch und schry: ‚Mutter, unser Geiß bringt!' Die Mutter und die neben ihr sassen, verstunden, das Mägdlein hätte gesagt: Unser Haus brinnt (wie sie sagen), und

fragten: ‚Wo, wo?' Das Mägdlein sagt: ‚In unserm Stall!' Darüber ward alles unruhig, liessen den Pfarrherrn auf der Cantzel stehen und lieffen zur Kirchen hinaus, da sie denn die Geiß im Stall funden, daß sie gejunget hatte."

Gleicher Art ist auch der Irrtum in dem Meistergesang des Hans Sachs *(Dresdner Hs. M 9, 760. XXV Nr. 3636)*:

In der Grundtweis H. Frauenlob.

Die fünf Schwabenhüner.

1551 — 26 Julli.

1.

Zu Augspurg da het ein docktor ein weibe,
groß, feist und dick von leibe,
doch hefig (heftig), karg und gar filziger art.
Als ir kechin eins mals an eim mitwochen
fragt, was sy nachtz solt kochen,
mit kurzen worten sy irs ofenbart:
‚Ein faistes hun
solst braten thun
dem heren heindt,
und koch vir das gesindt fünfe mit name,
die esset alle same.'
Die kechin dacht (Hs. das), fünf hüner hetzs gemeindt,

2.

Gedacht: ‚Wie ist mein frau so milt heindt woren,
welche uns mit rumoren
vor kaum verginet (vergönnet) hat das haber stro!'
Sy wirgt sechs hüner, bret sy alle frische,
setzt eins aufs heren dische,
die fünfe für das gsindt, das war sein fro.
Der her das sach,
zum weibe sprach:
‚Was sol das sein,

das du dem gsindt gibst bratne hüner zesen?
Ich wil auch mit in esen.'
Die frau fur auf und ret die kechin an,

3.

Sprach: ‚Wer hat dich fünf hüner heisen braten?
der deyfel hat dirs gratenn!'
Die kechin sprach: ‚Ir heist mich selb, das ih
Solt dem heren ein hun braten geschwindte
und fünfe fir das gsinde;
das hab ih than, warum stelt ir den mich?'
Die frau die sach
die schwebisch sprach:
‚Hastu nit kendt [gesprochen!
fenfe, das ist ein linsen deutsch (Hs. linschen deuchts)
Es heist nit hiner kochen!'
Mit dem zanck nam das gantz nach mal ein endt.

Wer denkt hier nicht an unsere bekannten Scherze: „Machs Finster zu, 's wird fenster!" oder „die Württemberger haben die Himmel im Stall und die Ingel im Hemmel!"

Gar oft wurde die breite schwäbische Sprache von den andern nicht verstanden. Wolgemuth *(251 V. Nr. 65)* erzählt:

„Brater Schwab.

„Zu Cölln gieng ein Schwab auff den Marckt und wolte Trauben kauffen. Das Weib fragte ihn: ‚Wat wil ghy hebben?' Er antwortet: ‚Ick will kan Reben, nur Traible.' Das Weib sagte: ‚Ick vorstah ghu nich.' Der Schwab antwortete: ‚Ick rehde joa brate Wort!"

In einer schlimmen Verlegenheit mußten die Schwaben sogar Zähne lassen. Bebel, der diesen köstlichen Schwank zum erstenmal erzählt, weist ihn allerdings drei Bayern zu, denen ihre „tarda inprimisque crassa et dura lingua" solch Unglück zufügte *(101a)*, und mit ihm Kirchhof *(I. 246 Nr. 200)*. In dem hier abgedruckten Meistergesang des Hans Sachs *(Dresdner Hs. M 193, f. 242. XXV. Nr. 2564)* sind es neun Bayern. Im

„Lirum larum lyrissimum" *(II. 165 Nr. 175)* muß gar ein gefangener Franzose bluten, ebenso in den „Gepflückten Fincken oder Studenten Confect" *(Franckenau 1667, I. 94 Nr. 75)*. Aber schon Hulsbusch und Wickram *(117 Nr. 65)* verlegen die Geschichte nach Italien, und ein Schwäblein wird anstatt ins Wirtshaus zum Zahnarzt geschickt; sie ist also erst später den Schwaben aufgebunden worden, vielleicht eben damals, wo auch die neun Bayern endgiltig zu den sieben Schwaben wurden.

In dem kurzen thon Hans Sachsen.

Dem Payren prach man die zen aus.

1.

Neun Payren wolten wallen hin gen (Hs. hen) Ach.
Ir ainer thet sich aus, er künt die sprach,
war for gen Ach gewest ein mal ein waller.
Der selbig der wolt ir dolmetscher sein,
ging almal for, nam in die herberg ein,
ret almal mit dem wirt an stat ir aller.
Sie kamen phenz (behends)
hin auf die grenz
des Reinstrombs nahe zu der stat Coblenz.
Der Payer loff for in hinein die statt,
gruest den wirt, sprach: ‚Neun man her von Lanzhuet
wollen gen Ach, gen unser frauen guet,
pitten, ir welt uns heint herbergen spatt.'

2.

Der wirt den groben Payren nit verstund,
da deut im der Payer selb in den mund,
sprach: ‚Wir wolten eten, eten das male,'
Verquent sein wort, das man in solt versten.
Der wirt maint, im deten so we die zen,
fuert in zu aim palwirer auf den sale

Und sprach: ‚Verste,
im dunt als e
dem gueten medicko sein zende (Hs. dende) we.‘
Der pader setzt in und det nit lang prangen,
rais dem Payren auf und schaut im ins maul,
ersach im ainen zan lechret und faul,
den rais er im heraus mit ainer zangen.

3.

Der Payer fur auf mit plutigem maul,
loff zu der stat hinaus, schnarcht wie ein gaul;
als im seine lanz leut heraus pekamen,
Schray er: „Flicht ol, flicht ol wieder zu haus,
man pricht euch sunst allen die zende aus!“
Als sie in pluetig sahen alsamen,
Kertens mit schant
umb alle sant,
zogen wider heim in das Payerlant
und wolten nit gewarten dieser schlappen.
Also wer sich aufthuet, das er nit kan,
wenn im mislingt, so spot sein yderman,
wirt gehalten vur ain hofertig lappn.

Anno 1547.
am 16 tag decembris.

Bei Wickram dagegen lautet die Geschichte so:

„Einem ward ein Zan wider seinen willen außbrochen, als er gern gessen hett.

„Ein Kauffmann auß dem Schwabenland schicket einen Jungen diener in Italien, seine gescheft eines theils darinn außzurichten. Dem jungen aber kam es seer übel, dann er deß Welschen gar nit bericht was. Er kam in ein Statt, darinn kundt er sich gar nit erfragen auß mangel der sprach. Nun hett er fast gern gessen und wußt nienan kein wirtzhauß. Von ungeschicht begegnet im ein Teütscher, den erkant er an sein

kleidung; er grüßt in auff gut teütsch. Diser dancket im gar früntlichen. Also bat er in, er solt im ein Würtes hauß weysen. Der gut gesell was gantz willig, sagt im, wann er stracks für sich gieng die lange gassen hinauff, wurd er einen gemalten schilt vor der Herberg hangen sehen; da selbst solt er einkeren, dann er fund gut Herberg. Als er aber die gassen auffgieng, sicht er vor einem Scherhauß ein gemalten schilt hangen. Er meinet, es wer des Wirts hauß, von dem im gesagt was, zoch hin ein. Bald er in die stuben kam, stund der meister und die knecht gegen im auff, meineten, er welt zwagen (waschen) oder scheren. Als sy in aber in Welsch fragten, was im angelegen wer, deütet er auff den mund mit der hand, meint, er wolt gern essen. Die scherer aber verstunden, er litt schmertzen an einem zan, den selben wolt er außbrechen lassen. Bald satzt man im einen stul dar und ein küssin, darauff hieß man in nider sitzen; von stundan kam der Meister mit seinem Instrument und wolt im gleich ins maul mit. Do der Jung semlichs marckt, understund er sich zu weren. Der meister befalh den knechten, sy solten in heben, dann er litt grossen schmertzen an zenen. Also wurffen sy in zuruck und brachen im wider allen seinen willen einen zan auß; derhalben nit gut ist, in ein yedes Wirtshauß ein zu keren."

Wenn aber die Elsässer ungehalten waren, aus dem Munde schwäbischer Geistlicher Wendungen zu hören wie „der Herre was sprechen, er was gon, er was wandelen" für „der Herr sprach, ging, wandelte" *(Kluge 61)*, so kann man das noch keine schwäbische Eigenheit nennen, höchstens einen verunglückten Versuch, hochdeutsch zu reden, denn man kann derartige Konstruktionen auch bei Nichtschwaben, z. B. bei Hans Sachs häufig finden. Ebenso sagt der Plattdeutsche noch jetzt: „He würd slapen".

Das gemütliche Diminutivsuffix „le", das alle Dinge näher an sich heranzieht und sie dem Gemüt zu eigen macht *(Weltrich 55)*, galt schon früh als schwäbische Eigenheit. „Botz krais!' sagt Herr Jörg „uf sein guet schwebisch, ‚ich mainte,

es were etwann ein guets Spanierle" *(Z. Chr. III. 417, 31).* Ebenso anheimelnd klingt das „le" auch in einer reizenden Geschichte aus Aurbachers Volksbüchlein *(II. 185)*: Der Spiegelschwab, ein Tiroler und ein Bayer streiten sich, wer am raschesten drei Vögel nennen könne. Der Schwabe fängt an und sagt so geschwind er kann: „Zeisle, Meisle, Fink!" Darauf bedächtig und langsam der Tiroler: „Eppermal ein Alster, eppermal ein Amsel, eppermal ein Nachtigall." Aber der Bayer: „Ein Staal, ein Dahl" (ein Staarl, eine Dohle) — — und nach langem Besinnen: „und ein Spansau!" Eine ähnliche Geschichte weiß Schmeller zu erzählen *(Mundarten Bayerns 568)*: Da sagt der Franke: „Fink, Krah, Rab!" Der Schwabe: „E' Fenkle, e' Zeißle, e' Rotschwänzle!" Der Bayer: „E' Staal, e' Dahl, — e' Spanferkel!"

Daß das Schwäbische selbst kein einheitliches Idiom war, daß man „i bi gwea" und „i bi gsi" sagt *(Grimm III. 161)*, und „ga, sta, lau" wie „gau, stau, bleiba lau" *(Auerbach, Volksbuch II. 339)*, kann hier übergangen werden. Wichtiger ist, daß im schwäbischen Sprachgebiet die Allgäuer entsprechend ihrer sonstigen Plumpheit eine besonders schwere und rauhe Sprache hatten. Von einem Prediger Karg in Augsburg sagt eine handschriftliche Chronik von 1634, „er habe eine grobe allgäuerische Sprache gehabt" *(Birlinger, Alem. Spr. 25)*.

Dann noch eine Eigentümlichkeit aus dem Wortschatz. Statt „riechen" sagen die Schwaben von jeher „schmecken". Deshalb heißt es bei Petri, „Der Teutschen Weisheit" *(II. Ss 6a)*: „Schwaben mangeln eines sinnes, sie riechen nicht, sondern heißens schmecken" *(D. Wb. IX. 2144)*. Der „Taudel- und Zaudelhafftige Spinrocken" enthält *(nach B. A. IX 102)* folgende Stelle: „Aber die Schwaben als eine gewisse species hominum, die können nicht riechen, al dieweil sie nur 4 Schweine, Sinne wollte ich lachen oder vielmehr sagen, haben: nemlich das sehen (welches den Westphälern sampt den Dachhaasen vor den 10. Tag ihres Alters nicht zukömpt); 2, das Greiffen (welches nur den Herren Häschern competiret. .);

3, das Hören, welches bei den Richtern heutiges Tages nicht gefunden wird . . ., und denn 4, das Schmecken, welches sie sowol mit dem Purgamine Posteriorum (so nannte vorweilen Taubmannus die Zunge) als mit der Feuermeure oder Dampfhörne verrichten. Die Schwaben also mögens versuchen, wie sie wollen, vor oder nach dem ersten Jare, so werden sie ir lebelang nicht riechen, sondern immer schmecken" *(Vgl. Wander IV. 407: Wenn die Schwaben den Traubenblust schmekken, so gibts einen guten Herbst).*

Der schwäbische Dialekt hat auch den Weg aufs deutsche Theater gefunden. Simon Roth ist der erste, der eine Bühnenperson schwäbeln läßt: In der „Aluta", einer im Jahr 1557 übersetzten niederländischen Komödie des Makropedius, redet die Trägerin der Titelrolle ihre schwäbische Muttersprache *(Holder 8).* Und in den Dramen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig erscheint neben den andern deutschen Mundarten auch der schwäbische Dialekt. Wie in diesen Stücken Bauernszenen abwechseln mit solchen, die der Handlung gewidmet sind, so treten auch die angewandten Dialekte in komischen Gegensatz zu den hochdeutschen Reden der Hauptpersonen. Aber damit soll der Schwabe nicht lächerlich gemacht werden, so wenig wie die andern deutschen Stämme. Der braunschweiger Herzog besaß keine volkskundlichen Kenntnisse, er erwähnt bloß ein, zweimal das Land, wo ein Hase neun Menschen erschreckt hat; und dementsprechend war ihm auch das „Gelbveiglein-Hebräisch", um Heines geistreichen Ausdruck zu gebrauchen *(III. 133),* ziemlich fremd. Eine Probe nur möge das bestätigen. In der „Susanne" *(Dramen, hsg. von Holland 74)* sagt der schwäbische Bauer Conrad: „Ich haun durch wandelt so manch landt und bin in vielen wirtsheusern gwäsa, da ich main gelt verzehret haun, aber main lebalang bin ich an koin orth kumma, da ich übler bin tractieret worda, als eba hie in dieser stadt, in dem wirtshaus, und sol dinnoch dem wirte, weil ich jetz wegzieha wil, so viel zahla, und weil ichs nit thuon wil oder thuoen kan,

denn ich haun nit so viel gäldt bey mer und muos widar forth zieha, so wil mich der wirth die ross nit laun aus dem stalle zieha und hat mich gefanga, und ich bin so frimbde inn der stadt, und ist käin minsch, der sich main annimbt. Wenn ich mecht erfahra, wo hie der richter wuhnt, wott ich zuo im gaun und im klaga, das er mier doch helffa wott. Aber sihe, da kumpt äiner her, mich dünkt, es sey auch ein kercher (Fuhrmann), as ich bin; ich wil zuo ihm gaun und wil ihn anreda, ob er mich kinte zu recht bringa."

In späterer Zeit aber, wo der Schwabe mehr auf der Bühne heimisch geworden war, mag er allerdings oft zur Erheiterung der Zuschauer gedient haben, und drum wurde er im 18. Jahrhundert zur stehenden komischen Theaterfigur. Aus einer Verordnung des Königs Friedrich I. von Preußen an den Magistrat von Halle, datiert den 22. September 1702, erfahren wir, daß in Halle kurz zuvor „ein Pickelhäring in der Kleidung eines schwäbischen Bauern offentlich ausgestellet, auch andre verkleidete Personen männlichen und weiblichen Geschlechts aufgetreten waren und rechte Comoedien und Narrspossen zum offentlichen Ärgernuß und Verderb sonderlich der studirenden Jugend gespielen hatten." Und 1741 am 5. Oktober erscheint in einer von dem Prinzipal Wallerotty zu Frankfurt a. M. aufgeführten Aktion „Die genaue Untersuchung wegen Handhabung der Gerechtigkeit in der untern Welt" ein neuer Tanz von einem schwäbischen Bauern und Bäuerin eingelegt *(alles aus Bolte, Al. XV. 97)*.

Zum Vergleich mit dem Schwäbisch des Braunschweiger Herzogs lasse ich hier eine Probe schwäbischer Mundart folgen, wie sie ein Kenner, der Schwabe Georg Rudolf Weckherlin (1584—1653), aufgezeichnet hat *(litt. Ver. 199, 70. vgl. 200, 470 f. Es handelt sich um die Eifersüchteleien der Bauern beim Ringelstechen auf der Kirchweih)*:

„Der Schwäbischen Bauren Cartel.

„Ayrwirdiga gnad Haira, lieba froind, nachbar, brieder und gsella, Mir wettat eaba au amahl gearn aunser bests dazuo

thuon: Mir hend schaun eaban au zimli werly uff aunser Gotssail beiß Grieba Lienlis Metzelsuppa dhaut fol zeacht (die Haut vollgezecht) und komat jetzt eaba einherda, wie ihr uyer schand angfanga heabat, daß as die Turmaiter daura (die Ohren) so fol bloset, das mir schier koin stickita may ghairat: Und es dunckt as eaba, wen ihr as au aso an langa steacka geabat, Mir wetteta eaban au aso neinstecka ins ringle wie ihr: Ja und beym tausent aunmacht, Mir wellets eaba gaun woga (wagen), wen ihr wottet, es miest ja der Tuiffel gar drin sein, wen ihr immeder uyern handel elloin wottet haun, und wettetas nit au umb aunsern pfenning dseach macha, so mießtet ir au beim hundert tauset sackermost nimmy uff aunsar kirby komma. Nasabana kurtzumb, so lend as nu au uff de dummelblatz, und geabats nu flux dlanga stanga hear, so wöll miera gaun uff der stet laira:

1. Das dbauran au Leit seyat, und . . .

2. Das mirs eba au so gut mit dieana hipscha medla moinet aß ihr . . ."

Hatte man die Schwaben schon wegen ihrer breiten Sprache mit den Fröschen verglichen, so mußte erst recht ihre Geschwätzigkeit diesen Vergleich nahelegen. Der Sprachakrobat Fischart spricht deshalb im „Gargantua" *(351)* von den „Suavischwaifigschwetzigen Schwäbischen froschgoschigen breiten schwatzmäulern" und von den „Schwappelschwäble, die eym eyn Nuß vom Baum schwetzen" *(16)*. Auch Weckherlin kennt seine Landsleute *(litt. Ver. 199, 506)*; in der „Ode auf die Drunckenheit" heißt es:

Die Schwäblein, die so gar gern schwätzen,
in Thüringen, dem dollen land,
frassen ein Rad für eine bretzen
mit einem Käß auß Schweitzerland.

Ayrer *(55, 7)* erwähnt zwei „Baursjungen, die können schwatzen wie die Schwaben". Aber der frühste Beleg gehört dem 13. Jahrhundert an; der Marner, der aus Schwaben stammt,

wird von Meister Rumeland aus Sachsen nicht verstanden: „Din Diutisch ist uns ze dræte!" *(v. d. Hagen, Minnesinger III. 56b).*

Auch der den Schwaben so wohl gesinnte Martin Luther kennt die schwäbische Schwatzhaftigkeit, wenn er sagt: „Die Schwaben drängen sich mit ihrer Redefertigkeit in alle Behörden ein, sind aber von Natur offen und kennen keine Verstellung, tragen ihre Ansicht freimütig vor. Die Bayern gelten bei den Schwaben für dumm" *(Lösche 63).* Daß Melanchthon auf die Schwaben schlecht zu sprechen war, ist schon gesagt; nach J. Hartmann hat da die Gegnerschaft zu J. Eck mitgespielt, dem folgender Vers gilt:

Non mirare, quod Eccius est ita garrulus, illud
patrium habet: Suevus garrula semper avis.

Auf deutsch etwa:

Wundere dich nicht über Eck und sein Schwatzmaul; ist ja ein Schwabe —
Schwäbische Art allzeit schwätzt wie die Elstern und Krähn.

Auch die Schwaben Konrad Sam und Martin Frecht, beide Anhänger der Reformation, schreiben: „Während sonst die Schwaben, mit Vergunst zu sagen, für Schwätzer gelten, seien die ihrigen Verleumder und Afterredner" *(Hartmann II. 31).*

Das schwatzhafte Schwäblein ist unverbesserlich. Die Suppen sind der Schwaben Schatz, sagt Hans Sachs *(s. o. S. 89),* „darzu die klapperey und schwatz." „Schwaben, die nit gern suppen essen und geschwetzig sein," gibt es nicht, heißt es in der „Rüstung vom Türkenkriege" *(s. o. S. 93).* Eine längere Aufzeichnung aus dem Jahr 1600 behauptet: „Drei ding betriegen Wirttenberg: weiberzungen, schwebisch geschwetz, dauzbrieder" *(Steiff 490 Nr. 111 Str. 8).* In Abraham a santa Claras „Lauber-Hütt" *(Wien und Nürnberg 1721, I. 72. Uhl 438)* findet sich folgende Priamel:

Einen Oesterreicher vom Sauffen,
einen Steyrer vom Rauffen,
einen Juden vom Betriegen,
einen Böhm vom Lügen,

einen Graner vom Klauben (Stehlen),
einen Polacken vom Rauben,
einen Welschen von der Buhlerey,
einen Frantzosen von der Untreu,
einen Spanier von Stoltzheit,
einen Francken von Grobheit,
einen Schlesier vom Schreyen,
einen Sachsen von Schelmereyen,
einen Bayern vom Kaudern (mäkeln? verworren reden?),
einen Schwaben vom Plaudern zu bekehren,
den laß ich seyn ein Biderman,
der solche Leut bekehren kan.

Bebel verzeichnet *(26b)* ein Sprichwort, das er in Sarmatien kennen gelernt haben will: „Polonus fur est, Prutenus proditor domini, Boemus haereticus et Suevus loquax." Die Übersetzung erweist es als deutsche Priamel *(Schola curiositatis 178. C. A. M. v. W. 152. J. B. Schupp II. 556. — Mit Variation: „Der Preuß ein Nimmerlieb" Eiselein 558, Wander IV. 406, wo weitere Belege)*:

Der Schwab ein Schwätzer,
der Böhm ein Ketzer,
der Pol ein Dieb,
der Preuß, der seinen Herrn verriet.

Ein boshaftes Sprichwort behauptet gar: „Die Schwäbin ist stumm — wenn man etwas Unglaubliches will sagen, als: Bacchus trinckt keinen Wein, dem sophisten mangeln wort, dem meer wasser" *(Seb. Franck II. 21b. Wander IV. 408)*.

Nur Fischart ist der Meinung, die Schwaben seien Lügner. Da sonst niemand an ihrer Ehrlichkeit zweifelt, so will Fischart damit wohl nur sagen, sie reden so schrecklich viel, daß das gar nicht alles wahr sein kann. Der Schwätzer wird ja leicht zum Lügner. „Ich kan auch noch fünff Sprachen," behauptet Fischart im „Gargantua" *(459)*, „ohn Schwätzenschwäbisch,

das ist die sechßt, heißt Lügen," und in „Aller Practick Großmutter": „Hau, so leugt er dann auß Schwäbisch Indien und Welschen Krabaten herauß, das es möcht stieben!"

Der bekannte Lügenschmied von Cannstatt ist daher keine schwäbische Figur. Bebel erzählt zum erstenmal vom „faber Cantharopolitanus": Er friert auf dem Sattel seines Pferdes fest und muß erst wieder aufgetaut werden *(28b)*. Er reitet über einen zugefrorenen Fluß, bricht ein und reitet auf dem Boden des Flußbettes weiter *(28)* — was übrigens auch dem Grafen Hans von Nassau gelungen ist *(Z. Chr. II. 75, 42)*; ein niederfallendes Torgatter zerschneidet sein Pferd, aber der Schmied trabt ruhig auf der vordern Hälfte weiter *(71a)*. Im Wald trifft er ein blindes Wildschwein, das sich von einem andern Schwein führen läßt, indem es dessen Schwanz im Maul hält. Der Lügenschmied schießt das vordere Tier nieder, schneidet ihm den Schwanz ab und bringt das andere lebend nach Haus *(71a)*. Ein Fisch verschlingt ihn einmal mit samt seinem Pferd, und erst das Messer eines Kochs befreit ihn wieder. Ein Eber springt auf ihn los, so daß er kaum hinter einem Baum Schutz findet. Die Bestie rennt ihre Zähne durch den Stamm, und der Schmied vernietet mit seiner Zange die Zahnspitzen; so ist der Eber verloren *(93a)*. Einem Wolf greift er so tief in den Rachen, bis er ihn beim Schwanz fassen und umwenden kann wie der Schuhmacher einen Schuh *(93b)*.

Diese Lügen stehen dem Geist der Schwabenstreiche völlig fern, der Schmied ist vielmehr das Urbild des Freiherrn von Münchhausen und des tapfern Schneiderleins.

Weit bekannt war auch der Schwaben Gefräßigkeit. „Die Schwaben überflüssig zehren," heißt es in Eschenburgs Priamel *(s. S. 58)*. „Ein Schwabe hat kein Herz, aber zwei Magen," sagt ein Sprichwort *(Wander IV. 406)*, das aber auch die Preußen sich gefallen lassen müssen *(Küffner 76)*. Der alte Ausdruck „hungriger dürrer Schwab" scheint vielfach

dahin mißverstanden zu sein, als ob es in Schwaben nicht genug zu essen gäbe, während er in Wirklichkeit nur dem unermüdlichen Schwabenappetit gelten soll, der doch nicht anschlägt, und ihrer Tüchtigkeit, die durch Maßhalten Bedeutendes erreicht hat. „Das hungerig Schwabenland und das nüchtern Italia," schreibt daher Seb. Franck in seinen Sprichwörtern, „item das arbeitselige Niderland und das weinlos Graecia gibt mehr künstler dann alle volle land und leut... Die hungerigen und dürren Schwaben und die nüchternen und dürren Itali und Saraceni sind subtil und hohe künstler in allen künsten, und nit die vollen matten wein- und bierzapfen." Wie Preußen sich groß gehungert hat, so damals die Schwaben, wobei man wohl an den schwäbischen Handel zu denken hat: „Was macht die Schwaben so fürnem, kluog, anschlegig in allen kriegen? Ihr dürr land und der wasserkruog!" — Aber genug zu essen gab es doch immer, drum erläutert Agricola: „Wenn das Schwabenland hungrig heißt, so ist das zu verstehen: viel Appetit habend" *(B. A. I. 101)*.

Manch köstlicher Schwank erzählt, wie der Schwabe einhauen konnte *(Kirchhof I. 244 Nr. 199. Suter 45. vgl. Wickram 142 Nr. 81)*:

„Von eim Schwaben und Schweitzer.

„Gen Schletstatt ... kam eins mals ein Schwab, keret eyn bey eim wirt, das imbiß zu essen. Under anderm aber ward im ein guter stockfisch, wol geschmaltzen, fürgesetzt, darvon er weidlich zeret und meinet, daß es ein gesältzter compost were. Forderte, nach dem er außgessen hatte, noch ein blatten, also nach der andern die dritte... Da wolt sein gelt nit so weit reichen und mußte seinen degen an der bezalung lassen. Darumb macht er sich auf..., und nit wyt von Schletstatt ereilet er einen Schweitzer..., dem klagt er von seiner theuren zerung, fraget darbey, wie die statt genennet were. ‚Schletstatt', sprach der Schweitzer. Antwort der Schwab: ‚Es möcht wol Schleckstatt heissen, denn es hat mir meinen degen mit dem gelben bain und sieben kloina degetla verschleckt."

„Einem Schwaben wurde vor Essens Salat vorgetragen; der fragt, worzu er gut were? Als nun der Wirt antwortet, daß er lust zu essen machte, sagte er: ‚Den gebt mir, wann ich satt bin, ich hab jetzo lust genug" *(Zincgref II. 54. Buch ohne Nahmen 273 Nr. 631. Fasciculus 105, III Nr. 7. Gerlach II. 215 Nr. 744. Q. Pegeus 288 Nr. 1386. Suter 27. C. A. M. v. W. 152).*

„Ein Schwab asse ein Kappaunen für ein Zeißlein und sagte, es wundert ihn, daß ihn auf das Vögelein so bald durste" *(Suter 158. Q. Pegeus, Cont. 486 Nr. 5399).*

Besonders hungrig waren, scheint es, die Rottweiler. „Was zu Rotweil für ain regiment, das geben nachfolgende carminen zu erkennen:

> Nil aliud Rottweil canitur quam kuchlin, bratwurst,
> et clamant expressa voce des süeßen atque des sauren.
> Knebulatio regit ac vilcitudo singula fregit,
> potestatem populus gerit omnemque communis,"

heißt es in der Zimmerischen Chronik *(III. 277, 3).*

Wegen des Appetits lieben die Schwaben wohl recht große Schüsseln, wie Fischart *(Gargantua 246)* „ein zimmlich weite Schwäbische tieffe Schüssel" erwähnt. Weshalb heißt aber das steinerne Becken vor dem Dom zu Speyer „Schwabenschüssel"? Das mußte jeder neu eingeführte Bischof mit Wein füllen, damit jeder Bürger ihm Bescheid daraus tun konnte. Eine Anspielung auf den schwäbischen Durst, wie der „Schwabenspiegel" *(S. 32)* meint, kann es wohl nicht sein.

Habermus als Nationalspeise der Schwaben soll schon bei Plinius erwähnt sein. Aber später waren Suppe und Spätzle die schwäbischen Leibgerichte, mit denen sich der deutsche Spott beschäftigte, und die die Gestalten des Suppen- und Knöpfleschwaben entstehen ließen. Die Suppen sind der Schwaben Schatz. „Wer lang Suppen ißt, lebt lang," sagen sie. „Der Schwab mag sein, wo er will, seine Suppe muß er haben. Er verliert wie der Riese Antäus alle Kraft, sobald er davon ab-

gehalten wird" *(B. A. I. 101)*. Eine weit verbreitete Priamel lautet *(Schola curiositatis 177. Lyrissimum II. 175 Nr. 194. Eiselein 560. Wander IV. 407. B. A. I. 101)*:

Wann der Däne verliert den Grütze,
der Franzos seinen Wein,
der Schwab die Suppe
und der Baier (Teutsche) das Bier,
so sind verloren alle vier.

Der Sachse, „der seiner Geschäfften halben in das Schwabenland kam," war gar nicht entzückt, als ihm die Wirtin nach Gebrauch der Landsart Suppe brachte: „Wat, den dusen Tyffel scal dat syn, lat mick tevor freten, darnach wil ick brühen!" *(Maynhincklers Sack C 4b)*.

Auch das schwäbische Sprichwort beschäftigte sich mit der Suppe. Birlingers kleine Sammlung „So sprechen die Schwaben" enthält folgende: „A Rühle goht über a Brüehle," *(Nr. 440)*. „D'Supp ists best, sagt der Schwab, wenn sie aber zuletzt käme, äße niemand mehr darvon" *(Nr. 481)*. „Des ist a Freundschaft! In der siebenten Supp a Schnittle!" *(Nr. 1032)*. „O daß Gott erbarm! Sieba Suppa und koane warm!" *(Nr. 1152)*.

Der Feldmarschall Horn ließ in einer namhaften schwäbischen Stadt für 10 000 Mann Brot fordern; da sagte einer im Rat: „Behüte Gott, 10 000 Mann! Wo wollen wir 10 000 Löffel nehmen, daß sie alle zugleich Suppen essen können!" *(Q. Pegeus 92 Nr. 431. Der große Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichte. Hamburg 1678, 727)*.

Weshalb man die Schwaben mit Löffeln vexierte, ist schwer zu sagen. Weil man die Löffel zum Suppenessen brauchte? In der Zimmerischen Chronik *(II. 69, 4)* heißt es: „Ich lob den sitten, der bei graf Endressen zeiten auch gewesen, so frembde gest in der fasten zur Scheer kommen, so bringt der kuchenbueb dem gast ainen neuen löffel. Das ist ain gab, die sich ins Schwabenlandt füegt und auch ain Schwaben sowol als ain schöne straußfedern zieret. Das wurt noch

also gehalten. Darfür schenken dann die gest dem kuchenbueben was für die löffel." Und was soll folgende Stelle aus Fischarts „Gargantua" *(170)* heißen: „Gleich wie man keiner Schwäbin Kind bald schweigt, man zeyg im dann ein Löffel oder ein Küchlein." Ebenso dunkel heißt es *(S. 21)*: „Schwäbisch Ehr Rettung von nötlichkeit der Löffel wider Diogenem."

Beim „Schwebischen Suppenmal," sagt Fischart *(Gargantua 61)*, gibt man „trei suppen auf einander." Besonders dick war also die Suppe wohl nicht, wenn er in der „Vorred" zu „Aller Practick Großmutter" schreibt: „Ihr möcht den Lufft in euch, wie ein Schwäbische einäugige Wassersup . . . so lang sörffeln und suppen als ihr wollt." Denn „Suppen machen schnuppen und füllt dem Bauren nicht die Juppen, wiewol es den Schwatzschwaifige Schwaben nur die Zung desto mehr wäscht."

Umso ausgiebiger ist die zweite schwäbische Leibspeise, die K n ö p f l e: „ein Knötlein, die Schwabenländer sagen Knöpfle", erklärt der Simplicissimus *(I. 3, 16; litt. Ver. 33, 475)*, der sie aber, wie es vielfach geschah, mit den (bayrischen) Knödeln zu verwechseln scheint. „Knöpfle" sagt man bekanntlich in der Schweiz, in Oberschwaben, Lechschwaben und im Elsaß, „Spätzle" in Niederschwaben. „So lang es Kraut und Knöpfle geit, so lang verdearbe d'Schwabe nit," sagt ein Allgäuer Sprichwort *(Reiser II. 660 Nr. 2266)*. Die Wolfenbüttler Handschrift des Sachsenspiegels stellt die vier deutschen Hauptstämme dar: Den Sachsen mit dem Messer, den Schwaben aber mit einer Schaufel, wie man sie jetzt noch zur Zubereitung der Knöpfle braucht *(Z. f. d. Recht XIV. 37. Germania XVII. 317)*.

„Der echte Schwabe", heißt es in Webers Demokrit *(III. 171)*, „hat Montags Nudle, Dienstags Hutzele, Mittwochs Knöpfle, Donnerstags Spätzle, Freitags gedämpfte Grundbirn, Samstags Pfannkuchen, Sonntags Brätle und Salätle.

Saure Nierle, Sauerkraut,
Knöpfle, Saublut in der Haut
und ein Glas vom Besten!"

Außer den „schwäbischen Nudeln" *(Leyer Matz 180)* gibts noch andere gute Sachen. Ein alter Spruch besagt *(Kirchhof I. 254 Nr. 206. Gemüths-Ergötzung 74. Uhl 400, vgl. Aurbacher II. 229)*:

Ein Wahlen laden zum salat,
ein Schwaben, da man streuble hat,
ein Schweitzer zu eim zigerkeß,
ein Beyer zu der aderleß,
und ein Sachsen zu speck und schincken,
darff nit vil bitten oder wincken;
der letst wil sauffen und nit trincken.

Diese in ganz Süddeutschland bekannten Sträuble werden es wohl gewesen sein, die Gustav Seuffer in einem fröhlichen, Uhlands „Schwäbischer Kunde" sich anschließenden Gedicht „Ulmer Spatzen" nennt: Da wird dem Kaiser in Ulm eine leckere Mehlspeise vorgesetzt, und auf seine Frage, wie man die leckern Vöglein nennt, antwortet die Wirtin *(In Ulm, um Ulm, und um Ulm rum 50)*:

‚Die Vöglein sind bei uns im Schwang,
sie sind bekannt wie Schwabenstreiche
als Ulmer Spatzen im ganzen Reiche.'

Auch Birnen sind beliebt gewesen: „Die Schwaben und die Bayern mögen sich wol gehaben, denn sie haben diß Jahr viel Birn gedörret", heißt es im „Lirum larum lyrissimum" *(283 Nr. 394)* wohl im Anschluß an Fischart, der in „Aller Practick Großmutter" *(H 1)* sagt: „Die Bintzgöwer und Schwaben haben vil Biren gedört." Wickram allein erwähnt einmal *(65)* „gute schwebische zelten" (Kuchen). Aber ganz besonders geschätzt hat man in Schwaben die Nüsse. Eine Priamel Kirchhofs *(I. 245 Nr. 199. Uhl 405)* lautet:

Hollender, die kein butter essen,
Flämming, die eyerspeiß vergessen,
ein Frieß, der grüne keß verschmaht,
Ein Dennmärcker on gammel mat (Pökelfleisch),

ein Sachß, der nit gern bier mitsaufft,
ein Heß, der nit gern beuten laufft,
Westpheling, die vom speck nichts halten,
Soster bauren, die ir röck nit falten,
ein Düring, der kein weidkraut kennt,
on wurff- und spitzbarten ein Wendt,
ein Meißner, der kein krantz gern tregt,
ein Franck, der nit gern kanten fegt,
ein Behm ohn gepsphi corva matir (böhmischer Fluch),
Schlesier, der nit tranck weitzen bier,
Elsasser baurn on groben zwilch,
ein Schweitzer, der nit gern ißt milch,
ein Beyer, der nie gaß ein muß,
Schwaben, die nie liebten die nuß:
daß yemand der ein ye gesach,
geb ich mit warheit nit bald nach,
der spöter zürn drumb oder lach.

In dem Schwank des Hans Sachs, „Schwaben, Baiern und Francken Zanck", der Seite 223 abgedruckt ist, wollen die Schwaben den Kaiser für sich gewinnen, indem sie ihm „ein sack mit nües" bringen; und einer der „zwen diebischen pachanten in dem doten kercker" *(IX. 417, 15. F. u. Schw. I. 293, II. 53, III. 93, IV. 317)*, ein Schwabe, stiehlt „ein sack mit nüesen gros". Zahlreich sind natürlich wieder die Anspielungen bei Fischart, deren sprichwörtliche Form die Häufigkeit derartiger Neckereien beweist: „Hei der schönen langen Walnuß, da eß kein Schwab kein Kern drauß!" *(Gargantua 401)*. „Mit diser weiß, wann diß gelten solt, möcht einer ein iden Hautjuckigen Vogel für ein Gauch ansehen, ein Sau für ein Baier, ein Nuß für eyn Schwaben, eyn Geiß für ein Schneider, ein Maulthier für ein Francken..." *(187)*. „Schemen solt ihr euch, daß ihr euch also außhungert, es wird noch gelt sein, wann ihr nicht mehr lebet und die Schwaben mit euern beynen Nuß abwerffen" *(74)*.[1])

[1]) Den letzten Satz erklärt vielleicht ein alter Frankfurter Witz:

Den schwäbischen B r e i erwähnt Abraham a santa Clara *(Schmeller I. 620)*:

Ein Sünder ohne Reu,
ein Musquetierer ohne Bley,
ein Karten ohne Säu,
ein schwäbisch Fruhstuck ohne Brey,
ein Soldat ohne Treu,
sind ein pur lautere Fretterey.

Andere begreifen gar nicht, wie man so was nur essen konnte: Laurentius Fries *(f. 28b)* nennt als „das zuerst und letst allweg Habermus, als die Allgöuer Schwaben und Thurgöuer: da machen sy zwerch stopfferbrey, Rörenbrey, Dünnen und mancherley geköcht von Habermus, etlich als dick, das ein wolbeschlagen Gaul darüber lieff und nit hineynfiel. Etlich essen Milch darzu, fürwar, wa sie nicht so grob weren, näm ich mich nit Wunder, das sie gleich zersprungen von der speis" *(B. A. I. 101)*. Nur Reineke Fuchs ist nicht so verwöhnt *(vgl. Goethe, Reineke Fuchs VI. 221 ff.)*:

Wir müssen flugs nach Schwabenland,
wo wir zwar noch sind unbekannt,
doch mir behagt die Landesweise:
Hilf Himmel, was gibts da für Speise!

Der schwäbische Magen konnte halt was leisten! Ernst Wolgemuth, der so viel von den Schwaben zu sagen weiß, erzählt hievon ein hübsches Geschichtchen *(256 V. Nr. 74)*:

„S t a r c k e r S c h w o a b.

„Zu Regenspurg bey einer ansehnlichen Versamblung war unter andern auch einer auß Schwabenland. Dieser hatte, weiß nicht woran, obs an einer Leber oder Lungen geschehen, das Fieber gefressen. Diesem geboten die Doctores, er solte sich fein warm und zugedeckt halten und für hitzigem Wein

„Was wolle dann Sie? Mit Ihne Ihre Knoche werf ich noch Nuß (oder Äppel) von de Bääm!"

fürsehen. Der gute Schwoab aber konte das dicke Feder-Bett, vielweniger den Durst leyden, ließ ihm durch einen Jungen einen grossen Krug voll, der drey Maß hielte, mit frisch Brunnen-Wasser holen, und da ihm ein anderer, welcher ihn kam zu besuchen, widerriethe, solches zu trincken, sprach er: ‚Es schadet mir nichts, ihr sehet gaun wol, daß ich ein starcker Schwoab bin,' und satzte indem den Krug an den Halß und soff die drey Maß Wasser mit einem mal herauß; bekam im aber so wol, daß ihm das Leberle im Leib entzündet ward und er zum Kirchhoff hinzog."

Besser gings einem andern Schwaben, von dem der „Recueil" *(XIII. 84)* erzählt: „Ein Schwabe, der vor gar kurtzer Zeit erst vom Fieber genesen, bekam von seinem Medico diese Lection, er solte, weil der Magen noch sehr schwach, wenig aber ofte essen. Nach etlichen Tagen sprach der Medicus bey dem Patienten ein und fragte, wie er sich befinde? Ob er auch seinen guten Rath folgete? Er antwortete aber, heute schiene es etwas besser als die vorigen Tage zu seyn, weil er alleweil ein gebratenes Gänsgen gantz alleine abgeklaubet hätte."

Wenn ein Bayer ins Wirtshaus kommt, so verlangt er vor allem Bier; ein Schwab aber will vorher essen und dann erst trinken, wies auch natürlicher ist *(A. V. II. 177)*. Aber trinken kann er auch gut, denn so derbe Speise muß auch gehörig begossen werden. Allerdings galten, wie Hans Sachsens „Sechsisch Pierthurnier" *(F. u. Schw. IV. 205)* verrät, in erster Linie die Sachsen als Säufer, und den Sachsen und Schwaben standen die andern deutschen Stämme nicht nach *(s. A. Schultz I. 57)*: „Das sauffen hat diß volck mit allen Teutschen gemeyn," sagt Sebastian Franck in der „Warhafftigen Beschreibung aller theil der Welt" *(I. LIII)*, „darzu ein scheltend übelfluchend volck, das auch in Teutscher Nation also überhand genommen hat, das es nit mehr sünd oder schand, sonder ein ehrliche gewonheit darauß worden ist." Das bestätigt auch wieder eine Priamel *(Uhl 334, 346)*:

Sachs, Bayr, Schwab und Franck.
die lieben alle den tranck.

Das Trinken war eher eine deutsche Tugend, wie ja Martin Luther in dem bekannten Brief seiner Frau Käthe schreibt: „Ich fresse wie ein Beheme und saufe wie ein Deutscher." Immerhin haben auch hier die Schwaben das Ihrige geleistet. Nach Hartmann *(107, Anm.)* gibt es ein altes Sprichwort vom Schwaben: „Nihil quod bibi potest, a se alienum putat."

Sunt amantes boni vini
cum Alsatis Palatini
et Vuirtembergensibus,

heißt es im Stammbuch des Pastors Gideon Adolph zu Lauban, 1577 *(Anz. f. Kunde d. d. Vorzeit 1874, 103)*. „S. Urbans Klag, das ist die Trunckenheit," herrschte besonders in Augsburg und Ulm *(Lyrissimum 284 Nr. 395)*. Meiners schreibt in den „Kleineren Länder- und Reisebeschreibungen" 1794, fast überall gebe man im Schwabenland dem Rheinwein den Vorzug vor dem eigenen Gewächs; und das Sprichwort behauptet: „Supten die Schwaben nit so sehr, die Rheinleut wären längst nit mehr" *(Wander IV. 406)*. Aber auch die Neckarweine ließen sich trinken. P. L. Berckenmeyer berichtet *(S. 553)*: „Stutgart... liegt zwischen herrlichen Weinbergen und einem fruchtbaren Tal, daher die Frantzosen von dieser Stadt folgendes Sprichwort gemacht:

S'on ne cueilloit de Stutgard le Raisin,
la ville iroit se noyer dans le Vin.
‚Wenn man zu Stutgard nicht einsamlete den Wein,
so würde bald die Stadt von Wein ersäuffet seyn."

Die Klage, daß der Schwabe das Geschenk seines Landes zu sehr schätze, ertönt aus folgendem gutgemeinten Distichon aus dem Jahr 1829 *(B. A. X. 281)*:

Der Neckar 1808.

Einst auch war ich genannt, jetzt aber verberg ich mich schamvoll;
das sonst flog zum Gefecht, trinkt nur und tanzet mein Volk.

Friedrich Schiller sucht in einem Jugendgedicht „Der Wirtemberger" *(Cottas Jub.-Ausg. II. 51)* in diesem Sinn den Namen des Heimatlandes scherzhaft zu erklären:

Der Name Wirtemberg
schreibt sich von Wirt am Berg —
Ein Wirtemberger ohne Wein,
kann der ein Wirtemberger sein?

Dieselbe Etymologie findet sich auch bei Maubert *(S. 15)*: „Un très renommé Professeur . . . vous apprend que le mot Virtemberg est composé de deux mots Allemands ou Celtiques, qui signifient Hôte et Montagne. . . Vous ne scauriés méconnoitre, vous dit-il, que le premier Souverain du pays eut son chateau situé sur un lieu fort élevé, par conséquent éloigné des habitations des vallées, et qu'il fit de son chateau une espéce d'auberge" *(vgl. die alte Sage bei Seytter, Unser Stuttgart, S. 74)*.

Vielleicht weil der Württemberger ohne Wein nicht sein kann, vernachlässigt er das Bier so sehr. Vom bayrischen Bier sagt Montanus *(449, 25)*:

Dasselbig ich nicht zu schelten weiß;
dann es gemacht nach allem fleiß
vil besser dann im Schwabenland —
es ist doch schier den Schwaben ein schand!

Und noch ganze hundert Jahre später äußert der Benediktiner Joh. Werlin in Seon sein Mißfallen über das schwäbische Bier in folgenden Versen *(Bolte, Montanus 635)*:

Es ist ein schand,
das in dem Schwabenland
das bier so schlecht,
das ichs nit drincken möcht.
Ist gemacht auß haberstro.
Dessen seind die Schwaben fro
in dulci iubilo.

Der Spiegelschwab bei Sebastian Sailer will gar, wies ans Sterben geht, zur Buße vier Wochen lang Riedlinger Bier tropfenweis einnehmen! Und doch gedieh nach einem Reisebericht aus dem Jahr 1715 *(s. o. S. 5)* im „schönen Schwabenland" nichts als Früchte und „was zum Bier tauget".

In Schwaben waren, wie ja wohl überall, die Dorfschenken zugleich auch Ratsstuben. „Keine Sitzung des wohlweisen Magistrats wurde abgehalten," sagt Cleß *(II. 2, 697)*, „ohne daß man nachher die Weisheit wieder im Weine hinunterflößte." Und Gäste hat man nach alter Sitte mit einem Trunk Weines begrüßt *(Z. Chr. III. 445)*: Das war „der Schwaben willkomm" *(Gargantua 150)*.

So hat gar mancher Schwabe manchmal ein Räuschlein heimgetragen. „Zu Schwaben und zu Franken findet man trunken Leut," heißt ein alter Spruch. Aber das kam ja auch anderweitig vor, so gut wie in Schwaben, wenn nicht noch besser.

Der Schwab, der lieber bei Suppe und Spätzle saß, war alles eher als tapfer, und das hatten seine Feinde und Spötter bald heraus. Ein Sprichwort sagt hierüber *(Wander IV. 406)*:

Man findet eher einen beherzten Schwaben,
einen weissen Raben,
trocknes Wasser,
einen mäßigen Prasser,
einen schwarzen Schimmel,
einen viereckigen Himmel,
bei den Schnecken das Blut
als einen Geizhals, der Gutes tut.

„Ich bin kein Schwab," heißt es in Stranitzkys „Ollapatrida des durchgetriebenen Fuchsmundi" 1711 *(Wiener Neudr. 10, 8)*, „sonst würde ich ziemlich verzagt seyn, kein Bayer, sonst wäre ich ein Rhetor porcensis." Diese Feigheit teilt der Schwabe wieder mit dem Frosch und dem Hasen. „Hie stehn wir Helden, sagt der Frosch zum Schwaben," erzählt das Sprichwort *(Seb. Franck II. 47b. Simrock 503)*.

„Ein Schmach, ein Maultaschen, ein Ehrschmälerndes Wort empfangen und dazu stillschweigen, sie nit rechnen ist pfäffisch, schwäbisch, ist bernhäuterisch; pfäffisch, weil diesem zustehet, die Red des hl. Evangelii zu beachten: wann dich einer schlägt u. s. w. Schwäbisch ist es, weils ein Anzeigen ist, es bruthe einer in seinem Busen forchtsame Hasen aus" *(B. A. IV. 147)*. Abraham a santa Clara erzählt in der „Lauberhütt" *(II. 424)* einen Traum, wie er verschiedenen Samen gesät habe; aus dem einen seien „lauter Schwaben gewachsen, und zwar solche, die in das Feld wider den Feind ziehen solten. Da sagte einer: ‚Au weh! wie zittert mir das Hertz!' Der andere kunte keinen blancken Degen sehen, der dritte war Feuerscheu."

Ein Schwank des Hans Sachs *(F. u. Schw. IV. 221. XXV Nr. 2315)* erzählt:

Der Schwab lauter Herz.
In der hönweis Wolframs.

1.

Als in krieg zog ain Schwabe,
sein vater wapnet in
Mit harnisch gar durch abe,
sprach mit traurigem sin:
‚Mein sun, pewar das herze,
wan pald das selb wirt wund,
so wirt des dodes schmercze
dich stüerzen pald zu grund!'

2.

Der sun der sprach: ‚O vater,
sag, wo ligt mir das herz?'
Im antwort der woltater:
‚Mein sun, das ist kain scherz.
Da du ziterst am sersten,
alda dein herze leit.
Da pewar dich am ersten,
wen du zeuchst in den streit.'

3.

Der Schwab vor freuden sprunge
und sprach: ‚Ich zeuch auswerz
In krieg noch also junge,
ich pin ein lauter herz;
Mir zitert der gancz leibe!‘
So keck das Schweblein was,
wie ein gros pauchet weibe
und ein gespanter has.

(L. Sandrub 123 Nr. 117 „Ein Landtsknecht, welcher sehr verzagt“; ebenso Fasciculus 120 IV. Nr. 4. Vgl. Ruckard 117 Nr. 89, wo ein Feigling den Panzer nicht ablegen will, „weiln sein gantzer leib ein pures Hertz wäre,“ und Riederer III. 82).

Wenn also im Krieg zuerst das Herz geschützt werden soll, so muß man über seine Lage genau unterrichtet sein. „Ein Schwabe, welcher in den Krieg ziehen wolte, gab einem Schneider Tuch zu einem Kleid und darneben ein Stück von einem Pantzer, und begehrte darbey, daß er ihm das Stück von dem Pantzer in das Futer nehen solte, eben an das Ort, da ihm das Hertz sitze. Der Schneider nehete das Stück von dem Pantzer hinten in die Hosen. Als nun der Schwab in den Krieg kam und einmal ausreissen und über einen Zaun springen wolte, da schoß ihm einer mit einem Palester eben an das Ort, wo das Stück von dem Pantzer war; da sagte der Schwab: ‚Au, au, wie hat Meischter Hans so wol gewuscht, wo mir das Hertz sitzt!“ *(J. B. Schupp I. 786. von Kirchhof I. 121 Nr. 95 noch nicht den Schwaben zugeteilt, vgl. Hagen 203. Fasciculus 119 IV. Nr. 3. Rottmann 89 Nr. 64. Sinnersberg 222).*

Und ein anderer wußte sich auf listige Art den Werbern zu entziehen. Wie diese sich vergeblich Mühe gaben, ihn zu gewinnen, machten sie ihn bezecht und brachten ihm ein paar Taler in die Hosen. „Folgenden Tages sagten sie, daß der, so Geld genommen, mit ihnen fort müsse. Der Schwab fande das

Geld in seinen Hosen, zoge sie aus und wurff sie den Werbern auf den Tisch, sagend: ‚Diese haben das Geld empfangen mir unwissend, last sie mit euch fort ziehen" *(Suter 145. Pegeus, continuatio 287 Nr. 4379. Buch ohne Nahmen 440 Nr. 947. Löffelstihl 141 Nr. 284).* In anderer Form bei Sinnersberg *(110)*:

„Der geworbene Kober.

„Zu Hall war Anno 1634 das heimliche Werben sehr gemein, daß auch ein armer Bauersmann kaum mit Frieden in der Stadt seyn kunte. Einstens saß einer und hielte aus seinem Kober (Korb) Mahlzeit. Ein Soldat kam geschlichen und ließ einen Reichsthaler heimlich in dem Kober fallen. Wie das der Bauer merckte, nahm er sein Essen ins Schnuptuch, ließ den Kober stehen, rührete ihn nicht an und sagte: ‚Kober, hast du Geld genommen, so ziehe auch mit fort,' und gieng davon."

Eine weitere Geschichte aus Rottmann *(422, II nr. 67)* und Sinnersberg *(250)* ist eigentlich nur eine Ausführung des süddeutschen Scherzes „Im Krieg schießt man mit Fleiß auf die Leute":

„Der unbehertzte Schwabe.

„Ein einfältiger Schwab hatte Lust, mit zu Felde zu gehen, weil er die Officirer sahe mit schönen Pferden, köstlichen Kleidern und treflichen Federbüschen reiten, wobey er sich einbildete, wenn er nur im Kriege wäre, würde er alsobald ein solcher Mann werden. Aber er wurde in seiner Meynung betrogen, denn er wurde an statt eines Generals ein armer Musquetirer, welcher, wenn er in den Busen grieff, gantze Fäuste voll in Bataille bringen kunte. Als er nun einsten mit zu Felde ziehen muste, wurde er froh, indem er sich einbildete, so gleich etwas zu werden. Nun trug sichs zu, daß er eben mit an ein Treffen solte. Wie er nun die grosse Menge von Reutern, Soldaten, grob und klein Geschütz sahe, da verwunderte er sich, frug demnach, was solches bedeute und was die vielen Leute wolten? Da sagten seine Cammeraten: ‚Das ist unser Volck, und jenes ist der Feind, da wollen wir mit streiten.' ‚O!' sagte hierauf der barmhertzige Soldat, ‚da streite der Teufel mit, ich will damit nichts zu thun haben.' ‚Du Narr,' sagten die

andern, ‚du must so nicht reden, du must fechten.' ‚Ich wolte dir den Galgen an den Hals fechten,' sagte der Schwab, ‚ich gebe mich nicht in die Gefahr.' Hierauf frugen die andern, warum er denn ein Soldat geworden, wenn er nicht fechten wolte? ‚Ho,' sagte der tapffere Schwab, ‚ich bin darum ein Soldat, daß ich dereinst ein Obrister oder nur ein General werde, und wenn das nicht angehn kan, möget ihr einen guten Tag haben.' Nahm hiemit sein Gewehr und wolte davon gehn; indem sahe er, daß das Fechten schon angieng, da war das Hertz vonnöthen, zumal ihn die Officirer mit Schlägen zum Fechten antrieben. Wie er nun nicht weiter kunte, rieff er überlaut: ‚Ach! ich bin ja nicht böse, lasset doch meinen Mann erst herausser kommen, daß ich mich mit ihm in der Güte vertragen könne!'[1]) ‚Du Narr!' rieffen die Officirer, ‚hier gilt kein Vertragen, hie must du tod schlagen.' ‚Ach!' sagte der Schwabe, ‚ich schlage nicht tod, ich schlage nicht tod, solches hat mir mein Schulmeister in meiner Jugend verboten.' Allein dieses Einwendens ungeachtet muste der gute Schwabe mit an den Reyhen und fechten biß auf den letzten Mann, wiewohl er sich rühmen konte, daß er keinen getödtet."

Trotz seiner Heidenangst ist der Schwabe doch gar oft in den Söldnerheeren zu finden. Seine Wanderlust treibt ihn in die Ferne und in so viele Gefahren. So läßt er sich in seiner Einfalt anwerben, ohne zu bedenken, was ihm droht, und ohne eine Ahnung davon zu haben, was man von ihm verlangt. Nicht einmal rechts- und linksum kann er unterscheiden *(Recueil II 60)*: „Ein einfältiger Schwabe hatte sich zu Stuttgard von den Werbern annehmen lassen und konte im Exerciren nachmals das ‚Rechts und lincks umkehrt euch!' nicht begreiffen, biß ihm endlich sein Corporal Stroh auf den rechten und Heu auf den lincken Ermel band, daß es hieß: ‚Stroh um, Heu um!' und da lernte und begrieff ers gar balde."

[1]) Bei Auerbach sagt ein Schwabe: ‚Wozu führen wir Krieg? Gebt mir meinen Mann von den Franzosen heraus, ich will mich mit ihm vertragen.' S. 437.

Dem Schwaben war das Handwerkszeug des Krieges recht unbekannt. „Einem Schwaben, der sich unterhalten lassen, gabe man eine Picken, er aber begehrte einen Spanner darzu" *(Q. Pegeus 488 Nr. 2398).* „Wie jener Gehlfüssigter Schwäobla ein Stängle bekame, sagte sein Camerade, ein Blitzschwoabla: ‚Gelt Nickel, nu wirstu mit der Pique ein ädeler Schwoabe, alläna Bruoderlä, äihns fahlt dir.' ‚Woas ist das?' fragte Nickel. Lenert antwortete: ‚Du hoast känan Spändar noch zu der Stengle.' ‚Doaß ist wärla woar,' sprach Nickel, ‚mähn Herla muß mia wol pulverla käba" *(Leyer Matz 236 Nr. 284).*

Es fragt einer, der sich anwerben lassen will, „wie viel man den monat auff einen langen spies geb," und sagt dann, zufrieden mit dem versprochenen Sold: „Wol, so wil ich ein gantz büschlein oder dutzein tragen, wann ihr auff einen jeden spieß so viel gebet" *(Zincgref IV. 510).* Hierauf spielt auch der Simplicissimus an: „Es war mir gar nicht wie jenem Schwaben, der ein halb duzend solcher stänglein auf sich nehmen wollte, dann ich hatte achtzehn schuh lang zu viel an einer" *(litt. V. 65, 90. II. 1, 13).* Ein anderer Schwabe sagt: „Ho, ich hab zu Haus noch einen starcken bruder, ihr müst eben nicht viel annehmen, wir beyd wollen in einem Monat viel deren Höltzlein tragen" *(Suter 71 „Der schwäbische soldat").* „Ingleichen verstehet man," so möge Zincgref *(IV. 509)* fortfahren, „daß einmal ein Schwab hab wöllen sich in Krieg begeben, und als der Capitein ihm ein Mußquet gegeben und ihm befohlen, ein prob zu thun, ob er auch schiessen könne, solte nach einem scheuer thor schiessen. Als er aber schoß, fehlte er des gantzen Thors. Der Hauptmann sagte: ‚Was, ein ungewisser schütz? Du dienest mir nicht! Fehlestu des gantzen thors, wie woltestu dann auff einen Mann zielen?' Der Schwab antwort: ‚Herr hauptmann, sie werden nicht eben alle zum thor herauß lauffen, es werden auch noch etliche neben hin lauffen.' Welche red dem Hauptmann also gefiel, daß er ihn zum Soldaten annahm."

„Schwäbischer Krieg.

„Nickel Stichnit solte in den Krieg ziehen, der schüttelte den Kopff, da er sah, daß man Feur auffeinander gab: ‚Bey uns ist es anders, do hoisset man aim abe gohn, wann man nach dem grossen Teller schiessen thut!" *(Wolgemuth IV. 100, S. 213).*

Die Fridinger, so weiß die unerschöpfliche Zimmerische Chronik *(III. 100, 32)* zu berichten, befürchteten einmal einen Überfall Gottfried Werners von Zimmern und beschlossen zu rüsten. „Do ward dem burgermaister, war ain huffschmidt, ain guter, frommer man der alten welt und hieß maister Hanns Binder, von gemainer versamlung uferlegt, sich umb schießbulver ... bei der statt Rotweil zu bewerben. Das geschäft name er von gemaines nutz wegen mit willen uf sich und sprach in beiwesen iren aller: ‚Wolan, ich wils versehen und morgen in aller früe uf mein Rolle sitzen (also hieß er sein ross) und gen Rottweil laufen'... Wie er nur gen Rotweil kompt, ghet er noch selbigs abents zum burgermaister... Der vermaint nur, es were umb etliche zentner pulver zu thun, wollt sovil one ains raths vorwissen nit bewilligen ..., darum beschid er disen maister Hannsen Binder des ander tags für ain ersamen rat... Also uf langes beratschlagen, was zu thun oder nit, do ward maister Hanns hinein erfordert und befragt, wievil doch seine herrn von Friedingen pulvers begerten. Do benambset er nach ainer langen rede und usfürung, was seinen herren zustünde, zwei pfundt pulver. Das ward im güetlichen bewilliget mit großem gelechter mertails umbstender."

Also die friedlichen gemütlichen Schwaben legten jedesmal eine kindliche Unerfahrenheit an den Tag, wenn sie eine Waffe oder etwas, was einer Waffe ähnlich sah, in der Hand hielten. So schlug einem Fünsinger, der eine Armbrust für ein Kruzifix ansah und sie küssen wollte, der Herrgott die Nase ab! *(Hans Sachs IX. 376. F. u. Schw. I. 584. IV. 73. Kirchhof I. 292 Nr. 240. Reiser I. 521).* Und welche Furcht zeigten sie vor all diesen Mordwerkzeugen! „Wüst ihr nicht," fragt der „Fliegenwadel" *(S. 125)*, „wie jener Schwab gesagt, als ein anderer

auf ihn mit einem gestumpfften Besen, als hätte er ein gezogenes Rohr in Händen, gezielt? ‚Läsch bleibe, läsch bleibe!' sagte er, ‚wann es Gottes Wille wäre, dorfft gleichwol ein Kügle heraus gahn." Allerdings ist einmal eine Harke losgegangen: „Ein einfältiger Bauer war auf seiner Wiesen und machte Heu, indem kommt ein Hase vor ihm übergelauffen, davor er Anfangs erschrickt, letzlich aber seine in Händen habende Harcke an den Kopff schlägt und solche auf den lauffenden Hasen zuhält, sagend: ‚Wenn dis eine Flinte wäre, so wolte ich dich schiessen, daß du nicht weiter lauffen soltest.' Dieses hatte er bey sich selbst kaum ausgeredet, als eben der Förster durch die Hecke auf den Hasen Feuer gab und solchen so glücklich schoß, daß er liegen blieb. Hierüber erschrack der Bauer, welcher nicht anders meynete, als daß seine Harcke loß gebrannt, lieff damit geschwind nach den getödteten Hasen und erwischte solchen bey den Läuffen, wolte sich auch damit wegmachen, allein der dazu kommende Förster verhinderte solches, denn als solcher ihn zu Rede stellete, warum er seinem Herrn in die Wildbahn käme und das Wild tödtete? Gab dieser mit grosser bestürtzung zur Antwort: ‚Was wußte ich davon, daß das verzweiffelte Ding loß gehen würde!" *(Rottmann 417 II. 64).*

Wie wenig die Schwaben mit den Waffen umzugehen wissen, verrät auch der hier aus der Dresdner Handschrift M 5 *(bl. 839)* abgedruckte Meistergesang des Hans Sachs, „Der schwebisch Hader" *(XXV. Nr. 4986)*:

Der schwebisch Hader.

In der feuerweis Albrecht Leschen. 1556. 16. Sept. Hans Sachs.

I.

Ein meil von Gmünt im Schwabenland
ligt ein dorff, ist Ailfdorff genand;
da sassen bey dem weine
zwen gsellen gar aleine,
waren haffner albed.

Als sie druncken und lebten wol,
biß das sie wurden beide vol,
des wurd den volen dropffen
der wein in dem kopf klopffen
und gaben red umb red,
Biß das sie wurden gar uneins.
Der ein vom disch auffsprang
und bald sein wer von leder zug,
darmit auff sein gesellen schlug.
Der het ein mucken wedel,
den warff für der man edel,
schützt sich mit im anfang.

2.

Den er im halb abhaut auffwerz,
da fasset er auch erst ein herz:
den mucken wedel zucket
und in varb (farbig?) den kopff jucket,
stieß im den ins angsicht,
Das er dorckelt an rucken fil.
Der wirt kam zu dem haderspil,
der ligend bald auffure
und noch schelliger wure,
sich an den wider richt.
Der wirt stiesse in hinder sich,
frid von in beiden num.
Der mit dem mugken wedel klagt,
das mort über sein gsellen sagt,
der hab im nach dem leben
mördisch gestellet eben
in disem rumorthum.

3.

‚Het ich den mugken wedel nit
für geworffen, mich beschützt mit,

so het er mir auff drauen
ein arm morz abgehauen,
so gwaltig er zu hib.'
Der wirt des dollen haders lacht,
sie beid wider zu freunden macht,
und theten wein dran giessen.
Darmit wil ich beschliessen,
breiß ich den kempffern gib.
Durch einen nassen kittel het
gar kaum gehaut der ein,
der mit dem mugken wedel zwar
vor schrecken schier gestorben war.
Des dut nit wunder haben:
es waren zwen spicz Schwaben,
die selten wiczig sein.

Und wie angstvoll sind sie! Überall sehen sie Gespenster. So in einem reizenden Meistergesang Hans Glöglers, der bisher noch nicht gedruckt worden ist *(Weimarer Hs. Q 572, f. 756. Dresd. Hs. M 5, 55)*:

In den Kurtzen Regen Bogen.
Daß Schweblein mit den schuh fleck.

1.

Eins mals iber land zog ein Schwabe,
an (ohne) all gesellschafft, gar alein,
Und auff der straß im drenet abe
ein fleck hinden vom schuche sein,
Klopfft in auff sein verschen, vernim!
Zu hand in groß schrecken umbgabe,
meind, es wer etwaß hinder im.

2.

Vor forcht det er sich nit umb sehen,
waß in schlug auff die ferschen sein,

Det heimlich in seim hertzen jehen:
‚Her Gott, hilff mir diß mal alein!'
Fing an zu lauffen krefftiglich,
wan im war wister nie geschehen,
for großer furcht beschiß er sich.

3.

Als er nun lang geloffen ware,
fil er darnider in daß graß
Und sprach: ‚Friß mich halt eben gare,
wan ich kan ye nit lauffen baß.'
Also keck war daß Schweblein, glaub!
gleich wie ein künd umb siben jare,
daß verjaget ein rauschent laub.

Ähnlich ist die Geschichte vom „furchtsamen Reisenden" *(Sinnersberg 9. Gemüths-Ergötzung 51 Nr. 96)*, der zwar nicht ausdrücklich ein Schwabe genannt wird, aber im Volksmund doch leicht einer hätte werden können, zumal da ihm Nüsse solchen Schrecken eingejagt haben. Der hatte einen Freund besucht, „bey dem er sich biß in die Nacht aufhielte, und als er heim gehen wollte, füllete ihm sein Freund den Hosen-Sack mit Nüssen voll an. . ." Nun wußte der gute Mann nicht, daß der Sack ein Loch hatte, wohl aber, daß es auf jenem Weg Gespenster gab. So fielen ihm die Nüsse allgemach über die Fersen herab, und das Männlein erschrak und „meynete nicht anders, als wäre das Gespenst hinter ihm . ., fieng dannenhero an zu lauffen was er konte, und je stärcker er lieff, je mehr Nüsse aus dem Sack hinter ihm herab fielen. Endlich . . . muste er stille stehen und fieng an, aus Ungedult zu sagen: ‚Ja Teuffel, nimm mich, oder nimm mich nicht, ich kan nicht länger lauffen'; aber da war niemand, der ihm etwas begehrte zu thun, . . . und als er seinen Sack betrachtete, fand er nichts als ein grosses Loch darinnen."

Ein anderer Schwabe ging in den Wald, und „wie unversehens darinnen ein starckes rauschen und brausen entstanden

war, erschrack dieser gut Schlucker dermassen sehr, das er eines und stätten lauffs zu ruck auß dem Waldt und widerumb heim zu lieffe und schnauffent erzehlete, wie ihme im nächsten Waldt über die hundert Mörder nachgejagt und er ihnen mit harter mühe entrunnen ware. Sprach einer zu ihme: ‚Ey lieber, es werden nicht so viel gewesen sein,' da ließ er nach von hundert auff funfftzig, und dann von funfftzig auff zwantzig, und herab auf zehen. Bekent zuletzt, er hette zwar niemant gesehen, aber ein grosses rauschen hinder unnd vor ihm und auff den seyten gehört. . ." *(B. A. XIV. 273 aus H. Guarinoni, Greuel der Verwüstung Menschlichen Geschlechts, Ingolstadt 1610, 304 C).*

Vor einer Hummel entfloh gar ein Schwabe aus Gerst-hofen. Davon erzählt ein Meistergesang des Hans Sachs *(F. u. Schw. III. 345. XXV. Nr. 1579. In der ersten Zeile hat das Generalregister „Payerland"; vgl. Germania XVII. 313)*:

Der Schwab mit dem rechen.
In dem plaben thon Hainrich Frauenlobs.

1.

Es ligt ain dorff im Schwabenland,
zu Gershoffen ist es genant;
dem dorff het ainer abgesagt,
zu prennen und zu rauben.
Die pauren hielten ein gemain
und schwueren zsamen gros und klain,
sie wolten sein gantz unverzagt,
einander halten glauben.
Pald man den feint würd sichtig on,
so woltens sturme leuten,
so solt zu laufen idermon
mit hauen, gabel, reuten
auf den kirchoff mit seiner wer;
so wolten sie mit ainem her
dem feint pald haben angesigt,
im herab thun die hauben.

2.

Des grumbst ein junger pauer ser
und nam zu im drey scharpffer wehr:
ein krumes messer und darmit
kreutzhacken und schweinspiese
Trueg er mit im auff ein halb jar
zu feld und haus und wo er war,
er ackert, drasch, met oder schnit,
die wehr nicht von im liese.
Ains tags er auf sein wisen kam,
das grüene gras zu meen,
legt sein wehr pey der heck zu sam,
det sich vast darmit pleen (blähen).
Als er nun met in einem sumpff,
kam im ein humel in sein kumpff (Wetzsteinscheide)
und darin hin und wider humbst,
sich überal anstieße.

3.

Und det laut humbsen: pumb pumb pumb.
Der Schwab der warff sich eilent rumb,
sprach: ‚Lose! Got, man leutet sturm,
der feinde ist im lande!'
Als er wart in dem schrecken ston,
da fing der humel wieder on:
Pumb pumb pumb pumb in gleichem furm.
Da floch der Schwab zu hande,
Drat auff ein rechen zu unglüeck
im gras an einem rangen,
der schnelt auff, schlug in übern rüeck:
‚Got, ich geb mich gefangen!'
schray der Schwab, maint, es wer der feint.
Also manch man grausam erscheint,
und pald es an ein treffen get,
so fleucht er doch mit schande.

Anno salutis 1545, am 5 tag Januarii.

Ähnlich erschraken auch die Hirsauer einmal vor einigen Bauern zu Tod. Die Geschichte, die Hans Sachs *(IX. 438. F. u. Schw. II. 133. XXV nr. 5316)* von ihnen erzählt, ist ein echter Schwabenstreich:

Die aufrüer zu Hirsau.

... Ains tags ich in ain stetlein kam,
weliches haist Hirsau mit nam, ...
da wolt ich essn und ein weil rasten ...
Und als ich sas in pester ru,
trueg sich zu ain groser unrat.
Zwen purger kamen in die stat
geloffen über stock und stauden,
die zaigten on mit grosem schnauden
dem purgermaister, wie sie in nehen
vor der stat dausen heten gsehen
auf dem holczschlag hin unde wider
vil reuter rennen auf und nider,
hetten all weise müeczlein on;
der gleich hettens auch sehen thon
etliche reuter darpey halten.
Zu hant liessen im rat die alten
an der stat zu schlagen zway thor,
auf das gemelt reuter darfor
die stat nit thetten überasten,
wan sie vertrauten nit am pasten.
Derhalb puten (boten) sie eylent auf,
und kame zam der purger hauff
mit rostigem harnisch und wer
auf dem placz, all erschrocken ser.
Doch schickten sie aus in dem schrecken
in die nechst umbligenden flecken
weitere kuntschaft in den sachen,
gar wol pedacht in allen sachen,
zugen aus (es war in kein scherz)
auf angezaigt reuter auswercz,

doch mit gar mancherley anschlegen,
wie sie dem feint wolten pegegen
und iren vortail nemen ein,
doch, wo der reuter zu vil würn sein,
durch was weg sie wolten abzihen
und wider gen Hirsau entpflihen.
Als sie mit irer ordnung spicz
kamen zu gmeltem holzschlag icz,
die reuter zu schlagen und fangen,
da hat es weit anderst ergangen:
Kain reuter war nie daher kumen.
Die kuntschaftr hettn nit recht vernumen,
sunder es warn zwölff pauern gwesen
in plosen hembdern und gesessen,
so kolholcz da hetten gehauen,
hettens vur reuter an thun schauen.
Wan die zwelff pauern in der nehen
hetten zwen aychhörn lauffen sehen;
den warns nach gloffen hin und wider
auf dem holczschlag auf unde nider.
Den ain aichhorn hettens erschlagen,
den andern auf ein paumb thun jagen.
Als abr die pauern in den dingen
das statfolck auf sich sahen dringen
mit gwerter hant zu fues und ros,
auch mit geschel und feltgschray gros,
flohen die pauern all gemein,
ainr hie, der ander dort hinein
ins holcz; das statfolck schray: ‚Her, her!
das sint die rechten kuntschafter'.
Der purgermaister an der dat
einen pauren ereillet hat,
den, der den aichhorn het erschlagen,
und thet gar ernstlich zu im sagen:
‚Du poswicht, gib dich pald gefangen!'

Der pauer maint, man wolt in hangen,
und sprach: ‚Her purgermaistr, ich pit,
wolt euch an mir vergessen nit!
Ich wil euch den aichhoren schencken.
Mein herr, wolt euch doch pas pedencken!
Nembt den aychhorn zu aim peutpfenig
sambt euer grosen streitparn menig!
Was zeicht ir uns, das ir mit gwalt
an harter arbeit uns überfalt?
Wir sint die paurn von Ehenfelt,
ghorn auch in dis ambt obgemelt'.
Als dis die purger inen worn,
da plies ir ainer ain khue horn,
darmit den frieden an det sagen.
So pald lies man von dem nach jagen,
die paurn auch wider kumen thetten,
die sich im holcz verkrochen hetten.
Die fragt man, ob sie in der nehen
nit hetten etlich reuter gsehen.
Darzu sagten sie alle: ‚Nain,
wir pauern sint da gwest allain
und haben kolholcz umb geschlagen,
auch thettn zway aichhornlein umbjagen'.
Nach dem hielten die pürger rat,
wider zu zihen in die stat.
Ains dails die wolten nit zu haus,
plieben auf den dörffern heraus
und zechten pier die selben nacht,
auf das man ir nit spot und lacht ....
Der puerger maister auf den schaden
hat zu nacht sein ratzfreunt geladen
zu dem erschlagenen aichhorn,
pey dem sint sie leichtsinig worn
und haben sich zu sam geseczt
und alles unmuecz sich ergeczt ...

Als aber die nacht war vergangen,
kamen die andern auch all wider
hin haim zu haus geschlichen ider
und thetten hernach in den tagen
nicht vil von dieser aufrür sagen,
den die zwen aichhorn hettn anghricht ...
Anno salutis 1559, am 1 tag Aprilis.

Ebenso kläglich endete eine Unternehmung der Rottweiler, die mehrere hundert Mann stark gewaltsam das Jagdrecht gegen die Herrschaft Schramberg ausüben wollten *(Zimm. Chr. III, 305, 22)*: „Es war underm haufen ainer, hieß Hainrich Scherrer... Dem war nit geheur bei diser abenteur... Darumb, als er userm haus geht, haist er im das weib sein jung kindt in der wiegen zuvor bringen, sprechendt: ‚Ach Got, weib, laß mich doch das kind vor sehen! ich sihe es etwann nit mehr,' und als er das küst, schied er mit seim rostigen eisenhuet darvon... Es hat sich aber selbigs tags gefüegt, das ein dunkler, nibeliger tag gewest, und haben sich die Rotweiler, wie stark sie gleich im veldt, vor denen vom adel... entsessen. Als sie aber wol in forst hinein mit irer zugordnung kommen, do hat ainer under inen, genant der lang Jörg, mit seinem laut klepperenden harnasch zwen hasen uftriben. Das hat ein grosen desordre underm haufen geben. Indess haben sie etliche ross und vihe nit weit von Sulgeu von ferre uf ainer höche ersehen... Derhalben ist gleich ain forcht in sie kommen, das sie nit anders vermaint, dann es seien die edelleut mit denen schrambergischen paurn... Dieweil sie dan die zwen hasen gefangen, ist berathschlagt worden, es sei weger (besser), bei gueter zeit und ganzer haut mit irem fang abzuziehen und an gewarsamere ort sich zu begeben, dann ohne bevelch irer herren und obern in ein unnötigs gefecht und gefahr einzulassen... Also sein sie wider haimzogen und haben iren herren, den zunftmaistern, die zwen hasen überliffert, mit bericht, was großer gefar sie überstanden."

Aus der Fülle der Ortsneckereien nur zwei Pröbchen:

Nach der Schlacht bei Nördlingen begehrten neun Reiter vom geschlagenen Schwedenheer Einlaß in Bopfingen. Die Bopfinger aber getrauten sich nicht einmal, selbst aufzumachen, sondern warfen die Schlüssel von der Mauer herab, damit sie selbst öffnen könnten *(B. V. I. 440)*.

Die sieben Schwaben lassen auf ihrem Zug nach dem Bodensee das Städtchen Mindelheim abseits liegen, fürchtend, die Mindelheimer möchten Furcht vor ihnen bekommen wie einst vor dem feindlichen Reiter, der ganz allein ihre Stadt eingenommen *(A. V. I. 149)*.

Wenn die Schwaben sich auch nicht alle vom Kriegsruhm locken ließen, so hatte für sie doch die Ferne großen Reiz. Sie waren außerordentlich wanderlustig. Aber vielleicht taten sie auch das nur aus Not, denn Schwaben erfreute sich damals eines bedeutenden Kinderreichtums. Von der Bevölkerungszunahme in Schwaben berichtet die Zimmerische Chronik *(IV. 209, 17)*: „Nachdem bei unsern zeiten das volk in Schwaben, als auch gar nach in allen landen, sich heftig gemert und zugenommen, dardurch dann die landtsart mer dann in mentschens gedechtnus ufgethon und schier kain winkel, auch in den rewhesten welden und höchsten gepirgen, unaußgereut und unbewont bliben... Dieweil dann selbiger zeiten ... das Algeu mit vile des volks gar übersetzt und sich in irer heimet nit wusten weiter zu betragen oder zu erneren, da kamen sie haufenweis herab in unser landtsart, begerten inen stockvelder ußzumessen und darvon gewonliche zins und landtgarben zu raichen." Die Stelle aus Felix Faber ist oben *(S. 66)* schon ausführlich mitgeteilt, wie das Schwabenland nicht alle seine Kinder ernähren kann, und wie sie deshalb in großen Scharen auswandern. So gebe es in der ganzen Welt schwäbische Weingärtner, Knappen, Nonnen und Freudenmädchen. Ganz ebenso behauptet Seb. Franck, der Germania von germinare „sprossen" ableitet: „Es ist nichts denn

Kind über Kind in Teutschland, sonderlich in Schwaben, und ist ein Wunder, wenn jemand eine unfruchtbare Schwäbin findt" *(vgl. Weber IX. 128).*

Beispiele von unglaublichem Kinderreichtum bietet die „Schwäbische Chronik" des Martin Crusius. Er berichtet *(III. 8, 2; II. S. 82)* von fünf Edelleuten, die ums Jahr 1420 „mit ihren Gemahlinnen auf dem Schloß Entringen in Liebe und Eintracht beyeinander gewohnt und zusammen 100 Kinder gezeugt." Wenn sie zusammen in die eine Viertelstunde entfernte Dorfkirche in Prozession zogen, so bildeten sie eine Reihe, deren Anführer die Kirche betrat, wenn der letzte noch bei der Burg war *(Beschreibung des Oberamts Herrenberg, Stuttgart 1855, 180).* Wer denkt da nicht an den Grafen von Abensberg in Uhlands „Herzog Ernst" (IV, 3), der seine 32 Söhne dem Kaiser Heinrich befahl!

Aber das ist noch gar nichts: „In dem alten Kirchlein zu Bönnigheim," sagt Karl J. Weber *(Briefe I. 300),* „findet man das Gemälde einer Mutter mit dreiundfünfzig Kindern — die Großmama aller fruchtbaren Schwäbinnen!" Was es mit diesem Rekord für eine Bewandtnis hat, erzählt Martin Crusius *(III. 11, 23; II. 275. vgl. II. 159)*: „Am Montag nach Jacobi gaben Schultheiß, Burgermeister und Rath des Städtleins Binnigheim einem gewissen Edelmann auf sein Begehren einen Teutschen, gesigelten, A. 1549 Montags nach Jacobi datirten Brieff, darinnen sie testirten, daß 46 Jahr vorher in ihrem Städtlein 2 ehrbare Eh-Leute Namens Adam Stratzmann und Barbara Schmatzerin gelebet, welche gegen 50 Jahr miteinander in der Ehe zugebracht und in dieser Zeit 53 Kinder erzeuget, die alle ihre gehörige Glieder dergestalten hatten, daß man die Knäblein und Mägdlein unter ihnen wohl unterscheiden konnte, auch biß auf 13 alle zur H. Tauff gekommen; bißweilen habe die Mutter nur ein einiges, bißweilen 2, bißweilen 3, höchstens aber 4 Kinder auf einmal gebohren; insonderheit seye sie, als sie auf eine Zeit 4 Kinder zur Welt gebracht und aus dieser Kindbett gegangen, 6 Wochen her-

nach auf dem Feld bey dem St. Michels Berg gleich wiederum mit 3, und also innerhalb 12 Wochen mit 7 Kindern entbunden worden, im letzten Jahr aber ihrer Fruchtbarkeit nur noch eines einigen, nemlich des 53. Kindes genesen; unter allen diesen Kindern aber habe keines über 9 Jahr gelebet." Dasselbe berichtet eine Urkunde, die ich der Güte des Herrn Stadtschultheißen Mößner in Bönnigheim verdanke:

„Allhier hat sich nach dem Jahr 1498 folgende denkwürdige Geschicht zugetragen, gestalten solche in der Kirch und auf dem Rathaus über dem Eingang der kleinen Ratsstuben gemahlet zu finden ist.[1]) Es lebten um solche Zeit 2 Eheleut allhier Namens Adam Stratzmann und Barbara Schmutzerin, welche 53 Kinder miteinander gezeugt, folgender Gestallten:

„Achtzehnmahl allwegen ein Kind, fünfmahl allwegen 2 Kinder, 4 mahl allwegen 3 Kinder, 1 mahl 6 Kinder, wovon sie in 5 Monaten 3 gebohren, wenig Tag darnach wieder eins, und in 11 Wochen wieder eins, das 6te hat sie noch 10 Wochen getragen; leztlich war dieß Weib abermal Schwanger und trug der Kinder 7, in 20 Wochen hat sie 3 davon gebohren, als sie wieder auß der Kindtbett gegangen, hat sie wieder 1 gebohren, in vierthalb Wochen wieder 2, nachgehends 1, welches einer Ehlen und ... (unleserlich) Finger lang gewesen; der Kopf an diesem letzten Kind war so groß, daß ihn kein Mann ersbannen konnte, mit welchem sie 3 Tag in Kindes-Nöthen gelegen und sehr schwach worden, doch hat sie Gott erlöset und entbunden. Unter diesen Kindern seyend 38 Knäblein und 15 Mägdlein gewesen, davon sind 34 zur heiligen Tauf kommen, 19 aber haben die heilige Taufe nicht erlangt; es ist aber unter diesen 53 Kinder keine 9 Jahr alt worden; diese beede Eheleuth haben in einer unzertrinnlichen Ehe gelebet 50 Jahr; wegen dieser wunderbahren Geschicht hat Kayser Ferdinand I. Ao. 1519

[1]) Das Bild in der Kirche ist noch vorhanden, das andere nicht mehr.

von dieser Stadt Kundschaft begehrt, so ihme auch ertheilt worden. In der Kirchen allda findet sich auch eine Tafel, worauf diese Geschicht angemahlet mit nachfolgenden darunter stehenden Reimen zu sehen:

Durchgang all Land und Königreich
und ließ all Historien zugleich,
so findst du nicht unter allen Frauen,
das von wunderwegen ist zu schauen,
als diese, die soviel Kind gebohren,
die Gott zu Bönnigheim hat auserkohren,
durch sein Geburth von einer Jungfrauen
dies Weibs Kinder sein Reich lässt schauen.
Anno tausend 498 geschehen:
wir werden dergleichen wenig sehen.

Fideliter decopiert zu seyn Beurkundet
Bönnigheim den 24ten August 1709
Stadtschreiber
Sußdorf.

Das ist natürlich weiter nichts als ein eigenartiges Naturspiel. Etwas Wahres muß ja daran sein. Aber vom schwäbischen Kindersegen erzählen auch andere. Denn in Schwaben wimmelte es von Kindern wie von Maden in einem Käse: „Es sahe einer in Schwaben, daß die Häuser mit Kindern sehr angefüllet, welche zugleich zu den Fenstern heraus sahen. ‚Dieses Haus,' sagte er, ‚ist gleich einem Käß, aus welchem die Maden häufig kriechen" *(Suter 91. Q. Pegeus 500 Nr. 2456).* Stranitzky merkt, daß er das Schwabenland betreten hat, „sintemahlen mir eine Schwäbin mit einer Wiegen auff dem Kopff und zwey dutzet Kinder begegnete; der Mann gieng hinten darein und hat sovil Nestl an Hosen, als Tag im Jahr seyn"... Ein anderer Schwab sagt ihm: „In unserm Land ist nichts als Noth, überall Kinder und wenig Brod" *(Stranitzkys lustige Reyß-Beschreibung. Wiener Neudr. 6, 18 f.).*

Da gibts denn auch viel Bettler. Im Gegensatz zur

Schweiz. „Dann es ist im Schweitzerlande nit der brauch, das man gartet oder betlet wie in Schwaben, Bayren, auch im Franckenland, und auch sunst noch in mehr landen" *(Schumann, Nachtbüchlein 285, 31. vgl. Kirchhof III. 166 IV. Nr. 172).* „Drei ding sein zu vil in Wirttenberg," heißt es in einer längern, um 1600 entstandenen Aufzählung *(Steiff 491, Nr. 111, Str. 13),* „allerlei bettler, supplicationen in der canzlei, Saphoer (Savoyer) und kromer. Drei ding sind maister in Wirttenberg: die becken, die metzger, die bettler".

So muß der Schwabe sein Brot auswärts suchen. Die Not schildert das alte Sprichwort: „Schwabenland ist ein gut Landt, will aber nimmer haim, mein Vatter isset das fleisch, gibt mir die bain" *(Zincgref IV. 508. C. A. M. v. W. 152. Berckenmeyer 549).* Eine andere Fassung desselben Wortes sagt: „Schwabenland ist ein gut Land, es wachsen viel Schlehen darinn" *(Seb. Franck, Sprichwörter II. 21a. Wander IV. 407).* Aber sicher auch ohne daß ihn Nahrungssorgen in der übervölkerten Heimat quälten, spürte der Schwabe den Wandertrieb in sich, der ihn über Länder und Meere jagte und der mit seinem Heimweh beständig im Kampfe lag. „Es muß etwas der schwäbischen Luft zugemischt sein," meint Scheffels Juniperus, *(S. 5),* „was uns hinaustreibt weit in alle Welt, aber auch ein zweites, was uns wieder heimwärts zieht mit starken Haken der Sehnsucht." Denn Heimweh kennt der Schwabe wohl. „Sieht er zum erstenmal fremden Himmel," schreibt Hektor v. Günderode im Jahr 1781, „so wird ihm weinerlich ums Herz, bekommt Beklemmungen und Vaterlandsahndungen, staunt die andre Welt an und seufzt das Nationalsprichwort: Eine Suppe hinter dem Schwabenofen ist besser als Braten in fremden Landen. Ein Frauenzimmer sagte: . . ,Ich bin in manchen andern großen Städten gewesen, es isch aber oinewäg nur oin Stuägärt" *(Hartmann 46).*

Dieser Trieb ward ja dem Schwaben nach jenem alten Spruch *(S. 17)* schon in die Wiege gelegt. „Schwaben ist ain wol erbauts, wasserreichs, gnugsam fruchtbares Land," heißt es im

Elucidarius, „mit vil Bergen, Seen, Flüssen, Wälder und Wisen: mit aim weytraissenden Volk besetzt" *(B. A. I. 93)*. „Welches Land liefen die Schwaben nicht aus!" sagt daher das Sprichwort *(Simrock Nr. 9302)*, und *(Simrock Nr. 9304. B. A. I. 93. D. Wb. IX. 2145)*:

Schwaben und das böse Geld
führt der Teufel in alle Welt.[1])

Fischart erzählt im „Neuen Eulenspiegel Reimenweiß," cap. 52 *(Nat.-Lit. S. 257 vs. 7033 ff.)*:

Ein Kürßner wohnet zu Berlein,
welchs die von Brandenburg han ein.
Der was ein Schwab, wie dann die Leut
sonst pflegen sehr zu reysen weit.
Dann kein Landt gibt mehr volck und Kinder,
drumb haben sie zu Hauß auch minder
und müssen in Krieg oder ziehen
oder im Land sich ferr bemühen.

Daher leitet auch das „Pilgrambuch" von B. Schmidt und P. Schleyr aus dem Stift Elchingen *(Ulm 1730, S. 410)* ihren Namen folgendermaßen ab *(B. A. I. 93, Anm.)*: „... Gleich wie es auch die Deutschen, absonderlich die Schwaben und Wallen, so auch von dem Hin- und Herschweben und Wallen ihre Namen bekommen, gethan haben" — eine auch sonst bekannte mittelalterliche Etymologie: „Rariores itaque sunt in sensu quemadmodum etiam in regione; nam exules seu extorres per omnia mundi climata dispersi offenduntur et patriam peregrino cuivis relinquunt. Unde Schwaben forte dicti sunt von schweben..." *(Der Taudel- und Zaudelhafftige Spinnrocken, s. o. S. 160)*. Übrigens sagt noch Karl J. Weber

[1]) Vgl. das von Birlinger *(Al. XVIII. 52)* mitgeteilte Sprichwort vom Jahr 1621:

Ratten und Mäuß, Flöh und auch Leuß,
falsche Müntzer und böses Gelt
führt der Teuffel in alle Welt.

im Anschluß an dieselbe Etymologie: „Die Sueven lieben das Schweifenleben — die Sassen sitzen mehr und sind daher besser" *(Briefe 122)*.

Die schwäbischen „Landfahrer" *(Z. Chr. I. 300, 1)* oder „Landstörzer" *(Cleß II. 2, 699 Anm.)* fragen überall in der Ferne nach ihren Landsleuten. So ruft der Hechinger, der ins heilige Land pilgert und in Rhodus landet: „Ist nicht ein guter Gesell aus Hechingen da?" *(Bebel 95a)*. „Fragt doch jener Würtenberger, wie Bebel meld, so bald er inn Asien nur auß dem Mörschiff stig: ‚Ist nicht eyn gut gesell von Beblingen hie?'" *(Gargantua 32)*, und Zincgref *(IV. 508)* erzählt, „sey einmal ein Schwab in Indien kommen, und so bald das Schiff an Land angesegelt, er stracks gefragt, ob nit ein Landsmann von Ulm da wäre."

Aber diejenigen Schwaben, die zu Haus blieben, pflegten die Tugenden der Seßhaftigkeit und waren der von Gott eingesetzten Obrigkeit in treuem Gehorsam ergeben. Das Schwabenvölkchen erfreute sich einer beneidenswerten Ruhe. Innerhalb seiner Grenzen lebte es friedlich dahin, wie es die Väter getan, allem Aufregenden und Neuen abhold und zäh am Alten festhaltend. „A Rühle ist über a Brühle."

A geduldiger Schwab, heißt es dann wieder, legt sich auf den Bauch und läßt sich in den Hintern — *(B. A. X. 23. Wander IV. 407)*.

Drum gilt der Schwabe stellenweise auch für sehr faul: „Zu Tübingen in dem Herzogthum Würtemberg," erzählt das „Buch ohne Nahmen" *(5 Nr. 10)*, „wurde auch einmal ein Gewinnst oder Verehrung demjenigen, so der Fäuleste wäre, aufgesetzt. Wie sich nun vor dem Thor unterschiedliche einstelleten, ihre Kunst zu beweisen, sprach der Burgermeister, sie solten noch ein wenig damit verziehen, sein Stall-Jung wäre noch nicht da, der würde auch wohl sein bestes hierbey thun, dem er auch zugleich einen Bothen schickte; der aber nicht kommen wolte, sprechend: ‚Darum will ich nicht hinaus gehen, wenn man mir was gönnet, wird man mir es wohl herein

bringen.' Weil dieser nun so faul war, daß er auch nicht darnach gehen möchte, kriegte er die Verehrung vor allen andern." Und in ähnlicher Form bei Sinnersberg *(73)*:

„Die selbst gerühmte Faulheit.

„Drey Schwaben wetteten miteinander, welcher der Fauleste wäre. Der erste sagte: ‚Wann ich auf der Gassen läge und schlaffen wolte, und mir die Dach-Tropffen in die Augen fallen thäten, so bin ich so faul, daß ich die Augen nicht mag zuthun, damit ich einschlieffe.' Der andere sagte: ‚Wann ich bey dem Feuer läge mit den Füssen, so ließ ich lieber die Fersen brennen, als daß ich sie zu mir ziehete.' Der dritte sprach: ‚Ich aber bin so faul, daß wenn ich einen Strick am Halse hätte und nun hencken solte, und ich hätte ein Messer in der Hand, den Strick abzuschneiden, so ließ ich mich viel lieber hencken, als daß ich den Strick abschneiden thäte."

Derartige Wetten finden sich übrigens auch sonst in der Schwankliteratur, ohne daß es wieder gerade Schwaben gewesen sein müssen, Wetten fauler Gesellen, wo der dritte nicht einmal das Maul aufmacht und eben dadurch gewinnt, wie in der „Angenehmen Gemüths-Ergötzung" *(1755, S. 30 Nr. 48)*. Hier berührt sich die Schwabensage stofflich mit der Märe vom Schlaraffenland, die seltsamerweise nie mit dem Schwaben verbunden wurde, so sehr der Knöpfleberg und das Paradies der Faulheit es dem boshaften Volksmund nahe gelegt hätten. Aber die Sehnsucht nach dem Lande, wo einem die gebratenen Tauben ins Maul fliegen, und

> Auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
> über dem schwellenden Bauch, —

diese Sehnsucht ist schließlich der ganzen Menschheit eigen.

Von der Gutmütigkeit des Schwaben erzählt Bebel folgendes Geschichtchen. In Kirchen in Württemberg wollten einige scholastici junge Dohlen („Hätzen") auf dem Kirchturm ausnehmen und ließen deshalb einen namens Michel die Giebelwand an einem Seil hinab. Aber der war so schwer und dick, daß

das Seil riß und der Schwabe hinunterstürzte. Wenn ein gutes Geschick ihn nicht bewahrt hätte, so hätte er ganz zerschmettert werden müssen, „adeo profundus erat casus," aber er fiel auf einen Erdhaufen und stand sofort wieder auf. „Euch geb ich bei Gott keine einzige Hätze!" rief er, und davon hieß er bis zu seinem Tod der Hätze-Michel *(ebenso Buch ohne Nahmen 449 Nr. 972. Lyrissimum 336 Nr. 520).*

Rührend war vor allem ihre Bescheidenheit und untertänige Demut. Zincgref *(IV. 507)* erzählt: „Als daß ein Schwab sich bey seinen nachbauren soll berühmt haben, daß sein Gnädiger Herr Mundtkoch mit ihm gesprochen; und als er gefragt wardt, was denn der herr zu ihm gesagt, er geantwortet: ‚Er hat zu mir gesagt: Schelm, gehe mir aus dem weg!" *(Lyrissimum II. 162 Nr. 170. Ähnlich A. V. I. 103. vgl. Weber X. 41).*

„Ich reisete einstens", erzählt der „Recueil" *(XIII. 6)*, „mit einer gewissen Gräfin auf die Leipziger Messe, dieselbe hatte einen Ertz-Narren, einen Schwaben, zum Kutscher. Als sie ihn nun bey der Abreise erinnerte, ob er auch Wagenschmier eingekauft hätte? Da antwortete der Gekke: ‚Ja, Ew. güldene Gotts Himmels Gnaden, recht galante Wagenschmier."

Mit einfältiger Treue hängt der Schwabe an seinem Fürsten. „Als Hertzog Ulrich von Würtemberg seines landes entsetzt, ward gebotten, daß man nicht von ihme reden solte. Da fragt einer: ‚Darff man denn auch nicht mehr an ihn gedencken oder von ihm traumen?' Aber er must ins gefengnüß kriechen" *(Zincgref V. 77).* Dem Grafen Ulrich V., dem Vielgeliebten (1433—80), galt folgender Spruch:

Wann Got der herr sterben solt,
wer billich Herrgot werden wolt,
dann unser frommer herr von Württemberg?
das lob von im meniglich werk.

Später jedoch wurde das Verslein häufig auf Herzog Eberhard im Bart übertragen; so setzt Zincgref die Geschichte vom

Gnädigen Herrn Mundkoch fort: „Soll derselb Schwab gesagt haben: ‚Wann unser Herr Gott nicht Herr Gott wäre, wer solte billicher unser Herr Gott seyn als unser Hertzog von Wirttenberg mit seinem goltgelben bart? Er ist wehrt, daß er allzeit auff eim karren herumb geführt werde und allzeit schmaltz trincke" *(Berckenmeyer 552. Agricola 56b Nr. 115. Lyrissimum 209 Nr. 315. vgl. noch Schneider, Württ. Gesch. 95 und besonders Steiff 52 Nr. 14).*

Wahrlich, da konnte Eberhard, Württembergs geliebter Herr, sich vor allen Fürsten des Kleinods rühmen, das sein Land verborgen hielt! Eine ähnliche Erzählung kennt schon J. Paulis „Schimpf und Ernst" *(289 Nr. 499)*, aber in scherzhafter Form und noch nicht auf Herzog Eberhard bezogen. Zum erstenmal findet sie sich, so wie sie uns geläufig ist, in einem Vorlesungshefte Philipp Melanchthons über allgemeine Weltgeschichte: „Vom Württemberger Herzog habe ich eine Geschichte gehört, die ich euch erzählen will. Einst saßen die Fürsten in Worms beim Mahle (gemeint ist der Wormser Reichstag 1495, wo dem Grafen Eberhard vom Kaiser die Herzogswürde zu teil wurde) und unterhielten sich. Der Fürst von Sachsen lobte Meißen wegen seiner Bergwerke, die Herzöge von Bayern ihr Land, weil es schöne Städte habe und fruchtbare Felder. Man kam an den Württemberger Herzog und fragte ihn, warum er nichts von seinem Lande rühmte. ‚Ich bin arm,' erwiderte er, ‚und darf mich mit den andern nicht vergleichen, wie wahr ist. Ich habe arme Leute, die nur armselige Felder besitzen; aber eines habe ich, daß ich sicher schlafen kann im Schoße jedes Unterthans.' Da lobten alle diesen Ausspruch: ‚Das ist die schöne Red, das ein Fürst mag seinen unterthanen schlaffen in dem schoß auf seinem Feld" *(Der Schlußsatz ist deutsch, das andere lateinisch von Melanchthon gesprochen worden; vgl. E. Nestle, „Der reichste Fürst", in der Besondern Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg, 1895. S. 161f.).* Noch häufig kehrt der Herzog von Württemberg und sein schönes Wort

in der spätern Zeit wieder; selbst die Schwank- und Apophthegmensammlungen kennen ihn: „Als in einem Gespräch etlicher Deutscher Fürsten ein jeder die Herrligkeit seines Landes rühmete und einer seine gute Weinberge, der ander seine Jagten, der dritte seine Bergwerke lobete, fieng zu lezt der löbliche Fürst, Herzog Eberhard von Würtemberg an und sprach: ‚Ich bin zwar ein armer Fürst und weiß mich in diesen Stükken keinem zu vergleichen, doch aber hab ich ein solch edles Kleinot in meinem Land, daß wenn ich mich auf weitem Feld oder im wilden Wald verirret hätte, wäre ganz allein und träffe einen meiner Untertahnen an, so möchte ich ihn wohl heissen auff die Erden nidersitzen, mein Häupt in seinen Schoß legen und sanfft einschlaffen, mihr solte gewiß kein Leid widerfahren" *(Gerlach II. 174 Nr. 569).* Die Württemberger selbst haben die Erinnerung an den Ausspruch ihres Herzogs erst recht festgehalten; so schreibt das „Vaterländische Historienbüchlein" von Prof. Seybold *(Tübingen 1801, S. 31)*: „Eberhard im Barte... Aber in reiferen Jahren besserte er seine Jugendfehler so sehr, daß er sich die ganze Liebe seiner Unterthanen erwarb und auf dem Reichstage zu Worms rühmen konnte, er wolle in dem Schoße eines jeden Wirttembergers im diksten Walde ruhig schlafen."

Je demutsvoller und bescheidener die Untertanen sich beugten, desto stolzer trug die Obrigkeit ihr Haupt. Seltsam, daß so viele Geschichten von Schultheißenhochmut in Schwaben spielen!

Ein neugewählter Schultheiß kam ins Bad nach Minsingen und traf einen alten Bekannten, mit dem er einst Pferde gehütet hatte. „Wer hätte es gedacht," sagte er, „daß ich unwürdiger Mensch es noch so weit bringen werde!" Dabei hatte er nicht mehr als neun Bauern unter sich! *(Bebel 13b. Nugae venales 234. Kirchhof I. 178 Nr. 146. Hagen 112).* Es war aber doch eine bedeutende Stellung, reich an Verantwortung und an Sorgen! Wie der Bürgermeister von Schilda wußte auch bei Bebel der „Consul parvi oppiduli et castelli" nicht, wie er im Bade saß, ob er schon „gezwagt hatte":

„Unsereins hat so viel zu denken!" *(Bebel 33b. Hagen 115. Frey, Gartenges. 68 cap. 53. Fischart, Gargantua 196. Sinnersberg 298. Kirchhof I. 190 Nr. 160).* Der Schultheiß eines kleinen Nestes, das kaum fünfzig Häuser zählte, verkaufte in Eßlingen Leinwand. Der Käufer fragte ihn, wo er wohne: „Wenn du in die Stadt kommst, so frag nach dem Haus des Schultheißen, und dann zeigt man dir das höchste Gebäude, und da wirst du mich finden." „Hütte" oder „Stall" hätte er sagen sollen, meint Bebel *(34a).* „Es wird on zweifel ein statt wie Heubach seyn gewesen," schließt Kirchhof *(I. 191 Nr. 161),* „da fraßen die wolff den schultheissen auff dem marckt, und fielen die burger über die mauren, daß die zeun krachten" *(vgl. Martini Zeilleri Anfängliche Oerter Beschreibung deß Schwabenlands 295).*

Drum Ehre, wem Ehre gebührt! Ein Zunftmeister von Buchhorn, „einer kleinen und doch des Reichs freyen statt," kam nach Konstanz auf „der metzger trinckstuben". Da ward er „umb seines geringen ansähens und kleidung halber veracht und zu aller underst an ein tisch gedrungen. Solt es im nit wee thun? er hette gern darumb geredt, seines ampts und wirden ... gebürliche ehr gehabt, wolte doch nicht wie ein unverstendiger flugs herausser platzen, sondern bescheidenheit, die im nicht fehlen würde, in solchen dingen gebrauchen. Saß derhalben, den metzger zunfftmeister stäts ansähende, also, daß er im nicht ein aug verwendet; was derselbig redet und thet, mercket er mit großem fleiß auff, stellet sich mit allen affecten und geberden, als ob er daran höchstes gefallen trüge, sperret das maul auff und lachet, daß er gar erschüttert. Der metzger ersahe dise abentheur, ließ fragen, warumb der frembd also seltzam gebärete und lachet. Antwortet der von Buchorn: ‚Dieweil euere zunfftbrüder euch so grosse ehr, gehorsam und reverentz, gleich wie mir die meinen daheim, erzeigen — denn ich bin auch, mit urlaub zu melden, deß holtz, deß ir jetzt seyt, — gibt mirs ein freud, daß auch noch ander leut, gleich wie ich, in ehren schweben und wie billich geachtet

werden.' ‚A, seyt ir es?' sprach der Costantzer, ‚ich meint, du werst es gewesen; einem solchen mann gebürt nicht, unden an zu bleyben,' und hieß in bey sich oben zum tisch sitzen und machten darnach mit einander kundtschafft. Hett er zum ersten zu den obersten sich eyngemischt, wer er schamrot herunder gewisen worden, also aber ward seine erbarkeit, ja narrheit desto grösser an tag bracht" *(Kirchhof I. 192 Nr. 162. Bebel 33a).*

„Also thet auch ein schuster zu Hechingen, einem kleinen stettlin wirtenbergischs hertzogthumbs; wie der daselbst zu einem burgermeister erwelet und darnach gen Rotenburg am Neckar in ein gesellschafft zu sitzen kam, war niemand, der im mit billichem titel eins burgermeisters ehr erzeigte und zusprach, ward in solchs nit wenig verdriessen. ." Wie sie dann Wein probierten, sagte er: „Den wein kan man nit verbessern, und dürfft wol wetten, dieser und der wein, den wir, do ich neulich daheim burgermeister erwelt ward, truncken, weren an einem ort gewachsen.' Do erfuren sie erstlich, was für einen man sie bey sich hetten, sonst seß er noch wol unerkannt bey inen. O wie werden sie erschrocken seyn!" *(Kirchhof I. 190 Nr. 159. Lyrissimum 87 Nr. 187. Löffelstihl 51 Nr. 114).* Bei Bebel *(33b)* und Frey *(67 cap. 52)* geht die Geschichte aber noch weiter: „Nit lang darnach, als wein eingeht und gewonlich die witz außher schleicht, fieng der selbig burgermeister mit seinen mitburgern im zech an, also ein groß gebrecht und geschrey zu haben, das die anderen heimischen uff der stuben verdriessen thete, hiessen den stubenknecht im sagen, daß er das geschrey und wesen underlasen solte. Es geschahe, aber es halff nit, er machts ye lenger ye mehr und grösser. So sitzend aber nit weit von im zwen burger, die spielten im brett. Der ein under inen — ich gedenck, es was der, so das geld verlor — ward unlustig und sagt zu ime, er solte des groben, beurischen geschreys und wesens abstehn; was er für ein grober esel were, das mans im so offt undersagt hette, und aber nichts an ime helffen wolte. Der bauren- oder burgermeister sagt, was es in angieng; da säß er in seim zech mit seinen bur-

gern, was er im einzureden hett: summa, er wölt von ime unveracht sein, dann es gebüre im nitt. Der brettspiler fraget ihn, wer er dann were. Sprach er: ‚Ich binn der burgermeister von Hechingen.' Zu welchem der spiler anfieng zu lachen: ‚Ha, ha, ha, bistu burgermeister zu Hechingen, so bistu warlich ein närrischer, grober und ungezogner burgermeister. Wann du gesagt hettest, du werest der moren oder seu meister, das hett ich bey deiner unflätigen art ehe geglaubt. Ich muß bey dir gedencken, wann du der witzigst zu Hechingen bist, das die andern von not wegen närrisch leut sein müssen.' Name hiemit sein rock und zohe hinweg und ließ den burgermeister in seim geschrey fürfaren" *(So bei Frey; Bebel und mit ihm das Buch ohne Nahmen 331 Nr. 784 sind viel knapper).*

Ein köstliches Beispiel von Schultheißenhochmut bringt die Zimmerische Chronik *(II. 306, 29)*: „Dem burgermaister Freiburger (von Rottweil) sein seiner übergroßen hochfart und übermuet (wegen) vil seltzamer und lecherlicher handlungen begegnet." Einst sollte Graf Hermann von Sulz, „ain fromer, einfeltiger, kündischer mensch," in Rottweil das Hofgericht versehen. Beim Morgenimbiß verspätet er sich und läßt „die urthlsprecher sein ... ain guete weil warten. Indeß kompt graf Herman, der hofrichter, mit seinen dienern und den hofgerichtspotten .., satzt sich in seinen richterstuel, der hofschreiber gab im den stab, wie gepreuchlich, in die handt. So facht der Freiburger für sich selbs und ohne allen bevelch der andern urthlsprecher an zu reden, sprechendt: ‚Gnediger herr, was mainen Ewere Gnaden darmit, das sie meine herren... in diesem ungewitter und winterskelte so lang uf sich warten lassen?' Und als er mehr reden welt, richt sich graf Hörman uf, spottlechlendt, wie er dann sonst auch ain lecherlich angesicht het, und mit ainer langsamen, gespöttigen, honlechlenden stim sprücht er: ‚Es ist schad, lieber burgermaister, ich hab auch oft uf euch warten müeßen." [1])

[1]) Von demselben Bürgermeister erzählt die Zimm. Chron. II 289, 31: Die Rottweiler gaben einmal dem Grafen Rudolf von Sulz und dem Herrn von Zimmern ein Bankett. Der Bürgermeister erhebt

Aber nicht immer war der Bürgermeister so anspruchsvoll. Der Bürgermeister zu Schelkingen, berichtet die Zimmerische Chronik *(III. 352, 5)*, „der hieß Hanns Minderer, war ain guter frommer man, veteris instrumenti, und der keiner klaidung sonderlichen achten thete. Dieweil aber kurzlich darvor die von Ulm ein ordnung in der stat angesehen, das kain bettler sollte eingelassen werden, und aber der burgermaister von Schelkingen gar übel und zerhudlet war beklaidet, also das er aim betler vil änlicher dann eim zunftmaister hat geleichnet, do wolt in der portner zu Ulm nit einlassen, kannt inne nit, vermaint nit anders, dann es wer der gemainen bettler und landtstreicher ainer. Darum nach langem stritt do ließ man doch den guten burgermaister ein, doch mußt er zuvor anloben, das er in der stat nit bettlen wollte."

So unterwürfig und lammfromm sich der Schwabe seinem Bürgermeister nahte, ebenso dieser dem K a i s e r, wenn ihn der Weg durchs Schwabenland führte. Auch die Schildbürger erstarben vor des Kaisers Majestät. Was diesen bei dem hohen Besuch alles zugestoßen ist, das müssen sich die Schwaben auch nachsagen lassen. Auch die Bopfinger kamen dem Kaiser auf hölzernen „Meßgäulen" entgegen, denn sie sollten halb geritten, halb gefahren kommen *(B. V. I. 435. G. Schwab, Volksbücher I. 341)*. Auch sie schnitten weißes und schwarzes Brot in die Suppe, das weiße für den Kaiser, das schwarze für die Bauern; und einer, der dem Kaiser alle weißen Brocken wegfischte, mußte sie unter Anrufung des hl. Ulrich wieder hergeben *(B. V. I. 441. G. Schwab I. 342)*.

Die Schwaben taten sogar noch allerlei, was nicht im Schildbürgerbuch steht. Die Bopfinger wußten, daß der

---

sich und will eine Rede halten. „Wie er aber angefangen: ‚Wolgeborne gnedige herren', und auch sagen will ‚von Sulz und auch Zimbern', so ersicht er guete sulzfisch uf der taffel, die verirrten ine in seiner rede, das er sprücht: ‚Wolgeborne, gnedige herren sulz und auch visch . . ."

Kaiser saure Milch gern aß. Da beschließen sie, jeder soll, einen Milchhafen im Arm, zum Kaiser marschieren, der Bürgermeister voran. Wie sie vor dem Kaiser erscheinen, fällt der Bürgermeister, und die Milch ergießt sich über des Kaisers Füße. Die andern meinen, so seis recht, und werfen alle ihre Milchhäfen vor ihn hin, daß es aufspritzt *(B. V. I. 439)*.

Mehrfach ist der Schwank überliefert, wie der Rat einer Reichsstadt den Kaiser oder sonst einen Fürsten eine Strecke weit begleitet. So „in einer gewissen Stadt, die ohnedem wegen vielen angestellten Narrheiten berühmt ware," da sagen die Herren: „Gnädigster Fürst, wir wollen Euer Fürstlichen Gnaden nur bis an den Galgen begleiten, alsdann wollen wir schon wieder nacher Haus gehen" *(Odilo Schreger 548 Nr. 175. Nicht lokalisiert bei Ruckard 65 Nr. 58)*. Oder noch gröber, wie es Nefflen *(24)* erzählt: „Mit gnädiger Erlaubnis wollen wir so weit das Geleit geben, bis Euer Durchlaucht den Galgen dort auf dem Rücken haben." Der Herzog bedankte sich des Anerbietens, gab seinem Pferde die Sporen und rief ihnen zu: „Meine hochweisen Herren, das sei Ihnen überlassen!" *(B. V. I. 439 von Bopfingen berichtet)*.

Nun hat die Zimmerische Chronik wieder das Wort. „Wie es ain gespai bei unser zeiten mit denen von Buchen und irem burgermaister, also ist es vor jaren mit der statt Buchorn und iren burgermaister gewest. Von denen sagt man seltzame und lecherliche ding, die derhalben noch mer zu lachen, seitmals sie des gespeis sich annemen und domit ufreden lassen. Eins mals ist kaiser Friderich der drit von dem Etschland heraus in die vorland geraist und ... gen Buchorn komen." Da hat man lang über den Empfang beraten und endlich dem Bürgermeister aufgetragen, „die red zu thun und den kaiser von gemainer statt wegen mit den zierlichsten worten zu empfahen." So hält der Bürgermeister „neben überantwurtung der schlüssel zu der statt porten" folgende Rede: „Allergnedigister kaiser! meine herren von Buchorn haißen Ir Majestat wilkommen sein und schenken Derselbigen hiemit zehen

guldin gold zu ainer vererung in disem hüdelin verknüpft; da Irs nit glauben wellten, mögen Irs ufthon und zellen lassen. . ." Wie nun der kaiser in die statt kommen, ist er vor dises burgermaisters haus, darein er gelosirt worden, abgestanden; do ist der burgermaister abermals komen und hat dem kaiser ain große kluppete schlüssel (Schlüsselbund) gebracht und die überantwurt, mit vermelden, das seien die schlüssel zu ganzem haus, do mögen iezo Ir Majestat in alle cammeren und gemach kommen und kinden selbs innemen, was Sie wellen und Ir gefellig seie. Damit ist der burgermaister ganz unmüeßig gewest vorm kaiser und hat sich sovil bemühet, das im zu letst in den bucken und naigen ain zierlicher furz vorm kaiser entwüscht, dessen der kaiser und alle assistenten über alle maßen wol lachen mögen. Aber der burgermaister ist ab der unzucht, die er so offenlich begangen, dermaßen erschrocken, das er nit lang mehr vorm kaiser bliben ist, schamraut darvon dausset und hat sich dieselbig nacht nit mehr sehen wellen lassen. . .

„Von Buchorn kam bemelter kaiser gen Pfullendorf, do ward gleichfals beratschlagt, wie der kaiser zu empfahen und zu vereren, und sonderlich ward tractirt, das dem kaiser was seltzams wer zu schenken; dann gelt, silbergeschir, wilpret und fisch wer dem kaiser nit seltzam, würd im sonst hin und wider überflissig vereret. Hierauf gab der obrist zunftmaister den rat, in bedeucht gut sein, ain schene und neu wannen oder zainen voller gebachner guldiner schnitten, ufgehaufet, daran die aier nit gesparet weren, und alsdann mit ainem schneeweißen tuch überdeckt und dem kaiser presentirt. Diser ratschlag gefiel den alten und neuen burgermaister, auch gemainlich aim ganzen rat; darauf ward das present dem kaiser mit hohen eren überantwurt, der im sollichs auch wol gefallen ließ. Und ich glaub, sollich seltzam und abenteurlich present deren von Pfullendorf mit den gebachnen schniten seie zu oren komen deren von Buchorn; dann über etlich jar hernach, als kaiser Maximilian, kaiser Fridrichs son, von Costanz hinüber uf dem Bodensee gen Buchorn gefaren, do haben sie den kaiser

uf dem see gar stattlich empfangen, und damit sie in auch mit was seltzamen schenkinen vererten, do liesen sie, dann es war sommers zeit, ain zimlich ömelinbaum (Sauerkirsche) mit grund und wurzlen ußgraben, theten den in ain schiff ufrecht stellen, fueren damit dem kaiser entgegen und schankten ime denselben sampt den ömelein, die ufm baum standen, darauß hernach denen von Buchorn ain groß gespai erwachsen, das man noch darum waist zu sagen.

„Uf ain ander zeit do ist iezbemelter kaiser Maximilian abermals gen Buchorn komen... Do hat er vor seinem abschaiden daselbs zu Buchorn die burgermaister und eltesten für sich erfordert, denen was müntlich zu befelhen. Nun ist es aber selbiger zeit ain warm wetter gewest, und als sich die gwaltigen von Buchorn ußer befelch des kaisers ufm rathaus gesamlet, haben sie sich entschlossen, in der hitz ain gute knollenmilch, welches ain ebne speis für sie war, mit ainandren zu essen... Indess, wie sie in der besten zech, hat der kaiser eilends nach inen geschickt. Dem ist etwas von irem milchessen zu gehörd kommen und etwas vertruß darab, das er uf sie der liederlichen ursach halben warten müeßen. Jedoch, als sie fürkommen, ist im aller zorn vergangen, von wegen das sie, ab seiner bottschaft erschrocken, so heftig haben geilt, das sie zuvor nit so vil weil genomen und die bert hetten geseubert; sonderlich aber den burgermaister, die davornen im kartenspill gewest, sein ganze brückel von der knollenmilch in berten gehanget, welches dem fromen kaiser ... ganz lecherlich gewesen. Der eltest under den burgermaister hat die red gethon und sich, auch seine mitratsverwanten hoch entschuldiget ires langen ußbleibens. Der kaiser hat sich lachens kum enthalten künden, iedoch gesagt: ‚Ja, ja, es bedarf kains entschuldigens, ich siche wol, ir haben im bret gespillt, dann es hangen euch die stain noch in bärten.' Die guten leut erschracken noch wirs, griffen in ire bert und fanden, das der kaiser war hett, dann die milch blib inen in henden hangen. Dieweil aber der kaiser besorgt, das die umbstender ain ge-

lechter und gespai möchten treiben, daraus ain große confus erfolgt, do fieng er ain ander red an, darum er sie beschickt, und ließ sie mit allen gnaden widerumb abschaiden" *(Z. Chr. III. 352, 36).*

Die Walser im Allgäu rächen sich für so vieles ihnen von den Schwaben zugefügte Gespött mit folgender Geschichte. Wie einmal der Kaiser in einen schwäbischen Ort kam, zog ihm alles entgegen zur Gemeindegrenze. Nun wars so furchtbar heiß, und der kaiserliche Wagen noch nicht zu sehen. Da wollen sie alle noch schnell ein Bad nehmen, und dabei überrumpelt sie der Kaiser. Der Bürgermeister faßt sich zuerst und befiehlt, ihm alles nachzumachen. Wie er sich aber vor der Majestät verbeugen will, sticht ihn eine Bremse in den Hintern, und da schlägt er sich drauf, daß es patscht — und alle machens ihm nach *(H. Merkens S. 3 Nr. 1 nach Bopfingen verlegt, von Weber IV. 41 nach Schilda).* Später soll der Metzger, denn er konnte am besten von allen reden, beim Kaiser eine Entschuldigungsrede halten. Und er beginnt: „Majestät, ich bin der Metzger vom Dorfe, und diese da hinten" — hier weist er auf die Gemeindeväter — „sind meine Ochsen!" *(Reiser I, 502 f.).*

Wenn aber die Väter der Stadt Reutlingen sich einmal mit Händen und Füßen gegen einen kaiserlichen Besuch wehrten, so lagen da andere Gründe vor: „Als ... Fridrich der drit .. ein Nacht zu Reutlingen ... das nachtläger zu halten vorgenommen, haben im burgermeister, raht und gemeine daselbst semptlich entgegen geschickt, daß er, nachdem sie sich irer keyserlichen majestät reverentz und ehr zu erzeigen nicht in vermögens, auch mit keiner proviandt einen solchen hohen fürsten zu tractiren versähen, darzu ir statt von schlechten unzierlichen heusern gebaut were, von seinem vornemmen wolt abstehen, auffs aller underthenigst bitten lassen. Den keyser aber hat dise bitt nichts angefochten, sondern furt geritten, und wie er in das stettlin kommen, ist das pflaster versuncken gewesen, daß die pferd biß an die knie im dreck gangen

seyn; sol er zu seinen dienern gesagt haben: ‚Schauet umb Gottes willen, ob das nicht rechte fromme und treue leut seyn, die nicht gern wolten, das uns was übels widerführ, denn sie haben besorgt, wir würden in den tieffen gassen undergehen!" *(Kirchhof I. 50 Nr. 39. Bebel 17b. Zincgref I. 56. V. 3).* Der Volksmund hat in allerhand Ortsneckereien dies kaiserliche Reiseerlebnis noch vergröbert: Ebenso solls nämlich dem Kaiser in Bopfingen und Überlingen gegangen sein. In Bopfingen nahmen sie zwei Bretter und legten sie jedesmal dem Kaiser unter die Füße. Das hintere ward aufgehoben und wieder vorne hingelegt. Nun passierte es, daß einer das Brett wegzog, bevor der Kaiser ganz weggeschritten war, und er fiel in den Kot. Da schrie einer der beiden Bretthalter und -leger: „Heb du d' Sau uff!" ... In Überlingen sollen es Teppiche gewesen sein. Der Kaiser gab dafür einen „bischtôl, den der losschießen solle, der noch gröber sei als die Überlinger. Er sei immer noch geladen bis dato" *(B. V. I. 439).*

So wären wir denn beim groben Schwaben angelangt.

3. Der grobe Schwab.

Oh, ubi Suevorum mores!
Bebel, Triumphus Veneris.

„Wir Deutsche haben viel grobe Sprichwörter, aber gute Meinung," sagt ein Sprichwort. Es ist auch begreiflich: Was Ehrlichkeit und Einfalt gerade heraussagen, kann nicht immer höflich sein. Der Schwabe, der sich und seine Sprache von allem Neuen freihielt, hat sich auch keine Komplimente angeeignet. „Ein gewisser Zynismus," bemerkt Weber *(Briefe 175)*, „zeigt sich fast immer im Ausdruck und Betragen von Männern, die offen, kühn, bieder und energisch sind... Ein solcher Zynismus scheint auch in Schwaben zu herrschen, welcher Kleinigkeiten für Kleinigkeiten, Schein für Schein, Ziererei für Ziererei und Schwäche nimmt und Vornehmigkeit für eitel Hanserei und gros mots für mots schlechtweg." Ehrlichkeit und Grobheit gehn auch hier Hand in Hand. Zwar galten im Mittelalter mehr die Bayern als grob, die vielleicht noch urwüchsiger waren als ihre Nachbarn; und ein Sprichwort, eine gewaltige negative Instanz, sagte gar: „Der Bayer ist grob und ehrlich, der Schwab ist b'schissa und höflich" *(B. A. I. 100)*; aber auch die Schwaben wollten nichts mit Handschuhen anfassen, was eine derbe Bauernfaust auch leisten konnte. So heißt es in einer Augsburger Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts in einem Sprüchlein, das jedem Volk eine Eigenschaft beilegt *(Roth, Kleine Beiträge. 15. Heft, S. 257)*: „Also sprechen wir: die Walchen sindt ernsthafft, die Kriechen sindt leichtfertig, die in Affrica hynderlistig, die Gallos trätzig (trotzig), die Hebrayschen weise, die Schwaben grob, die Payren unsauber mit ihren Dingen." Im Jahr 1519 schreibt Dr. Ilsung in Augsburg an den Sekretär des Herzogs Wilhelm von Bayern: „Es ist ein

grob Volk hie, redet frei, last sichs nit ausreden. Ich hörs nit gern, aber es kanns niemand wenden, ich gehe je desto weiter von ihnen, damit ich solche und dergleichen Reden nicht höre" *(B. A. I. 100)*. Zwei Züricher Studenten, die sich im Jahre 1540 in Tübingen immatrikulieren lassen, nennen die Schwaben „invidum et rusticum genus hominum" *(Hartmann 29)*. Und sogar ein schwäbischer Fürst, Herzog Christoph von Württemberg, schreibt im Jahre 1553 seinem Hofmeister, er solle ihm Lattwerg schicken, „damit solhe gute lattwergen auch in dem groben Schwabenland zu machen gelernet möge werden". Gerade das Wort „grob" hat der Herzog selbst in das Konzept hineinkorrigiert *(Ernst, Briefwechsel des Herzogs Christoph von Württemberg II. 326 Nr. 397)*. Der „Politische Leyermann von Sincero Candidaeo" *(1683, 134)* bemerkt über „der schwäbischen Bauern Grobheit": „Man weiß gar wohl, daß die Bauren grobe Flegel zu seyn pflegen, und wen sie einmahl in ihre Jurisdiktion bekommen, selbiger kömmt schwerlich ohne blutigen Kopff wieder davon. Ich weiß mich noch zu erinnern, daß sie einsmahls in Schwaben einen Bettler über einer Henne, so er den Bauren heimlich entführen wollen, jämmerlich erschlagen. Item hat man nicht Exempel, daß im vorigen 30jährigen Kriege mancher rechtschaffener Soldate wol umb eines Bissen Brots willen von denen ungehobelten Bauren ist erschossen worden?" Auch Heinrich Sander, ein badischer Theolog und Gymnasiallehrer, findet *(Reisen, 1783. II. 436)*, „die Tyroler sind höflich und viel gesitteter als die Schwabenbauren. Sie ziehen vor jedem Fremden den Hut ab" *(B. A. XIV. 106)*.

Aber so benimmt sich eben der bescheidene, einfältige Schwabe, der sich seiner Rückständigkeit bewußt ist und, schon oft betrogen, wider seine Natur mißtrauisch wird. „In Schwaben", heißt es in Geilers Evangelienbuch *(f. 48a. B. A. I. 100)*, „laßt sich einer ee bezahlen mit einem hendlinshaller dann mit einem Strassburger haller, besunder wann er in nit kennt."

So stellt sich neben den dummen und den gemütlichen Schwaben der grobe Schwab, der in jenen „tenebrosis saeculis" ebenso bekannt war wie jene und daher auch mehrfach sprichwörtlich geworden ist, z. B.: „Warum säest du grobe Schwaben und nicht subtile? Das Erdreich trägts nicht" *(Simrock Nr. 9301, Wander IV. 406)*. Ein Spottlied auf den Grafen Wilhelm von Zimmern *(vgl. S. 44)* betitelt sich „Ein neu lied von einem groben Schwaben und unerfarnen kriegsman, auch wie er mit seinen stiefelhuren fassnacht gehalten. Anno domini 1581" *(abgedruckt bei Steiff 434 Nr. 99)*; es beginnt mit den Versen:

Merk auf, was will ich singen?
Von einem Schwaben frei,
ich glaub, daß in der ganzen welt
kein böser mensch nit sei;
wol in dem löblichen Schwabenland,
da ist er überal wolbekannt:
Guck, plaser, was ist das?

Die schwäbische Grobheit besteht zunächst in einer bewußten oder unbewußten Abneigung gegen alles Konventionelle und Feine, in hartnäckigem Festhalten am „Ländlich-Sittlichen". Bei ihnen ist Formlosigkeit Prinzip und gilt für wahre Natur. „Ich esse, sprach Hanß Thurnmeyer, wie ein rechter redlicher boyrischer Schwab; wo zu sollen mir sonst die Finger? wie kan mir der Salat wol schmacken, wan ich ihn nicht mit den Fingern esse? wan du die Hände gewaschen hast, was scheuestu dich, den Salat recht anzugreiffen?" *(Gesichte Philanders von Sittewald. Ander Teil. Erstes Gesichte. Nat.-Litt. 177)*. Und wozu einen Kamm nehmen, wenns die Finger auch tun? Wie die Rengershauser Bauern, um sich das Kämmen zu sparen, alle durch einen Dornbusch schlupfen, bevor sie in die Kirche gehen *(B. V. I. 454)*, so machts der Schwabe überhaupt: „Er sträIt sich mit dem schwäbischen Sträl," das sind die Finger und der Daumen! „Rouss, was kein Zins

geit, sagt der Schwabe und schneizt sich in die Hand," verrät das Sprichwort *(Küffner 86)*.

Noch im „Trompeter von Säckingen" heißt es:

> Es sind doch Teufelskerle, diese Schwaben!
> Ungehobelt sind sie alle
> und von grobem Schrot und Korn,
> aber in den eckgen Köpfen
> liegt viel Klugheit aufgespeichert ...

Und Friedrich Vischer sagt einmal: „Was ein rechter Schwab ist, wird nie ganz zahm."

Darum bückt sich der Schwabe auch nicht gleich vor vornehmen Herren. Das beweist die Geschichte von Hans Sparvöglin *(Zimm. Chron. II. 79, 30)*:

„Als anno 1499 der kaiser Maximilian den krieg mit den Schweizern ußer der statt Costanz het und das kriegsvolk zu ross und zu fueß ußer der statt füerte in das Schwaderloch, do machten die hauptleut die ordnung vor der statt. Under andern aber war ain edelman under inen, hieß Eck von Reischach, der war zu ross und macht mit seim pagen vil verwornus under den knechten . ., und mit dem do tritt er ain Möskircher knecht, ain waidlichen gesellen, hieß Hannß Sparvöglin, auf den fueß. Der war aber nit unbehendt, schlueg dem Reischacher mit seiner hellenbarten über die lauten, das er am satel hieng. Darauß ward ain großer lerman, dann die reuter woltens nit guet haißen; aber die knecht schoben den gueten Sparvöglin hünder sich, und ward die sach also verduschet."

Auf Messen und Märkten gabs gar leicht blutige Köpfe. Als auf der Kirchweih das Waffentragen verboten wurde, ließen die Bauern sich große Paternoster mit schweren Ringen machen, und „so warden mer lüt zu dot geschlagen von den pater noster, dan vor mit den geweren" *(J. Pauli 294 Nr. 62. Sommer-Klee 7 Nr. 3)*.

Ein zäher, dickköpfiger Schwabe war jener Korbmacher, der in dem Schwank des Roderich Benedix („Eigensinn") und

in der Posse unserer Liebhaberbühnen („Gott sei Dank, der Tisch ist gedeckt!") noch lebt, wenn die Verbindung mit dem Schwabenland nun auch vergessen ist. Hans Sachs hat den Stoff zweimal in einem Meistergesang, einen ähnlichen in einem Fastnachtsspiel *(Nr. 66)* dargestellt. Der Meistergesang lautet *(F. u. Schw. V. 70 Nr. 645. XXV. Nr. 3291. vgl. noch Montanus, Wegkürzer 48, 554, 571, 652 und Sinnersberg 122)*:

Von einem Körblemacher.
In Römers gesangweise.

Ein körblemacher in eim dorff im Schwabenland
macht ein sontag vor tag ein korb mit seiner hand,
sprach zu seim weib: ‚Lob Gott in seinem reiche,
Sprich: Gott sey lob, das dieser korbe ist gemacht!'
Sie wolts nicht thun, war eigensinnig, sprach ungschlacht:
‚Ist er gmacht, so sey er gmacht, gilt mir gleiche.'
Er sprach: ‚Mein liebs weib, mich gewer,
sprich: Gott sey lob, das der korb gmacht ist woren.'
‚Ist er gmacht, so sey gmachet er,'
sprach sie. Da ergrimmet der man im zoren,
das sie nicht sprechen wolt die wort,
und sie ein gute müh rauffet und schluge.
Die frau die schrey zeter und mord.
In dem sich ohn alles geferd zu truge,
das der pfleger von kirchen gieng
und kam zu diesem strausse,
fragt der ursach. Zu hand anfieng,
erzelt die ding
der körblemacher gar gering
von anfang gar durchause.

Der erste Bar möge genügen; der Meistergesang in seiner plumpen, langatmigen Form gehört lange nicht zu den besten des Hans Sachs. Der Kirchenpfleger erzählt dann zu Hause sein Erlebnis, und die Pflegerin sagt:

Lieber man,
wer ich gewest die körblemacherinne,
so het ichs warlich auch nicht than.

Jetzt wiederholt sich der Vorgang noch einmal, um schließlich gar noch in der Küche Reitknecht und Köchin zu entzweien. Hans Sachs hat damit auch mehr den Eigensinn der Weiber als die Starrköpfigkeit der Schwaben im Auge, wenn er mit den Worten schließt:

Also die eigensinnig art
an den trutzigen weiben,
die also halten widerpart
zu aller fart
iren mannen maulbendig hart,
mit streichen muß vertreiben.

Auch jener Tischler, der sich nachdrücklich den Herrschgelüsten seines Weibes widersetzte, war ein ungemütlicher Schwab. Von dem berichtet der „Recueil" im XXII. Hundert *(S. 42)*: „Jenes Weib sagte zu ihrem Manne, der ein schwäbischer Tischler war: ‚Es muß doch alles nach meinem Kopfe gehen!' Da warf ihr der Mann sofort Schüssel und Teller und was er sonst nur ergriff, alles nach dem Kopf."

Schwab und Schwäbin haben also auch handgreiflich mit einander verkehrt, drum gibt es bei ihnen auch keine übertriebene Gefühlsduselei. Wenn dem Schwaben die Frau am Karfreitag stirbt, so heiratet er, sagt ein bösartiges Sprichwort, noch vor Ostern wieder *(Wander IV. 407)*. Etwas milder sagt der Schweizer: „Es goht em wie dem Schwoob, wo-n-em d' Frau am Charfrütig gstorbe-n-ist; 's git wider en anderi, aber nit vor Ostere" *(Küffner 85)*. Und grad so ist die Schwäbin: Bebel *(42 b „De quadam muliere citissime nubente post obitum primi viri")* und Gast *(Q 6 b)* erzählen von einer Rotenburgerin, die ihren Mann ganz außer sich vor Schmerz zu Grab geleitet und noch am selben Tag einem Bewerber sagt, sie habe an einem Manne genug, warum er sie denn nicht früher gefragt

hätte? Auch die Schwäbin ist ihrem verstorbenen Manne nicht länger treu als die bekannte Witwe von Ephesus.

Aber grad derartige Kämpfe spielen sich überall ab, darum seien die weiberfeindlichen schwäbischen Sprichwörter und vor allem das gottlose Sprüchlein vom Ehemann, dem des Weibes Tod einen fröhlichen Sonntag schafft *(Birlinger, So sprechen 118 Nr. 1111, vgl. A. V. II. 199)*, hier übergangen.

Wer einem Schwaben zu nahe tritt, kann grobe Worte und Flüche an den Kopf bekommen. Zwar können alle Christen gottslästerlich schimpfen und beweisen eben dadurch ihr Christentum, daß sie so heidnisch fluchen *(A. V. II. 177)*; aber wenn an all dem, was jemals der Schwabe sich hat aufmutzen lassen müssen, kein Wort wahr ist, im F l u c h e n hat er seinen Mann gestellt. Das geht aus der Zusammenstellung im Wort- und Sachregister der Zimmerischen Chronik *(IV. 428 f.)* unwiderleglich hervor. Die fast dreihundert Jahre ältere Österreichische Chronik Gregor Hagens wußte das schon, wenn sie schreibt: „Die Swaben zugen auz vil Swebischer swür" *(Pez, Script. rer. Austr. I. 1099)*. Agricola bezeichnet als besonders kräftiges Kernwort: „Daß dich Gottes fünf Wunden schänden! — ich erschrick dafür, daß ichs nennen und schreiben soll. Noch ist der Fluch und Schwur gemein in Schweiz und Schwaben, unter den Landsknechten und Kriegsgurgeln" *(Schwabenspiegel 75)*. Allerdings standen die Schweizer und all das, was in den Landsknechtsscharen zusammenlief, nicht hinter den Schwaben zurück. Die frommen „Kuhmäuler" waren vielleicht gar die allerschlimmsten. Von denen sagt ein Sprüchlein, das aus der Zeit Karls des Kühnen stammt *(Stälin III. 580, vgl. Pfeiffers Germania I. 333, Anm. 109)*:

Und der rauhe Schwarzwald
brachte Bauern ungestalt,
die nit zu verachten sind,
dann sie halbe Schweizer sind
in dem groben Wesen.

Darum betont ja auch Agricola, dessen Urteil über die Schwaben schon Seite 63 mitgeteilt wurde, ihre Nähe bei der Schweiz *(Hartmann 36)*. Und doch spricht ganz im Gegensatz hierzu Kirchhof *(III. 166; IV Nr. 171. s. S. 198)* ein hohes „Lob der Eidgenoßschafft" aus, „daß sie mit humanitet alle andern übertreffen, hierauß schließlich und zu beweisen, daß kaum in eim land so viel frembde bettler und arme leut, sonderlich auß Schwaben, Elsaß, Lothringen etc. als in der Eidgenoßschafft umblauffen, darzu bewegt, daß sie, die Eidgenoßen, zu sagen pflegen, wie sie niemandt laßen hungers sterben." Die Schwaben selbst haben natürlich die Schweizer für die allerschlimmsten gehalten; denn von einem Schweizer sagt die Zimmerische Chronik *(I. 290, 33)*: „Es war darneben gar ain grober, unzüchtiger man, mit schampern und unlautern worten nach der Schweizer art und manier und sie noch diser zeit an etlichen orten in der Eidtgnoschaft im gebrauch haben."

Nur einige Beispiele für diese „saumäßige" Ausdrucksweise der Schwaben. Der „Maynhincklers Sack", eines der unsaubersten Schwankbücher, erzählt *(C 3a Nr. 18)*: „Einen Bauren in dem Dorff Willa, in dem Würtenberger Land gelegen, wolte einer trösten, dieweil ihm sein Weib und Kind gestorben in einem gemeinen Pestilentzischen Sterben, und als in der ander mit vielen Worten getröstet, sprach der Bauer: ‚Ja, ich hab allweg gehöret, was einer zum liebsten hat, führet der Teuffel am allerersten hin" *(nicht lokalisiert Zincgref III. 284)*.

„Einer aus Schwabenland," erzählt Zincgref an derselben Stelle, „war ein Zeit lang in frembden Landen gewest, zu dem kam einer seiner Landtsleut, den fragt er, was sein Vatter macht. Der ander antwort ihm, er were todt. Der ander: ‚Der Teuffel!' Aber weiter: ‚Wie ists mit meiner Mutter?' Der ander: ‚Auch todt.' Dieser: ‚Ey hundert Teuffel!' ‚Wie stehts mit meinen Brüdern und Schwestern?' ‚Alle tod.' Der ander: ‚Ey tausend Teuffel!' Endlich: ‚Was macht mein Hündlein?' ‚Auch tod'. Dieser: ‚Ey so trösts Gott in Ewigkeit."

Selbst angesichts des Todes, wo er das Fluchen abschwören

will, kanns der Blitzschwab nicht lassen: „Und wenn ih beim Ackerment nun noh an goziges moal schwör, so will ih grad in d' Höll na versinka!" heißts bei Sebastian Sailer.

Und trotzdem: mag sich der Schwabe auch in greulichen Worten Erleichterung schaffen: der schlimmste Fluch, über den er verfügt, ist so kindlich wie seine Einfalt. Ein Schwabe, so erzählt Zincgref-Weidner *(IV. 509)*, wollte sich anwerben lassen, „und als ihn der Hauptmann gefragt, ob er auch fluchen könne, hab er gesagt: ‚Ja.' Der Hauptmann: ‚So fluch dann.' Der Schwab: ‚Daß dich das Mäußlein beiß.' Der Hauptmann: ‚Das ist nichts geflucht, du dienest mir nicht,' hab ihn also abgewiesen. Der Schwab im hinweg gehen, weil er von den andern belacht, sagt, daß dich dieser und der etc. — alle Flüche, die er erdencken könt, und den Schwaben sehr gebräuchlich, mehr als gut, Gott besser es — hole. Der Hauptmann, diß hörend, rufft ihn zu rück und nahm ihn an. Wäre besser gewesen," meint Zincgref, der nach Art seiner Zeit immer noch moralisiert, „daß er ihn gefragt, ob er auch wol betten könt." Ähnlich fragt bei Aurbacher der Blitzschwab den Nestelschwab, ob er auch schwören könne, und er solle einmal einen recht höllischen Fluch tun. Da nahm er die Kappe ab und sagte: „Mit Verlaub, daß dich das Mäusle beiß!"[1] Und war dies sein größter Fluch, den er wußte *(V. I. 164)*. Ebenso gutmütig und unschuldig in all seiner Schneid ist der schwäbische Lieblingsfluch „Potz Blitz!", der ja dem Blitzschwaben zu seinem Namen verholfen hat *(Weber, Briefe I. 106)*. Der wußte allerdings noch kräftigere Stoßseufzer!

Sein Gegenstück ist der häßliche Muckenschwab, der bei Seb. Sailer in den „Sieben Schwaben" vorkommt, von Aurbacher aber zum „Afterhelden" degradiert worden ist. Dieser ekelhafte Geselle stellt sich bei Sailer im 4. Auftritt des 2. Aufzugs vor: „Ih bin an Muckaschwoab und scheiß älle andere an."

[1]) Auch in andern Gegenden Deutschlands kennt man übrigens diesen Fluch, z. B. im östlichen Hessen, s. Vilmar, Idiotikon von Kurhessen, 1868. S. 264.

Und dieses Wort führt er ständig im Mund: „Die Ungarisch Sau kan nointz als scheissa," sagt der Schultheiß entrüstet. Und ebenso wird der Name erklärt in den „Abenteuern der sieben Schwaben" von Hans Freimund *(1855, S. 7)*: „Die genannten Leute hatten die spaßhafte Gewohnheit, jedem, der sie ärgerte, zu sagen: Ich schmeiß dich an! Da nun aber die Mücken oder Fliegen bekanntermaßen die unverschämte Gewohnheit haben, jede Person oder Sache ohne Unterschied mit ihren schwarzen Pünktlein zu verzieren, so hat man daraus richtig geschlossen, daß jenen Schwaben .. mit Recht der Name Muckenschwab .. gebühre."

Flüche kommen aus einem Herzen, das ihnen entspricht. Was hierüber die alten Schwankbücher erzählen, ist derb genug, wenn man auch einer grenzenlos ungenierten Zeit manches nachsehen muß.

Es kann nicht bloßer Zufall sein, daß Hans Sachs in dem Schwank „Die zwelff dreck" den größten ins Schwabenland verlegt: „der erst leit in dem Schwaben lant zu Wangen." Auch der zweite befindet sich noch auf schwäbischem Gebiet, nämlich „an dem se zu Kostnicz" *(F. u. Schw. III. 158)*. Wie Schwaben, Bayern und Franken dann vor dem Kaiser um den Preis der Grobheit ringen, siegt allerdings der Bayer, aber der Schwabe ist wenigstens tapfer unterlegen. Das nach unsern Begriffen schauderhafte Machwerk des Hans Sachs, „Die plaben hüet" *(XXV Nr. 2915. Dresdner Hs. M 186, 214b „Schwaben, Bayern und Francken Zanck")* ist hier abgedruckt *(nach Hs. M 5, 874)*:

In der Spruchweis Hans Sachsen.
Schwaben, Baiern und Francken Zanck.
1548, Hans Sachs.

I.

Schwaben, Baiern und Francken
deten vor jaren zancken,
idertheil in den dagen
die blauen hüt wolt dragen,

vermeint, die andren zwene
solten ir müssig gene.
Do zsam stiessen die grenzen,
auf kirchweih und ann denzen
sich die drei part zerdrugen
und offt ein ander schlugen,
theten gar grausam wüten
ob disen blauen hüten.
Eins mals theten die alten
Baiern rath darob halten,
mit ein ander beschlussen,
von idem theil auß schussen
ein bauren zu den dingen,
solten ein urtheil bringen
und sie zum Keiser senten,
doch nit mit leren henten.

2.

Der Franck bracht im, auf glauben!
ein koczen (Wolldecke) vol wein drauben,
ein sack mit nüß der Schwabe,
der Baier im zur gabe
ein schaff mit kraut det schencken,
im besten sein zu dencken.
Ider sein sach für brachte.
Der Keiser irer lachte,
det den groben gesellen
ein solches urtheil fellen,
sprach: ‚Welcher auß euch dreien
vor mir und meinen freien
Machet das gröbste stücke,
der selbig sol mit glücke
macht haben nach den dagen
die blauen hüt zu dragen,
er und al sein landsleute.

Den andren ich verbeute
blab hüt, zotet und stutzet
bei rot nestel ein dutzet!'

3.

Nach disem bescheid wider
hauchet der Franck bald nider
und schiß ein grossen hauffen.
Bald thet der Schwab zu lauffen,
klent (knetet) den dreck mit den henden
wait auß an allen enden.
Nach dem der Beier kame,
raspt den dreck wider zsame,
in alen samen frasse,
der voll kirsch keren wasse.
Der Keiser urtheil fellet
und dem Baier zustellet,
Als dem grobsten, den blauen
hut macht zu dragen haben.
Drum wo noch in den dagen
Schwab oder Franck ist dragen
ein zotet blauen hute,
zu buß er dragen thute
zwelff rot nestel dar innen,
wie wir es deglich finnen.

Zwei nicht besonders feine, aber in ihrer Derbheit doch humorvolle Geschichtchen mögen zeigen, wie unbefangen mancher Schwab sich über Menschliches, Allzumenschliches äußern konnte *(Zincgref IV. 278 nach Bebel 27a. Frey 134 cap. 118. Kirchhof I. 189 Nr. 158)*:

„Ein Rathsherr in Schwaben.

„In einer Statt in Schwaben ward in dem rath ein wichtige sach berathschlagt. Einer von den Herren stunt uff und sagt: ‚Meine meinung geb ich dem forstmeister; was er raht, soll mir auch gefallen, ich mus hinaus gehen und bruntzen,' gieng

also hinauß zu bruntzen. Als er aber wolt wider in rath kommen, ward ihm die rathstell benommen. Dahero das Sprichwort entstanden: Herren, was der Forstmeister wirdt erkennen, wil ich auch erkant haben, dann ich muß hinauß gehen bruntzen."

Schon im „Ring" des Heinrich von Wittenweiler[1]) findet sich eine Anspielung auf diese Geschichte, wenn *(S. 165)* bei der Hochzeit jemand sagt:

Ich wil gen smeyssen gen,
ich chum her wider, paytend hie!

In Hagens „Narrenbuch" *(75)* fehlt die Pointe, da heißt es nämlich: „Derselbe stund auf und sagt, er rate eben das, so sein Vetter raten werde, ging also mit Verlaub hinaus aus der Versammlung, vielleicht um sich zu räuspern."

Ein Rottweiler Bürger sollte vor dem Erzherzog Sigismund eine Rede halten; wie er anfangen wollte, begegnete ihm das Unglück, daß er „magnum ventris crepitum edidit." Aber geistesgegenwärtig drehte er sich um und sagte zu dem unwillkommenen Sprecher: „Entweder redet Ihr oder ich!" *(Bebel 39b. Fasciculus 128 V. 5. Gast E 3b. Langius 358 Nr. 159. Ruckard 281 Nr. 179, vgl. Weber XII. 178).* Dazu gibt es folgende Variante: Ein Ulmer Ratsherr kommt als Gesandter zur Erzherzogin Mathilde. „Und under der oration und rede empfur im, ich waiß nit was, die Kochersperger nennends ein furtz. Er bewegt sich nit darumb, sunder redt sein werbung für sich. Die fürstin nam sich dessen nit an, als ob sie es gehört hette. Die junckfrauen aber, die hinder der fürstin stunden, lachtend und sahend einander an. Gleich bald so laßt auch ihren eine vor lachen, das sie nit verbeissen kundt, ein junckfrauen fürtzlin, das es knalt. Als das der

[1]) Wittenweilers ‚Ring' ist im Thurgau entstanden. Der v. 5992 angeführte Neckar ist das toggenburgische Flüßchen Necker, nicht der schwäbische Neckar. Bächtold, Gesch. d. deutschen Litt. der Schweiz 182ff. Bleisch, Zum Ring Heinrich Wittenweilers. Hall. Diss. — gegen Uhland VIII 368.

burgermeister hort, sagt er: ‚Wolan, lieben junckfrauen, lassends in der ordnung herumher gehn! Wann mich dann die zal begreiffen würt, so will ich wider anheben!" *(Frey 116 cap. 100. Nachw. S. 254. Bebel 43a. Kirchhof I. 152 Nr. 121. Nachw. V. 40).* Im „Fasciculus" *(129 V. 6)* findet sich dazu der lateinische Vers, der wohl aus einem unbekannten Reimschwank herrührt:

„Pergite Pierides, quando me tetigerit ordo,
iterum recipiam."

Auch Fischart ist über das seltsame Ereignis unterrichtet *(Gargantua 245)*: „Oder wie das Frauenzimmer des Ulmischen Fartzenden Legaten lacht, da er den Furtz hieß herumbher gehn: ir finds ins Bebels Bibel." In der Zimmerischen Chronik *(I. 532, 5)* hilft sich Graf Sigmund von Lupfen mit ähnlicher Schlagfertigkeit aus der gleichen Lage. Es ist gewiß auffallend, daß diese beiden Schwänke nirgends vermischt werden; es muß also jeder für sich entstanden sein.

Vielleicht sprechen diese beiden Anekdoten mehr für den gesunden Witz des Schwaben, der sich nicht aus dem Konzept bringen läßt, als für seine Grobheit. Aber wie derb unflätig er sich nach dem Glauben des Volkes ausdrücken konnte, beweist der Schwank des Hans Sachs vom böhmischen Schwaben *(F. u. Schw. IV. 113. XXV nr. 2047. Dresdner Hs. M 9, 989. M 186, 216; von Frey 126 cap. 110 einem welschen Maurer in Allenweiler beigelegt)*, mag ders nun von den Böhmen erst gelernt oder schon vorher gekonnt haben.

Der pehemisch Schwab.
In der zuegweis Frauenlobs.

1.

Zu Prag da war ein Schwab ein virtel jare
und lert die pehemischen sprach.
Nun war ein kürsner dare,
der war ser arm, alt unde schwach,
der machet nichs, den der rauchen pelcz decken.

Dieser kürsner der machet auf ein male
dem Schwaben umb ain halbes schock
ein deck, war kurcz und schmale
und stanck nach der pais wie ein pock.
Und als der Schwab die decke kunt erschmecken,
Sprach er: ‚Pfuch! Pfuch! Was hast gemacht?
Wer kan pey diesem ueblen gstanck peleiben?'
Der kürsner sprach: ‚Schweig! Heint zu nacht
feist waidlich drein, so thuest den gstanck vertreiben.'
Die sach war schlecht; der Schwab sich leget nider.
Die deck war zu schmal und zu kurcz,
da kam der Schwab früe zu dem kürsner wider

2.

Und pracht die deck, wolt sein gelt wider haben,
sprach: ‚Sie ist mir zu kurcz und schmal'.
Da antwort er dem Schwaben:
‚Ich wil mit dir ins richters sal,
vor dem muestu mich pehemisch verclagen.'
Sie kamen dar, da sprach: ‚Pane richtersi',
der Schwab, ‚ich clag guet pehemisch
ueber diesen kürsnersi,
hat sie mir gemacht aus gaisisch
ein hüell, ist mir zu schmal, thu ich ansagen.
Und wen ich mein arß decke zu,
so lecti meiner frauen ars gancz plose.
Deckt den mein frau ir arse fru,
da lecti mein ars plos, das ich erfrose.
Darumb schaff, das er mir mein wetsch geb wider,
und das dir auch pocz marter schent!'
Darmit warff er die deck dem kürsner nider.

3.

Der richter det des dollen Schwaben lachen,
das er rett so guet pehemisch,
und mitelt in den sachen,

das noch drey gueter gaisfel frisch
dem Schwaben würden an sein deck gestochen.
Also sie paid von dem richter abschieden.
Drey gais er an die deck im sties.
Des war der Schwab zu frieden,
rümbt sich pey idermon gewies,
er het guet pehemisch glert in zwelff wochen. —
Also noch mancher wirt zu spot:
Wen er ain hunt jagt durch das welsche lande
und welsch lert fordren wein und prot,
so maint er den, er küenn gut welsch zu hande,
und prangt darmit, wie mit dem schwancz der pfabe.
Und wen mans pey dem liecht peschaut,
so kan er welsch wie pehemisch der Schwabe.
Anno salutis 1546, am 5 tag Julii.

Wie stand es da mit der Sittlichkeit der Schwaben? Schon die mehrfach angeführte Eschenburgsche Priamel sagt von ihnen *(s. o. S. 57f.)*:

Vor allen landen sie doch geben
buben, henker, gemeiner weiber leben,

und Fischarts „Gargantua" bestätigt *(S. 32)*: „So ist die gemein sag, Schwaben geb der gantzen Welt genug Huren." „Ein Fähnlein Schwaben, die kein Huren haben," gehört zu den unmöglichen Dingen, und „die Schwaben buhlen schon im Mutterleib miteinander," behauptet der Volksmund *(Wander V. 1720)*.

Es ist bezeichnend für das deutsche Mittelalter, daß es hier auf die Sünden der andern mit dem Finger deutete und frischweg den Schwaben etwas vorwarf, was bei ihm um kein Haar besser war. Bekanntlich ist es eine der schwierigsten Fragen aus der deutschen Kultur- und Sittengeschichte, wie die beiden Gegensätze, härteste altrömische Sittenstrenge und vollständige Sittenverderbnis, die beide nebeneinander und zur selben Zeit sich finden, abzuwägen sind, und wie man darnach

die sittlichen Zustände des 15. bis 17. Jahrhunderts zu beurteilen hat. Keinesfalls darf man vorzeitig ein Verdammungsurteil über das „dunkle Mittelalter" aussprechen. Bei den Geschichtchen vieler Schwankbücher, vor allem auch der Zimmerischen Chronik, tröstet der derb kräftige Humor und die offene, gesunde Art der Erzählung über das Unsittliche hinweg. Das freie Treiben in den alten Badestuben, das unserer allzu prüden Gegenwart recht verfänglich erscheint, ist in jener natürlichen Zeit mit unschuldigeren Augen betrachtet worden, wenns auch gewiß nicht immer sauber zugegangen ist. Aber was soll man dazu sagen, daß bei der Anwesenheit Kaiser Friedrichs III. der Frankfurter Rat den Bürgern ans Herz legte, ihre Töchter und Dienstmädchen abends nicht mehr ausgehen zu lassen! Oder daß Kaiser Maximilian I., der „letzte Ritter", mit einer ganzen Koppel von Dirnen, die sich an seinen Kleidern und am Schwanz seines Pferdes festhielten, in Regensburg einzog *(Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter. Neue Folge 259 ff.)*. Und da sollte es in einem Landstrich noch besonders schlimm aussehen! Das haben die Deutschen auf die Schwaben abgewälzt, weil es eine Beruhigung für sie war, den Nebenmenschen mit der eigenen Schande beladen in die Wüste hinauszuschicken. Deshalb dürfen auch die folgenden Ausführungen nur als ein Teil mittelalterlicher Sittengeschichte genommen werden, denn es war überall gleich schlimm. Die Ulmer haben Kaiser Sigismund ins festlich beleuchtete Frauenhaus geführt, aber derselbe Kaiser bedankt sich beim Rat der Stadt Bern, daß sie sein Gefolge in derselben Anstalt zechfrei gehalten habe. Hat man im Jahr 1527 in Ulm selbst verheiratete Frauen an jener Stätte antreffen können, so haben es die Frauen aus den vornehmsten Lübecker Kreisen nicht besser gemacht. Und weitere Einzelheiten lassen sich aus der Sittengeschichte jeder Stadt in Menge noch beifügen.

Und doch hat Bebel, also selbst ein Schwabe, ausgerufen: „Oh, ubi Suevorum mores!" Auch in der gewiß nicht engherzigen Zimmerischen Chronik ertönt dieselbe Klage über die ent-

sittlichten Zustände im Schwabenland *(II. 78, 38)*: „Also auch ist von vil jaren her ain sollich gemain frauenhaus zu Messkirch gewesen in der undern statt an der ringkmaur an der Ablach. Bei zeiten aber und regierung herr Johanns Wernhers ... ist ain solichs verwegens und frechs wesen bei etlichen weibsbildern zu Mösskirch worden, das die armen huren im frauenhaus sich nit mehr erneren künden, sonder haben ir haus sampt der muetter verlassen und haben, wie man sagt, ein fatzenetlin an ein stecken gepunden, damit sein sie mit fliegendem fendlin ußer der statt gezogen. ... Und bedarf man ains sollichen haus diser zeit gar nit, ein solliche große leuchtfertigkait ist in der welt." Eine zweite Stelle, wo ein Heilmittel gegen Bruch genannt wird, gilt wohl den damaligen Zuständen überhaupt *(II. 339, 34)*: „Alsdan sol ime ein jungfrou, die noch rain seie (darum muß man gemainlichen junge kinder dazu nemen) iden morgen" usw. Bebel und die Verfasser der Zimmerischen Chronik beginnen eben in ihrer Klage mit dem, was ihnen am nächsten lag, mit der eigenen Heimat, wo ihnen so vieles mißfallen mußte.

Oh, ubi Suevorum mores! Längst ist die Zeit dahin, da ein Fahrender, der „durch ferne Lande zog" und nun „er zählet mancherhande, wie er die Mägdlein fand," von den Schwäbinnen sagte *(J. M. Böhme, Originalgesänge von Troubadours und Minnesingern des 12.—14. Jahrhunderts. Mainz, Schotts Söhne. Nr. 10. „Lied eines Fahrenden." 14. Jahrhundert)*:

Im Schwabenland das Mädchen
sitzt fleißig bei dem Rädchen,
bleibt treu auch in der Fern —

Und jenes „schön neu lied" aus dem bekannten Ambraser Liederbuch (1582) ist seinem Inhalt nach veraltet, wenn es rühmt *(S. 379)*:

Nun ist es noch ein wahres wort,
das ich mein tag an keinem ort

so schöne jungfrauen hab erkant
als in dem Wirtenberger land.
Sie han mein hertz, glaub mir ohn schertz,
gebracht offtmals in grossen schmertz.

Hier singt ein Dichter von seinen persönlichen Liebesfahrten; er steht nicht im Banne des Vorurteils, das die Zeit gegen die Schwaben hegt. Dies Vorurteil hat die Schwäbinnen „gemeinklich alle" zu Huren gemacht *(Lindener 90 Nr. 31)*. Doktor Faust, heißt es im Volksbuch von 1587 *(S. 105)*, „fuhr inn viel Königreich mit seinem Geist, darmit er alle Weibsbilder sehen möchte, deren er 7 zuwegen brachte, zwo Niderländerin, eine Ungerin, eine Engelländerin, zwo Schwäbin und eine Fränckin, die ein Ausbundt deß Landes waren; mit denselben Teuffelischen Weibern triebe er Unkeuschheit biß an sein Ende." Auch Ayrer nennt „Weibspersonen wolbekand auß Schwaben, Francken und Engelland" *(Dramen, hsg. von A. v. Keller, IV. 2372, 2)*; die Schwäbin allein kommt in einem obszönen Fastnachtsspiel vor *(A. v. Keller, Fastnachtsspiele I. 93)*.

Wie im Jahr 1420 zu Venedig die Frauenhäuser wieder eingeführt wurden, machte es der Senat deren Unternehmern zur Pflicht, die Mädchen aus anderen Ländern kommen zu lassen, und die Aufkäufer, die alljährlich ausgeschickt wurden, wandten sich insbesondere nach Schwaben, wo sie reichlich fanden, was sie brauchten *(Kriegk II. 317. Ploß, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde I. 548)*.

Besonders berüchtigt waren aber die Stuttgarterinnen, „die sind umb ain klain gelt zu bekommen" *(Montanus 164, 18)*. In Montanus' „Gartengesellschaft" *(S. 323 cap. 61)* heißt es ebenso: „Ein gute Stutgarter junckfrau dienet auff ein zeit in einem dorff bey einem bauren. Ich waiss nicht, wie kuppelig sie sich gestelt oder umbthon hat; das waiss ich wol, das ihr der baur und des bauren sun ir all beid holdt wurden ..." Die „Stuttgarter Jungfrau" kehrt

sogar in einer Augsburger Schmähschrift gegen den „Wegkürzer" des Montanus wieder, die Bolte ebenfalls abdruckt *(S. 466)*: Hier wird behauptet, Montanus — „der stockhfisch" — sei wohl der Meinung, „das edel zichtig junckhfrauen die obgesetzten und dem buech einverleibten groben bossen ohn allen scham wol lesen migen; das haist aber Stuttgartter junckhfrauen gezogen ..." Birlinger *(A. I. 93)* berichtet aus einem gewissen L. Fries *(f. 45a)*: „Aber etwan und gmeynklich begibt sichs, das etlich Stuotgarter Junkfrauen, so sy über das Böglin gesprungen seien, ire kupplerin zum Arzt schicken mit dem seych, dieselbigen wöllen dan wissen, ob dise oder yhene schwanger sei." Und noch zu der Zeit, wo Heinrich Heine sagte: „Es ist schwer, in Stuttgart nicht moralisch zu sein," bestätigt Karl J. Weber nochmals die üble Nachrede des 16. Jahrhunderts, ja es ist sogar nur noch schlimmer geworden *(Briefe 177)*: „Schwäbinnen sind verliebter Natur, und das mag einigermaßen entschuldigen, daß zu Stuttgart das fünfte oder sechste Kind unehlig sein soll, früher nur das vierzehnte und zu Anfang des 18. Jahrhunderts gar nur das fünfundvierzigste."

Vor den Tübinger Mädchen und den Ulmer Frauen warnt schon ein Verslein des 15. Jahrhunderts *(Darmstädter Hs. 2225, geschrieben 1410, bei A. Schultz I. 5)*:

Huet dich vor Rottenburger rette
und vor Tuwinger kelre
und vor Ruttlingere rossen
und vor Ulmer wiben,
wiltu by glück und seld bliben!

Dasselbe spricht auch folgende Priamel aus *(Wander IV. 1352. Uhl 429, vgl. 523)*:

Wer kommt von Tübingen ohne Weib,
von Wittenberg mit gesundtem Leib,
von Ingolstadt ohngeschlagen,
der kann von grossem Glück sagen.

Dafür war Tübingen aber auch Universitätsstadt, wo es lustig zuging. „Zu Tübingen, sagt Henrichmann, wird wenig Gelds bald verzehrt sein" *(Fischart, Aller Practick Großmutter. Lyrissimum 284 Nr. 395. Wander IV. 1352).* Und die Ulmerinnen sollen nach dem Urteil von Kennern die schönsten Schönen Schwabens sein. Karl J. Weber bestreitet das allerdings, die andern Schwäbinnen seien auch schön *(Briefe 262),* und den Vogel schießt L. Aurbacher ab, wenn er meint *(V. I. 148),* „die schwäbischen Mädle seien „alle schön, ausgenommen die wüsten".

Was an den Schwabenmädchen besonders geschätzt war, verrät Bebel *(89b)*: „Quae mulier omnibus naturae dotibus praedita sit. Ea mulier omnibus dotibus naturae et forma praedita est, quae habeat caput ex Praga, ubera ex Austria, ventrem a Gallia, dorsum ex Brabantia, ex Colonia Agrippina alba crura et manus, pedes a Rheno, pudibunda ex Bavaria et nates ex Suevia." Das übersetzt Johann Fischart im „Gargantua" *(112; vgl. Facetiae 253)* folgendermaßen:

Den Kopff von Prag, die Füß vom Rein,
die Brüst auß Österrich im schrein,
auß Franckreich den gewelbten Bauch,
auß Baierland das Büschlein rauch,
Rucken auß Braband, Händ von Cölln,
den Arß auß Schwaben küßt ir Gselln.

Der „Recueil von allerhand Collectaneis" *(1720. IX. 47)* enthält ein ähnliches Verslein, das aus einem über hundert Jahre alten Straßburger Stammbuch herrühren soll:

Ein schönes Weib von Wunsch, ich sag',
soll haben ein Haupt aus Prag,
zwo Brüstlein aus Oesterreich,
ein Bäuchlein aus Franckreich,
zwo Auglein aus Brabant,
von Cöln zwo weisse Hand,

zween Füßlein von dem Rhein,
Aus Bayern soll die vulva seyn,
der Podex aus Schwaben,
so ist sie wehrt aller Gaben.

Noch Webers „Demokrit" will das unterschreiben, so weit es Schwaben betrifft. Die ideale Frauenschönheit in dieser Art aufzubauen war ja dem Mittelalter ein beliebter Stoff. Achtzehn Schönheiten muß die Jungfrau haben *(H. Sachs, F. u. Schw. I. 1. IV. 311. Keller V. 176).* So findet sich auch Bebels Sprüchlein in zahlreichen Fassungen, die wohl auf ältere Zeiten zurückgehen. Die Sterzinger Miszellaneen-Handschrift, die dem 14. Jahrhundert angehört, bringt eine ausführliche Zusammensetzung, wobei Schwaben auch viel besser abschneidet *(Wiener Sitzungsber. 54, 321)*:

Von Prag ein haupt aus Pehamlant,
von Frankreich ein prust daran gesant,
von Brabant zwai hendlin clar,
die nemen neur der seiden war,
zwai prüstlin von Kärnden her,
die sind wechß (hart) recht als ein sper,
und ein pauch von Osterreich,
der ist eben und geleich,
ein mündlin rot aus Preussen gewachsen,
zwei augen clar dort her von Sachsen,
von Meissen zwai armlein planck,
von Swaben ein hübscher minnesanck,
ein weisseu chel von Duringen,
ein gutes hertz von Sibenpurgen,
zu Florenz einen wehen tritt,
die an der Etsch haben hubschen sitt,
und ein ars von Polan,
von Pairn ein gute fut daran,
zwen fuoß von Köln am Rein:
Das möcht ein schöne frau gesein.

Wie auffallend ist hier der Wechsel der schwäbischen Attribute! Das war eben die Zeit, wo der Schwabe und damit auch die Schwäbin noch etwas galten im deutschen Reich. Aber es gibt noch mehr solcher Aufzeichnungen. Eine von Eschenburg *(397)* und Menzel *(Deutsche Dichtung II. 24)* abgedruckte Priamel reicht ebenfalls nahe an die Zeit der alten Schwabenherrlichkeit heran, indem sie die schwäbische Sprache als die schönste hinstellt:

Ein weib nach hübschheit als ich sag,
müßt haben eins weibs haupt von Prag,
ein büschlein von einer von Frankreich
und zwei brüstlein von Oesterreich,
ein kehl und rücken von Brabant,
von Kölln weiber ihr weisse hand,
zwey weisse füßlein dort her vom Rhein,
von Bayern soll der sitten seyn,
und die red dort her von Swaben:
so thäten sie die frauen begaben.

Eine Priamel, die Höfler *(Ritter Ludwigs von Eyb Denkwürdigkeiten 1849, 125 Anm. 14)* dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg zuweisen wollte, weil sie sich in seiner Briefsammlung befand, lautet *(A. Schultz I. 5)*:

Ein haubt von Prag aus Beheimerland,
zwei brüstlein von Kernten dargesant,
von Osterreich ein beuchlein,
zwee hand von Köln, vom Rein
zwen fuß, von Swaben guten gang,
die sprach von Augspurck,
ein gesicht aus Franken von Würzburg,
den mund von Bamberg,
zu ihm ronberg (?) als man des begert,
und ein ars aus Polland
und ein fud von Baiern daran:
Wellich frau hat also guten leib,
das wer ein wunderschönes weib.

Gar nichts verdeutlicht den Wechsel der Zeiten so sehr wie dieser Wechsel der Attribute: Schwaben, einst das Land des Minnesangs und der edeln Rede, ist jetzt das Land der — —

Küffner bringt *(59 Nr. 253b)* ein weiteres Gedicht der Art, das gegenüber der Sterzinger und Eschenburgs Priamel eine mehr neutrale Stellung einnimmt. Sonst schließt sie sich meist der Sterzinger Priamel an:

Eine hut von Bŏhoimland
und zwei ärmlin von Brawant
und zwei brustlin von Swaben her,
die wangen als von Sper (Speyer),
und ein buch von Osterrich,
der ist slichte und gelich,
und ein ars von Polen,
sam ein bairisch fut daran,
und zween füess von dem Rhin:
das mocht ein hübsche wirtfraun sin.

In ganz ähnlicher Fassung im Liederbuch der Klara Hätzlerin *(S. LXVIII Nr. 7, vgl. auch R. Köhlers Kleinere Schriften III. 32)*:

Ein houbet von Beheimer lant,
zwei wîziu ärmlin von Brâbant
und ein brust von Swâben her,
von Kernten zwei tütlîn ragent als ein sper
und ein bûch von Oesterrîch,
der da waere sleht und glîch,
unde ein ars von Pôlan
und ein beirischiu fut dar an
und zwei füezlin von dem Rîn:
Daz möhte ein schœniu frouwe sîn.

Ebenfalls neutral ist ein Vers aus dem schon erwähnten „Maynhincklers Sack", wo wieder neue Kombinationen sich finden. Hier heißt es, nachdem der Inhalt der Verse erst in Prosa mitgeteilt wurde *(f. 2b)*:

Von Prag der Kopff, auß Osterreich
die Brüstlein runde auch deßgleich.
Auß Franckreich den gewelbten Bauch,
von Franckfurt das Büschelein rauch,
die weissen Bein auß Schwabenland,
den Rücken aber auß Braband,
deßgleichen auch die Händlein zart,
der Ars von Küß (Kissingen) zur Sackpfeiff ward,
verehrt den Bulern in gemein:
Wer wil, mag wol da frölich seyn.

Nur der Vollständigkeit halber sei noch ein italienischer Spruch angeführt, der die einzelnen Schönheiten aus ganz Europa zusammensucht und dabei den Schwaben übergeht *(Küffner 48 Nr. 200)*:

Vlämische Hüften und deutschen Rücken,
Genueser Fuß und slavisches Bein,
französischen Witz und spanischen Gang,
aus Siena das schöne Profil und aus Venedig die Brust,
Augen aus Florenz, goldnes Haar aus Pavia,
Wimpern aus Ferrara und Bologneser Haut
und aus Verona die kleine, schöne Hand.
Aus Griechenland die edle Bewegung und die Muttermale,
aus Neapel die Zähne und aus Rom den Anstand
und die zierliche Art aus Mailand.

Doch zurück zur Schwäbin. Auch das Volkslied hat sich ihrer bemächtigt. Das Volkslied vom Schwabentöchterlein berührt sich inhaltlich sehr mit einem Schwanke Kirchhofs *(II. 542; III. Nr. 248)*; es überrascht durch seine merkwürdige Schlußwendung und lautet *(Böhme 136)*:

Es hett ein Schwab ein töchterlein,
es wolt nit lenger ein megdlein sein.
Sie wolt doch haben einen man,
der ir die weil vertreiben kan.

‚Ach mutter, gib mir einen man,
der mir die weil vertreiben kan!'
„Ach tochter, du bist vil zu klein,
du schlefst noch wol ein jar allein."
‚Ach mutter, ich bin eben gerecht,
ich habs versucht mit unserm knecht.'
„Hast dus versucht mit unserm knecht,
so bist du pfaffen und mönchen gerecht."
Wer ist, der uns dis liedlein sang?
ein freier hofmann ist ers genannt.
Er singt uns das und noch wol mer,
Gott behüt allen zarten jungfrauen ir er!

Das Lied wurde seit dem 16. Jahrhundert gesungen *(Gödeke, Gr. II. 2. Aufl. 31 Nr. 10. 12. 48. 50, offenbar nur eine Variante: Es was eines bauren töchterlein, vgl. Böhme 133 Nr. 52; Gödeke 79 Nr. 81.)* Fischart erwähnt es *(Gargantua 34)*, und das Ambraser Liederbuch bringt es *(S. 341 ff.)* in zwei Fassungen mit eigenartigen Zwischenversen und Kehrreim, die so recht in den Trubel des Landsknechtslebens hineinführen. Da heißt es nämlich:

Es hett ein Schwab ein töchterlein,
krause mause;
es wolt nicht lenger ein megdlein sein,
bey dem heiligen dryfus,
gib mir geld in essigkrug,
He, ho, he,
fitz und fetz, guter netz,
rumpelspiel, und des nit viel,
ein frischen freyen mut ich haben will.
Der Lorentz, der Vicentz,
schüttel den kittel,
das hembd geht für,
stirbt mir die mutter, die tochter wird mir,
so tantz ich mit jungfrau Regina.

Nicht so toll ist die zweite Fassung ausgestaltet, aber auch aus ihr hört man das Gebrüll des betrunkenen Volkes heraus, das auf die von einem einzelnen gesungenen Liedverse im wilden Chor losbricht:

Es hett ein Schwab ein töchterlein,
halt die kanna feste,
es wolt nit lenger ein megdlein sein,
bey nachte, fein sachte.
Halt die kanna, schöne bas Anna,
halt die kanna feste.

Ganz andere Töne enthält das „Lied vom Schwabentöchterlein, das nicht länger dienen wollte". Überraschte das erste durch seine eigenartige Zuspitzung, so behandelt dieses in der echten Weise des Volkslieds die Geschichte des gesunkenen und wieder geretteten Mädchens, einen allgemeinen menschlichen Stoff. Dabei geht schon nach der ersten Zeile die Beziehung zum Schwabenland verloren, die doch im ersten Lied so deutlich ausgeprägt war *(Erk und Böhme I. 425 Nr. 119a)*:

Das Schwabentöchterlein.

Es hätt ein Schwab ein Töchterlein,
das wollt nicht länger dienen,
sie wollt nur Rock und Mantel han,
zween Schuch mit schmalen Riemen:
O du feins mein Elselein!
Wilt du Rock und Mantel habn,
zween Schuch mit schmalen Riemen,
so mußt du nu gen Augsburg ein,
daselbst roths Gold verdienen.
O du feins mein Elselein!
Und da sie in die Stuben kam,
da bot man ihr zu trinken;
die Augen ließ sie unter gan,
den Becher ließ sie sinken.

Do saßen drei Gesellen gut,
die spielten mit den Würfeln,
und wem die meisten Augen kämen,
der solt beim Elslein schlafen.

Der Allerjüngst, der unter ihn'n war,
der warf die meisten Augen:
‚Gehabt euch wohl, meine schöne Jungfrau!
Heint will ich bei euch schlafen.'

Und do sie auf der Sidel saß,
gar heißlich thät sie weinen:
„So hab ich stolzer Brüder drei,
ein reichen Vater daheimen."

‚Und hast du stolzer Brüder drei,
ein reichen Vater daheimen,
so magst du wol ein Meidlein sein,
du schläfst nit gern alleine.'

Der Jüngst, der unter den Brüdern war,
der war der allerbeste,
er ließ ihm satteln sein apfelgrau Pferd,
wolt suchen sein liebe Schwester.

Do er nun gen Augsburg kam
wol in die enge Gassen,
die erste Frau, die er ansach,
das war sein liebste Schwester.

‚O Schwester, liebste Schwester mein,
wie ist es dir ergangen,
daß dir der Rock ist vorn zu kurz
und hinten viel zu lange?'

„Bruder, liebster Bruder mein,
du redst mir an mein Ehren,
und thät mir das ein ander Mann,
er müßt mirs wiederkehren."

Er setzt sie hinter ihm auf das Roß,
da kehrt sie ihm den Rucken:

„O Bruder, liebster Bruder mein,
hilf mir die Schand verdrucken!"
‚Schwester, liebe Schwester mein,
ich will dirs widerkehren:
Ich weiß ein reichen Bürgerssohn,
der dein begehrt zu'n Ehren.'
Und der uns dies Liedlein sang,
von neuem hat gesungen,
das haben gethan drei Reuter gut,
Zu Augsburg ist es erklungen:
O du feins mein Elselein!

In der Schweiz wird ein verwandtes Volkslied noch jetzt gesungen *(Tobler, Schweizerische Volkslieder, II. 211 Nr. 30)*:

I wäß e Schwobetöchterli,
es wott gad (gerade) nüme diene;
es hett gad lieber en rote Rock,
en schöne mit schmale Rieme.
Witt du gad lieber en rote Rock,
en schöne mit schmale Rieme,
so gang go Augsburg in die Stadt,
go Herren und Grafe diene!
‚Ond Herren ond Grafe dien i nüd,
i han scho vil versproche;
i ha die rote Röseli
ab grüene Meie 'broche!'

Von einem dritten Volkslied, das sich schwäbisches Treiben zum Gegenstand nimmt, sind leider nur die Anfangszeilen erhalten *(Gödeke, Gr. II. 31 Nr. 10)*:

Es hat ein Schwab ein ehlichs weib,
geht uff der gasse überzeit,
schlegt ire äuglin nider, nider,
wie der hundt an fleyschbencken thut,
der springt darauff, und wider, wider.

Sprichwörtlich war weit und breit die Unkeuschheit der schwäbischen Mönche und Nonnen. Schon ein mittelhochdeutscher Schwank sagt *(Z. f. d. A. VIII. 105)*:

Es ist mîn gloube und hân den wân,
daz ze Swâben noch der münche sî
vil lîhte zwêne oder drî,
die diu wîp erkennent baz.

Die schwäbische Nonne hat sich trotz des überall zerrütteten Klosterlebens diesen besonderen Ruf immer bewahrt. Man denke nur an Holbeins Totentanz: Die Nonne, die der Sensenmann überrascht, kniet mit dem Rosenkranz an ihrem Gebetstuhl, aber sie hört zugleich auf das Lautenspiel des Buhlen, der auf ihrem Bette sitzt *(Woltmann, Holbein II. 118)*. Trotzdem spricht eine Priamel, die im Mittelalter oft genug auftaucht, nur von der schwäbischen Nonne, der stets der böhmische Mönch beigesellt wird; nur Zincgref fühlt sich zu einer Bemerkung veranlaßt. Diese Priamel findet sich zum erstenmal in einer Münchener Handschrift des 15. Jahrhunderts *(Z. f. d. A. VI. 255)*:

Monachus Bohemicus,
pons Polonicus,
monialis Suevica,
vestis ruratica (?),
largitas Bavarica,
castitas Austriaca,
fides Judaica,
ieiunia Italica,
glossa Judaica
merdam valent omnia.

Ähnlich ist eine lateinische Fassung aus der Mitte des 16. Jahrhunderts *(Anz. f. Kunde d. Vorz. 1877, 304)*:

Pons Polonicus,
monachus Bohemicus,

monialis Suaevica,
fides Ungarica,
castitas Australica,
alias claustralica,
largitas Bavarica,
abstinentia Saxonica,
balnea Italica,
hospicia Thuringica,
humilitas Misnica,
glossa Judaica
nihil valent omnia.

Noch ausführlicher ist ein Sprüchlein aus Adalbert Kellers „Alten guten Schwänken" *(76; vgl. Wendunmuth I. 239 Nr. 195)*:

Ein behmisch Mönch und ein schwebisch Nonn,
ablaß, so die Cartheuser hon,
ein polnisch Bruck und windisch Treu,
hüner zu steln Zigeuner reu,
der Walhen andacht, Spanier eyd,
der Teutschen fasten, Cölnisch maid,
eine schöne tochter ungezogen,
ein rother barth und erlenbogen —
für diese dreytzehen noch so viel
gibt niemand gern ein Pappenstiel.

Bebel *(87a)* schreibt wieder ganz kurz: „Quae nihili valeant. Pons Polonicus, monachus Bohemicus, Suevica monialis, miles Australis, Italorum devotio, Alemannorum ieiunia (In Bebels „Adagia Germanica" *(Bebeliana opuscula nova f. K.)* lautet der Schluß: ... fabam valent omnia). Auf Bebel beruht das Sprichwort des Sebastian Franck *(I. 162b, 77b)* und des Zincgref *(IV. 242)*, der hinter der „schwäbischen Nonn" in Klammer beifügt: „vergeß der andern nicht!" Ähnlich heißt es bei Fischart an einer mir unbekannten Stelle *(J. Hartmann 38)*:

Ein schwäbisch Nonn,
ein böhmischer Mönch,
der Deutschen Fasten,
der Mönch Studieren,
der Meerleut Gelübd
und welsche Andacht
geschieht über Macht.

Joh. Bathasar Schupps „Ninivitischer Buß-Spiegel" *(S. Schr. II. 652)* bringt eine ganz kurze Form: „Der Teutschen Fasten, der Italiäner Andacht und eine Schwäbische Nonne seyen nicht einer Bohnen werth."

P. L. Berckenmeyer *(S. 8)* weiß aber wieder etwas Neues:

Alle Brücken im Lande Pohlen,
die Münch in Böhmen unverholen,
das Krieges-Volck aus Mittags-Land,
die Nonnen in Schwaben wohl bekannt,
der Spanier und Wenden Treu,
der Preussen Glaub und harte Reu,
der Frantzosen Beständigkeit,
wie auch der Teutschen Nüchterkeit
sammt der Italiäner Andacht
werden von niemand groß geacht.

Da darf es nicht Wunder nehmen, wenn ein Sprichwort sagt: „In Schwaben ist die Nonne keusch, die noch kein Kind gewann." Dies Wort geht wohl auf Bebel zurück, dem der Nachbar eines Frauenklosters sagt, im ganzen Kloster sei nur eine Nonne keusch, und die werde darum keusch genannt, weil sie noch nicht geboren habe *(47b)*.

Zum Schlusse noch ein ergötzliches Beispiel aus der Schwäbischen Chronik des Crusius *(III. 2, 2; I. 838)*: „In eben diesem 1276. Jahr wurde zu Rothweil eine Schwäbische Nonne so fruchtbar und geseegneten Leibs, daß sie in einem Tag 3 und den andern Tag darauff das vierdte Knäblein zur Welt gebahr."

Wie es da mit der schwäbischen Geistlichkeit selbst aussah, kann man sich denken. Aber das Sprichwort hat sich ihrer nicht noch besonders bemächtigt. So sollen hier nur zwei Belege Platz finden. Der erste aus Bebel *(88b)* zeigt, wie ein Tübinger Minorit seine drei Gelübde auffaßte: „Verum est, tria vovi, paupertatem in balneo, obedientiam in mensa et castitatem in altari . . .“ Ebenso sind auch die Malteser mit ihren Rittergelübden umgesprungen: „Die halten ihre Keuschheit in der Kirche, das Gelübd der Armut in dem Bad und thun Gehorsam, wann man sie heisst trincken“ *(Q. Pegeus, Contin. 271 Nr. 4290)*. Die zweite Stelle stammt aus der Zimmerischen Chronik *(III. 130, 13)* und gilt der ganzen deutschen Geistlichkeit: „So werden die dombherren genennt von Chur die ungetreuesten, Costanz die nerristen, Bassel die ermbsten, Straßburg die edlesten, Speir die kergesten, Wormbs die eltesten, Menz die hofertigesten, Trier die würdigisten, Cöln die wolberedtesten, Würzburg die brachtlichisten, Bamberg die verspiltesten, Aistet die verhurtesten, Augspurg die raisigisten, Freisingen die gelertesten, Salzburg die gaistlichisten, Passow die gröbsten, Regenspurg die vollesten.“ Die Domherren der Schwaben am nächsten gelegenen Bischofssitze, Konstanz und Eichstätt, teilen alle mit den Schwaben deren zwei am meisten hervortretende Eigenschaften: die Einfalt und die Hurerei. Nur Augsburg, das ganz dem schwäbischen Gebiet angehört, fällt aus dem Rahmen.

Immerhin kennt die Schwankliteratur doch einige Geschichtchen von schwäbischen Geistlichen. Bei Bebel *(74a. Kirchhof I. 550; I. 2 Nr. 97)* zwingt ein Priester den Kranken, der immer wieder gesund wird, unter Fluchen, das Sakrament zu nehmen: gesund werden könne er ja doch! Ein anderer Kranker bittet den Pfaffen, einstweilen das Öl dazulassen, trinkt es dann in seiner Einfalt aus und sagt dem Zurückkehrenden: „Gut hats getan, ich hab alles ausgetrunken!“ Da ruft der Pfaffe: „Mög dir der Teufel das Gesüff gesegnen!“ *(55a)*. Und die Zimmerische Chronik weiß *(II. 495, 2)* von

einem Kaplan Hans Hemler zu Meßkirch: „Als er uf ain zeit meß gehapt und im der windt die hostiam ab dem altar gewehet, ist er hernach gevolgt, hat die wider ufgehabt und gesprochen: ‚Heb! es ist noch nit zeit, du muest baß daran!"

Da konnte das Volk nicht weit hinter der Gesinnung seiner Hirten zurückstehen, und so geht aus den Belegen eine Gottlosigkeit hervor, die sich neben der schwäbischen Einfalt recht seltsam ausnimmt. Der Volksmund zeigt dies besonders in einer Reihe von Geschichten, wo der Schwabe zur Beicht geht oder wo er auf dem Totenbette liegt.

Kirchhof *(I. 313 Nr. 267)* erzählt da gleich „von vier andechtigen Schwaben". Der erste soll beichten, „war doch so ungeschickt und tölpisch, das er nit wußte, was er sagen, wo er anheben oder wenden solte". Wie ihn der Priester tadelt, sagt er: „Auff solche ding und künst leg ich nit sondern fleiß, und auß der ursach, daß ich mich nit darmit nehren oder darvon leben wil" *(vgl. Recueil XVII. 44 Nr. LII).* Der zweite wird gefragt, ob man in der Messe „unsern herrgott gezeigt hette", und antwortet: „Ich weiß nit, dann mit solchen schlechten wercken pfleg ich mich nicht vil zu bekümmern." „Der dritt, yetzund im willens, das sacrament zu entpfahen, sahe ungefer einen pfeiffer, welcher in der vergangnen faßnacht den jungen gesellen zum tantz gepfiffen hette. Zu diesem, als er yetzund zum altar gehen wolt, sprach er: ‚O meister Conrad, welch ein frölich und frei leben wöllen wir nach diesen ostern anrichten!" *(Die Zimmerische Chronik II. 128, 23 berichtet ähnlich von einem Freiherrn von Zimmern, der furchtbar flucht, wie er das Abendmahl erwartet).*

„Der vierdt," so fährt Kirchhof fort, „schwerlich an der pestilentz, die auch all sein haußgesind hingenommen hette, kranck ligende, ward ermanet, er sölte das heilig nachtmal entpfangen, sprach er: ‚Mit nichten beger ichs; wer wölte mir auch, das ich ein solch ding, da mein weib und kinder von gestorben sein, zu essen rahten? *(bis hierher alle vier Geschichten*

auch bei Zincgref V. 73 f. Pauli 325 Nr. 572). Der würd on zweiffel nit mein freund sein, darumb wil ich darmit zu friden bleiben und darvon zu Gott appellieren." Diese letzte Geschichte war im Mittelalter sehr verbreitet; Kirchhof *(I. 310 Nr. 265)* erzählt sie noch in einer zweiten, ausführlicheren Fassung: Auch hier weigert sich der Bauer — es ist wieder ein Schwabe — das Sakrament zu empfangen, „und sagt, daß er darab nit sterben wölle, auch Gott nach aller unbillichkeit mit im handle, in dem, daß er im nicht allein weib und kinder genommen und in nun selbst auch mit kranckheit bekümmerte, unangesehen, daß vil nachbarn under und über im mit sampt irem gantzen haußgesind nit eins härleins breit not haben. Darumb er den sachen anderst thun und Gott vor die aposteln fordern, auch in von stundenan hiemit gefordert haben wölle." Umsonst sucht ihn der Priester zu überzeugen, daß Gott nur die heimsuche, denen er Freund sei, denn der Bauer fährt auf: „O, das er nur mein feind wer und mich leben ließ! Ist diß freundtschafft, die er den seinen beweißt, mag er den teuffel also lieb haben!" In dieser Form findet sich die Erzählung bei Bebel *(38a)*, den Kirchhof auch als Quelle angibt und der sich auf mündliche Mitteilung beruft („ubi certissima fide accepi"), ferner bei Gast *(Q8b)* und Frey *(77 cap. 63)*, der seiner Gewohnheit nach die Geschichte lokalisiert und zwar ins Ries bei Nördlingen. Alle berichten auch, der Bauer „sey das mal wider gesund worden". Etwas Ähnliches findet sich auch im „Recueil" *(XVII. 47 Nr. LX)*: „Un Religieux qui étoit allé voir un homme ... au lit de mort, lui disoit entre autres choses, que Dieu avoit accôutumé de chatier ceux qu'ils aime. ‚Je ne m' étonne donc pas,' dit le malade, ‚si Dieu a si peu d'Amis, puis qu'il traite si mal ceux qu'ils aime."

Es gibt noch eine Reihe ähnlicher Beispiele. „Man sagt von einem Schwaben, als er vor jahren im spanischen zug wider die Churpfaltz am Rhein, gefangen nach Creützнach geführet und bey träuung des Strangs eine Ostia zu essen gezwungen worden; nachdem er wider rantzionirt und nacher

Hauß kommen, da ihm von den seinen ein solches verwiesen ward, hab er sich also verantwortet: ‚Hette ich den kleinen Herr Gott nicht gefressen, so hette er mich gefressen" *(Zincgref I. 259)*. Ähnliche gottlose Geschichten erzählt man sich auch außerhalb Schwabens. Als die Salpeterer, eine religiös-politische Sekte im Hotzenwald (südl. Schwarzwald), das Kloster St. Blasien erstürmten, riß einer den Tabernakel auf und erbrach den Speisekelch: „So, jetz will i amal gnug Herrgott fressa!"

Ein Schneidermeister zu Reutlingen fragt seinen Gesellen, ob er zum Sakrament gegangen sei. Der Gesell sagt: „Ich mein, ich hab es entpfangen, und das nicht unbillich, denn ich hab es theur gnug gekaufft; .. ich hab für ein klein bißlein ein guten pfennig geopffert." Der Meister verweist ihm, „von solchen trefflichen, hohen und kostlichen dingen also schimpfflich zu reden, darfür nit gnugsam wer die gantze welt. ‚Ach lieber meister,' sprach der knecht, ‚das laßt euch gesagt seyn, wer es so theur, wie ir sprecht, es würd weder euch noch mir immer gegeben werden" *(Kirchhof I. 319 Nr. 275 aus Bebel 5a)*. Weiter erzählt Kirchhof *(I. 311 Nr. 266 aus Bebel 79a)*:

„Von einem andern krancken Schwaben.

„Jenseit der Donau zu Ridlingen lag einer kranck, der ein schwester hett, die ein begin war. Die hielt täglich bey im an, daß er sich mit den heiligen sacramenten solt als ein Christ bereiten lassen. Er aber schlug es immer ab, besorgende, daß er desto eher sterben möchte". Aber sie sagt: „Gott kan den menschen, er sey wo und in was condition, das ist, gebeichtet oder ungebeichtet, er wölle, doch finden und, wie es im gefellig, mit im machen.' Durch die red hat er sich zum letsten weissen lassen und begert zu beichten." Während die Schwester voll Freude den Pfaffen holt, „gehet der krank vom beth und verbirgt sich hinder eim gebundt strow, also das weder sein schwester oder der pfarherr ... über alles fleissiges suchen inen finden kondten. Und als der pfarherr wider hinweg gangen, wüscht er, der kranck, hinder dem strow herfür, beschuldigt seine schwester der lügen und sprach: ‚Nun sihe, wie du mich felschlich, daß Gott einen

allenthalben finden köndte, beredt hast, so er doch sampt dem pfarherr und dir mich nur allda zu nechst hinder disem strow nit gewüßt hatt."

Bebel weiß, wie so häufig, auch hier gleich noch eine ähnliche Geschichte. Ein Bauer wird krank, und die Nachbarn bestimmen ihn, sich mit Gott zu versöhnen. Während sie den Geistlichen holen, steigt der Kranke auf das Dach und deckt die Lücke, die er gebrochen, wieder zu. Da oben sehen sie ihn endlich, und auf des Pfarrherrn Aufforderung, sich zu Gott zu bekehren, fragt er, ob er wirklich nicht zu sterben gezwungen werde? „Das weiß Gott, zu keiner unpassenderen Zeit hätte das kommen können: es ist Erntezeit, ich bin noch nicht fertig damit, und es regnet mir ins Heu durch mein schlechtes Dach, daß das Vieh das Futter nicht anrühren mag." „Überlaß Gott diese Sorgen," erwidert der Pfaffe, „und schick dich zu sterben," und fragt noch, ob er mit beiden Sakramenten versehen werden wolle. „Darnach man sie gibt," sagt der Bauer; und wie es heißt, er bekäme sie umsonst, sagt er: „So bringt mir den Gogkel gar!" *(Bebel 42 a. Kirchhof I. 309 Nr. 264. Frey 84 cap. 69).*

Auch dafür kennt die Zimmerische Chronik ein Gegenstück aus der Wirklichkeit *(II. 300, 9)*: In Meßkirch war einer, der hieß Baschion Haine von Ringenbach, „ein wunderbarlicher kunt". Der wird nach Weihnachten krank, und gegen Fastnacht stirbt er. „Darvor aber beclagt er sich hoch, das er sterben solte, kunt oder wisst auch mit willen nit zu sterben, seitmals er noch kain vassnachtbutzen het gesehen." Eine ähnliche Geschichte aus Aarau „von einem bauren, der sterben wolt und klagt, das er ziehen müst, und hett noch vier guter pferd im stall," erzählt Frey *(18 cap. 10. 219)*. Aus dem nämlichen Stoff weiß die Zimmerische Chronik auch die liebenswürdige Schwabeneinfalt herauszuarbeiten, wenn sie von dem pflichtgetreuen Vogelsteller erzählt, der plötzlich krank wird und nicht sterben kann *(II. 299, 34)*: „Ach herr, ich kan noch nit sterben, ich hab dem cammerer und capitelherren zu Möss-

kirch noch in achtagen ein anzal vogel verhaißen, die mueß ich inen zuvor bekommen und liffern."

Als krasser Materialist stirbt einer, der sich, wie alle Genesung ausgeschlossen erscheint, gut zudecken läßt, „ut contegam podicem meum, ne vermes ingredi possint" *(Bebel 55b)*. Ebenso jener arme Sünder zu Rottenburg am Neckar, „der umb grosser gehabter gottslesterung willen zum todt verdampt" wird; der ruft den Knaben zu, wie sie ihn auf dem Weg zur Richtstätte überholen, um sich einen recht guten Platz zu sichern: „Thut gemach, lieben sön, nempt euch wol der weil, und ist on not, daß ir so schnell euch überjagt; wiewol ich langsam hernacher schleich, wirt doch auß disem spil nichts, ich sey denn auch da" *(Bebel 49b. Kirchhof I. 341 Nr. 299. Sinnersberg 6; vgl. Weber XII. 230)*. Und gar der Schwabe, der das Leberlein gefressen! Der könnte sich durch ein Geständnis vom Galgen retten, aber er ruft: „Hencket mich nur, hencket mich! So komb ich der marter ab. Der will mich geheyen mit dem leberlin unnd hört wol, das es keins gehabt hat. Hencket mich nur flucks!" *(Montanus 27 cap. 6)*. Aber wie er dann Geld sieht, „da bekandt ers ungenöttet: ‚So hab ichs bey Gott und allen Gottes heyligen gefressen!"

Ein Tübinger Student beichtet, er habe Gänse und Hühner gestohlen. Der Geistliche will ihn nicht lossprechen, wenn er den Diebstahl nicht wieder zurückerstatte. Aber der Student sagt: „Ich hab sie schon doppelt zurückerstattet, denn ich hab mich dran so satt gefressen, daß ich sie kaum eine halbe Stunde bei mir behalten konnte und sie von mir geben mußte und noch dazu die Zwiebeln und Birnen, mit denen sie zubereitet waren" *(Bebel 90b)*.

„Es schluge einer sein Weib allemal, wann er zur Beicht gehen wolte . . .: ‚Daß sie mir alles sagt, was ich das gantze Jahr gethan hab" *(Lyrissimum 33 Nr. 80. Buch ohne Nahmen 302 Nr. 721. Odilo Schreger 469. Sinnersberg 269)*. Doch schiebt erst Birlinger *(So sprechen 75 Nr. 687)* diesen Scherz einem Schwaben zu.

In „Joannes Prambhofers Wunderseltsamen, Wahrhaften, beynebens lächerlichen Traumgesichtern" *(Augsburg 1712, 104)* kommt ein Schwabe vor, „der alles, was er fande, Gott zu geben verlobte; ungefehr fand er einen Sack voll Nuß, da fraß er die Kern, die Nuß-Schallen aber gab er Gott. Also versprechen sie ihrem Herrn getreu zu sein, ihm alles zu geben was einträglichs, wo sie aber ihren Vortheil ersehen, da sagen sie: ‚Herr, mein Fisch!', da halbieren sie, aber gar ungleich; das beste und meiste behalten sie vor sich, und was sie nicht mögen, ist gut genug vor den Herrn" *(B. A. IV. 149)*.

Großen Respekt vor dem lieben Gott haben die Schwäblein also nicht gehabt. Sie standen sogar mit ihm und seinen Heiligen auf recht gemütlichem Fuße. Wenn der Herrgott anders wollte wie sie, gings ihm schlecht. Wieder einmal müssen die Ortsneckereien zur Beweisführung aushelfen: Die Weiber von Brastelburg bei Neresheim prügelten einst ein Kruzifix durch, weil die Krauternte mißriet; und daher heißen die Brastelburger „Herrgottsbantscher, Herrgottsprügler". In Wurmlingen stampfte ein „Herrgottsvertreter" während eines Hagelwetters auf einem Kruzifix herum *(B. A. XVIII. 50)*. Wie in Binswangen einmal der Frost die Herbsthoffnungen vernichtet hatte, hielt einer bei einer Prozession sein Kreuz in die Weinberge und sagte: „Da, Herrgöttle, guck, was du heut Nacht angestellt hast!" *(B. V. I. 452. Ähnlich schon, aber nicht lokalisiert, bei Wolgemuth 170 IV. Nr. 25)*. Ein Warlinser Bauernweib prügelte den hl. Rochus, weil er ihr die Milch ausgeschleckt; es war aber ein naschhaftes Vöglein, das seinen Schnabel am Finger des Heiligen geputzt hatte *(Reiser I. 506)*. Und wie liebenswürdig gottlos ist das schwäbische Sprüchlein im Wunderhorn *(II. 418)*:

O du mein liebs Herrgöttle,
was han i der denn tau,
daß du mi au mein Lebelang
net willst heirate lau?

Jetzt will i nimmer bette,
will net in Kirche gau,
geb acht, i kann di nöte:
Du wirst mi heira lau!

Genau so beten auch Sebastian Sailers Sieben Schwaben und die Pinzgauer Bauern *(Erk und Böhme III. 548)*:

Du wollst uns auch vor dem Hagel bewahre, Kyrie eleison! sonst schmeißen wir dich wahrlich vom Altare! Kyrie eleison!

Wegen dieses persönlichen Verhältnisses zu Gott glaubten die Schwaben als richtige Eigenbrötler ein besonderes Anrecht auf ihn zu haben. Wie sie zum Schwäbischen Heiland kamen, erzählt Aurbachers Volksbüchlein *(I. 184)*: „Die Überlinger, als sie die Tat ihres Landsmanns vernommen und das erbeutete Siegeszeichen gesehen, beschlossen einmütiglich, eine fromme Stiftung zu machen, und sie erbauten eine Feld-Kappel am See, wo der Spieß aufgehängt werden sollte zum ewigen Andenken. Die Kappel aber wurde erbaut zur Ehre des Erlösers, und ein Bildschnitzer bekam den Auftrag, einen schönen Herrgott aus Holz zu machen, sieben Ellen hoch; das tat er, und auf das Gestell schrieb er mit vergoldeten Buchstaben: Heiland der Welt. Aber die Überlinger wollten die Inschrift nicht gut heißen, sondern, da der Herrgott den sieben Schwaben geholfen hätte aus ihren Ängsten und Nöten, so solle er auch der schwäbische Heiland genannt werden. Und so geschah es denn auch . . ."[1]).

An dieser Stelle erwähnt Aurbacher auch den großen Herr-

[1]) Vgl. noch Holder S. 35: „Es kommt gar nicht so selten vor, daß die Häupter der schwäbischen Stundenleute (pietistische Gemeinschaftsbrüder innerhalb der evangelisch-lutherischen Landeskirche), sobald sie sich nämlich mit einem selbstgefälligen Heiligenschein umgeben, vom Volkswitz Heilande getauft werden; ich selbst kannte in meinen Knabenjahren einen solch sonderbaren Heiligen, der es gar nicht ungern hörte, wenn die sündhafte Welt ihn den ‚Heiland von K.' nannte!"

gott von Schaffhausen und *(II. 154)* den großen Teufel von Konstanz. Von diesen sagt bei Hans Sachs ein Herrgottsschnitzer *(Keller-Götze XX. 547, 10ff., F. u. Schw. II. 256. vgl. Wickrams Rollwagenbüchlein 18 Nr. 5)*:

(Das Maria Bild zu Einsidel)
Das Maria bild, so ich sagt gester,
ist warhafft nit allein mein schwester,
sonder der groß gott zu Schaffhausen
und der teuffel zu Costentz daussen
sind mein leiblich brüder all bed ...
Mein vattr ein bildhaur gwesen ist,
hat gemacht diß Marien bild,
auch zu Costentz den teuffel wild
und den grossen gott zu Schaffhausen,
den hat er auch gemachet daussen,
darzu hat er mich auch gemacht.
Darauß künt ir wol haben acht,
weil er uns hat gemacht allein,
daß wir auch vier geschwistret sein ....

Rochholz führt gewiß mit Recht den „schwäbischen Heiland" in die Zeit der Schweizerkriege zurück *(vgl. S. 49)*. Noch jetzt kennt man in Süddeutschland das Herrgöttle von Biberach oder von Blaubeuren, wenn sich auch keine Geschichte daran zu knüpfen scheint. Aber diese Herrgöttle verlieren allmählich ihre Bedeutung; auch der große Herrgott von Billafingen, bei dem sich früher die Frauen über ihre Männer beklagten, besitzt das Vertrauen der Landbevölkerung nimmer, da er ja auch ein Mannsbild sei, die doch alle zusammenhalten *(Germania XVII. 321)*. Birlinger *(V. 107 Nr. 237)* bringt noch ein köstliches Verslein vom lieben Gott von Basel *(vgl. Erk und Böhme II. 701)*:

Lieber Gott von Basel,
schick doch mein Weib de Daud
und laß sie itt lang rackere,
sie frißt mer so viel Kraut!

Der „liebe Tod von Basel" scheint auf die Schwaben nicht gut zu sprechen zu sein, denn in Berthold Auerbachs „Volkskalender" (1859) heißt es in der schönen Jubiläumsgeschichte „Friedrich der Große von Schwaben" *(S. 31)*:

O lieber Tod von Basel,
was haben wir denn than,
daß du uns arme Schwaben
willst nimmer leben lan?

All diese Geschichtchen zeigen die Schwäblein, so wenig sie von Gott wissen mögen, wieder in einer so kindlichen Einfalt, daß man ihnen das übrige gern vergessen möchte. So berichtet Bebel von einem Sterbenden, den der Pfarrer mit den Worten tröstet: „Heute Abend noch wirst du ins Paradies fahren." Darauf der Kranke: „Das ist mir sehr lieb, denn wenn der Weg weit ist, könnt ichs zu Fuß nicht machen, so krank und schwach bin ich!" *(Bebel 38b. Buch ohne Nahmen 465 Nr. 990. Kirchhof I. 308 Nr. 263 und viele Literaturnachweise. Lyrissimum II. 45 Nr. 40. Sinnersberg 264. Recueil VI. 37. Riederer III. 92).* Der „Recueil" *(XVI. 30)* bringt eine andere Einkleidung dieser Mär: „Zween Schwäbische Tischer-Gesellen begegneten einander auf der Reise ... So hub der eine an zu klagen, daß sein Vater vor etlicher Zeit gestorben. Der andre fragte, wie lange es wäre? Dieser sagte: ‚Vor zwey Monate.' ‚Ist es schon so lange,' sprach der ander, ‚daß er auf der Reise gewesen? So wird er jetzo wol schon im Himmel angelangt seyn?' ‚Ja', antwortete der erste, ‚da ist er nun schon, wo er nicht weiter gereiset ist."

V. „Schwäbisch Ehr Rettung."

Summa: Völklein schwer zu begreifen; Gutes und Schlimmes verknäuelt wie kaum irgendwo. Überrascht aus seiner engen Existenz die Welt auf einmal mit einem Schiller, Schelling, Hegel . . . Unter dem dichten knorpligen Schildkrötenschild ein stets gesparter Schatz von Talent und Kraft.
F. Th. Vischer, Auch Einer 423.

So ist der Schwabe also vielfach nur ein Mensch zweiter Ordnung? Aber das Ärgste ist noch gar nicht gesagt: er sieht überhaupt kaum wie ein Mensch aus! „Ein Sachse" — d. h. wohl ein Norddeutscher im Gegensatz zum Schwaben — „sahe einen Schwaben und sprach, er hätte die Tage seines Lebens kein Thier gesehen, das einem Menschen so ähnlich sey als ein Schwab," sagt ein niederträchtiges und doch in seiner Weise sehr feines Witzwort, das sich oft in den Schwankbüchern des 17. Jahrhunderts antreffen läßt *(C. A. M. v. W. 152. Memel 121 Nr. 284. Der gelehrte Narr, Freyburg 1729: „Ein Jurist . . ." Sinnersberg 274).* Also der Schwab ein Tier von menschenähnlicher Gestalt, und nicht ein Mensch, der einem Tiere gleicht! Das „Buch ohne Nahmen" *(494 Nr. 1031)* und der „Geist von Jan Tambaur", der „aus dem Holländischen ins Teutsche übersetzet" ist *(186)*, erzählen ausführlicher: „Die Land-Gräfin von Hessen war einsmals begierig, einen Schwaben zu sehen, sagte derohalben zu einem ihrer Höflingen: ‚Ich habe viel von den Schwaben gehört, ich möchte gern einen sehen.' Der Höfling antwortete: ‚Sie kommen offtmals hier gen Hof, ich will es meiner gnädigen Frauen schon anmelden.' Es begab sich auf eine Zeit, daß ein Schwabe auf dem Platz spatzierete; da es der Höfling gewahr wurde, gienge er hinein zu

der Gräfin und sprach: ‚Gnädige Frau, es gehet allhie ein Schwab auf dem Platz spatzieren.' Die Gräfin ging hinaus und fragte, wo er wäre. Da sprach der Höfling: ‚Der dort im ledernen Kleid gehet, der ist es.' Sie verwunderte sich und sprach: ‚Ich habe mein Lebtag kein Ding gesehen, das dem Menschen so wohl gleichet als ein Schwab. Wann das Thier reden könte, so könte man es wohl zum Krieg gebrauchen."

Fast noch boshafter berichtet Zincgref-Weidner *(IV. 492)*: „Ein ausländischer Herr hat viel von den Schwaben sagen hören, aber nie keinen gesehen, befahl derentwegen, daß man ihm einen Schwaben verschaffen wolt. Als sie nun einen bekommen und der Diener ihm das ansagt, sagt er, man solt ihn in den Stall bringen und ein Büschlein oder Löcklein Heu vorlegen, nach dem Essen wolt er ihn sehen gehen. — Der gute Herr scheint sich ingebilt zu haben, daß ein Schwab ein vierfüssig Thier, wiewol die närrische Kleydung der Schwaben bey vielen könt verursachen, daß sie nicht als andere Leute gestalt."[1])

Weiter kann die Bosheit kaum gehen! Und all das, ohne das Warum näher anzugeben, — oder spricht Fischart *(Garg. 194, vgl. 119)* deshalb vom „breiten Plateiselschwab", weil die Platteise (platessa) ein Fisch ist mit zusammengedrücktem Körper, beide Augen auf derselben Seite hat und schief schwimmt? *(J. Hartmann S. 38)*.

Niemand möchte gern als Schwabe gelten. „Ferner fragte einer," heißt es in Weises „Erznarren" *(193)*, „ob Nürnberg in Schwaben läge? Da fuhr dieser auff als eine Wasserblase im Bade und sagte, es könte ihm kein ehrlicher Kerle nachsagen,

[1]) Vgl. dagegen IV. 142: „Einer sagt, es wäre kein Thier, das den Menschen besser im Angesicht gleich wäre als ein Affe. Darauff sagt ein anderer: Die Mönchen seynd den Affen am allergleichsten." Nach Weber IX. 135. XI. 221 mußten sich die Schweizer dasselbe nachsagen lassen wie die Schwaben. Sancho Panza sagt einmal *(Don Quijote, II. Teil cap. 13 = Braunfels III. 124)*: „Wenn ich auch wie ein Mensch aussehe, so bin ich doch ein zu dummes Vieh, um geistlich zu werden."

daß er ein Schwabe wäre, er hätte sein Vaterland viertzig Meilen von Schwaben abgelegen, doch sehe er wohl, sie hätten es ihm zum Verdruß und zum Angehör vorgebracht."

Derselbe Gedanke findet sich in einer Anekdote Zincgrefs wieder *(V. 97)*: „Zu einem bösen Buben sagt ein mann: ‚Mich wundert, daß dein Mutter dich neun monat hat können unter ihrem hertzen tragen, da du bist nur ein monat in unser Stadt, und ein jeder ist deiner schon müde." Nichts an dieser Geschichte ist schwäbisch als die Überschrift: „Ein Schwab",[1]) und es ist gar kein Grund einzusehen, weshalb grad ein Schwab wieder herhalten mußte.

Und dazu sind die Schwaben von ihrer Minderwertigkeit überzeugt: „Gnedigster Herr, ich heiß Zigenbart Laßdaller, sonst Kleienfurtz, und bin von Träggänglingen bei Füssen, mit ehrn zumelden ein Schwab!" *(Gargantua 411)*. Auch Aurbachers Spiegelschwab sagt zum Zöllner an der bayrischen Grenze, er sei, „salveni, ein Schwab" *(V. II. 177)*.

„Es geht die Sage," erzählt Aurbacher im Volksbüchlein *(I. 159)*, „daß einmal ein Schwab gebeichtet habe, und nachdem er einige Sünden bekannt, habe er plötzlich inne gehalten. Auf die Frage des Beichtvaters, ob ihm noch etwas auf dem Herzen liege, habe der Schwab gesagt: Ja, eins drücke ihn noch, aber er schäme sich, es zu sagen. Der Beichtvater: Er solle nur frei von der Brust weg reden. Hierauf der Schwab: Ich bekenne, daß ich — — ein Schwab bin. Darob habe ihn der Beichtvater getröstet und gesagt: Nun, eine Sünde ists eben nicht, aber schön ist es freilich auch nicht."

Diese hübsche Anekdote kenne ich in folgender mündlicher Überlieferung: Der liebe Gott trifft einen Mann, der bitterlich weinend an der Straße sitzt und sich gar nicht trösten lassen will, auch nicht als der liebe Gott sich zu er-

[1]) Nicht lokalisiert ist das Epigramm Logaus:

Auf Timonem.

Daß deine Mutter dich neun Monat hat getragen,
ist viel. Jetzt duldet dich niemand nur bei neun Tagen.

kennen gibt: ‚Ihr könnt mir au nit helfe, wenn Ihr au der lieb Herrgott seid: i bin a Schwab!' Da hat sich der Herrgott umdreht un hat au gweint. —

Das wird nun mit dem 18. Jahrhundert anders. So trocken und geistlos sich die Aufklärung auch sonst gebahrte, ihr Drang, sich von den alten Vorurteilen freizumachen, brachte den geschmähten Schwaben nun doch endlich Gerechtigkeit. Sie erkannte, daß das lange schwäbische Sündenregister weiter nichts war als eine Karikatur der alten Einfachheit, die sich eben die Schwaben mehr bewahrt hatten als andere Stämme, ein grausamer Hohn aus dem Munde derer, die jene Einfachheit fremden Einflüssen gegenüber aufgegeben hatten. Darum büßen jetzt die Schwabenneckereien ihre alte Schärfe ein und schildern ein in Verkehrs- und Wirtschaftsfragen rückständiges Volk, das sich noch nicht ganz aus der Barbarei herausgearbeitet hat, daneben aber doch über ganz tüchtige Kräfte verfügt. Galt im 12. Jahrhundert der Schwabe für einen heldenkühnen Streiter und in der Folgezeit als das Aschenputtel des deutschen Volkes, so macht ihn jetzt die Aufklärung zum engherzigen Philister, der ängstlich am Althergebrachten haften bleibt, weil so die Urahnen ja auch selig geworden sind, oder zum Muster deutscher Biederkeit, wie Aurbachers „Schwäbischer Diogenes" *(V. II. 146, vgl. Weber II. 19. W. Seytter, Unser Stuttgart 539)* solch ein „Röhrle" darstellt. Die neue Zeit prüft, was sie von der Vergangenheit übernimmt, und tritt an das Erbe mit Kritik heran. Sie schreibt nimmer gedankenlos die alten Quellen ab, überträgt nimmer das Urteil des Cäsar und des Ammian auf die Gegenwart, als ob diese Männer Zeitgenossen wären, und macht sich frei von den ausgefahrenen Gleisen. Allerdings gerät die Aufklärung dafür in ein neues Vorurteil, sie bespiegelt sich dünkelhaft in ihrer vermeinten Vorurteilslosigkeit und verbeugt sich vor dem eigenen „aufgeklärten" Wissen. Darum erscheint ihr der Schwabe als Philister. Aber wer ihn so nannte, hätte getrost vor der eigenen Tür kehren

dürfen. Schwaben wird jetzt zum Krähwinkel, zu einem zweiten Schilda, wofür die weltbekannte Geschichte vom Hornberger Schießen einen klassischen Beweis liefert *(E. Meier 364)*. „Abdera ist nicht mehr," sagt Webers Demokrit *(IV. 49)*, „selbst seine Ruinen sind nicht mehr, aber es hat sich in Krähwinkel umgewandelt."

Zwei Richtungen des deutschen Volkswitzes machen sich da deutlich bemerkbar. Die Aufklärung ist vom Norden Deutschlands ausgegangen, und im äußersten Süden hat sich das Dunkel am längsten erhalten. Der Nord- und Mitteldeutsche hat sich im Verkehr mit der Welt abgeschliffen, aber nicht der Schwabe; drum erlaubt sich der Norddeutsche, voll Hochmut auf den biedern, bescheidenen Schwaben herabzublicken. Früher hatte die Schwabenneckerei etwas durchaus Oberdeutsches an sich; aber seit dem 18. Jahrhundert äußert sich in ihr der Gegensatz zwischen Nord und Süd, zwischen dem aufstrebenden, vielverheißenden und straffen Preußentum und dem in lächerlicher Scheinfreiheit sich gefallenden Schwabentum. Der Norden ging unter Preußens Führung der staatlichen Einheit entgegen, Schwaben war fast noch so bunt wie eine Harlekinsjacke und noch unendlich hinter dem jungen preußischen Königreich zurück. Noch im Jahre 1793 schreibt ein in Schwaben reisender Engländer *(Reise eines Engländers durch einen Teil von Elsaß und Niederschwaben II. 111)*, alle fünfundzwanzig Schritt habe ein anderer Fürst, Graf, Baron, Prälat oder eine Reichsstadt zu befehlen. Der Schwabe, der sich krampfhaft beide Augen zudrückte, um nicht das Getriebe der großen Welt zu sehen, fühlte sich glücklich in seinem engen Vaterland. Und das ist der zweite Punkt, der den Spott der andern Deutschen herausforderte: Die lächerliche Einbildung, mit der sich der Schwabe im längst verblichenen Glanze der alten Reichsunmittelbarkeit sonnte, der gravitätische Stolz, mit dem der Bürgermeister Kannengießer, Strumpfwirker oder Garnbleicher zu Hause einherschritt, während er im „Ausland" seine Abstammung am liebsten ganz

verleugnet hätte *(Risbeck, Voyages en Allemagne 1788, 24)*: all das macht den Schwaben zum Vertreter der guten alten Zeit, die sich in der Schlacht bei Roßbach so unsterblich blamiert hatte. Aber der Schwerpunkt der Neckereien verschiebt sich ein wenig; er ruht nicht mehr so ganz auf dem Schwaben, sondern auf dem freien Reichsstädtlein, in dem sich Dünkel und Machtlosigkeit zum zeitwidrigsten Unding vereinigt hatten. Diese Reichsstädte und ihre „Schurzfleckmajestäten" hat sich die politische Satire der Zeit aufs Korn genommen *(vgl. Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben S. 66ff.)*. Sie liegen, wenns der Spott auch nicht ausdrücklich hervorhebt, größtenteils auf schwäbischem Boden, so auch Biberach, das Wieland zu seinen „Abderiten" so manchen unfreiwilligen Beitrag geliefert hat. Die Neckereien des 18. Jahrhunderts führen in ein köstliches Kleinstadtidyll.

Das Heiligtum des freien Reichsstädtleins, das Sinnbild der Stadtherrlichkeit war der Galgen, der sich einer eigenartigen Verehrung erfreute. Nirgends gibt es „mehr Galgen im ganzen deutschen Reich", sagt Aurbacher *(V. I. 171)*, „als im Schwabenland; woraus du jedoch nicht den Schluß machen darfst, daß dort die Spitzbuben zu Haus seien, sondern sie laufen eben aus allen übrigen Gegenden Deutschlands zusammen, wo sie wissen, daß sie niemand fängt und hängt." Allerdings meint Anselmus Rabiosus, dessen „Reise durch Ober-Deutschland, Salzburg und Leipzig" (1778) Voltaires Geist atmen möchte und bei den Zeitgenossen auf scharfen Widerspruch stieß *(41)*: „Nirgendwo trift man mehr Räder, Galgen und Schergen an als in Bayern. Hier sind die Landstrassen auf beeden Seiten mit Galgen bepflanzt, so wie sie in policirten Ländern mit Maulbeerbäumen bepflanzt sind." Bayern galt ja schon früher als das Land der Henker *(Gerlach I. 69 Nr. 344)*: „Im Bayerland waren auf einmal vierthalb hundert Pfarren ledig, weil man keine Pfarrer bekommen konte, aber um einen Henkersdienst haben ihrer achte angehalten." Die jetzt neu auftauchenden Galgenscherze sind ihrem Wesen nach schwä-

bische Ortsneckereien, die in Hans Sachsens Fastnachtsspiel „Der Roßdieb zu Fünsing" *(Fastn. Nr. 59)* zum erstenmal Gestalt bekamen. Aber sie werden von fremden Reisenden, wie von dem Kurländer Gaum und dem bissigen Anselmus Rabiosus, gesammelt und weitererzählt, um das ganze Volk lächerlich zu machen. Dabei entbehren diese Geschichtchen keineswegs einer tatsächlichen Grundlage, aber wieder müssen die Schwaben tragen, was die andern angestellt:

Die Laupheimer wollten einst den Bopfingern mit ihrem Galgen nicht aushelfen, weil der nur für die eigenen Kinder bestimmt sei. So mußten die Bopfinger ihrem Delinquenten einen Zehrpfennig geben, damit er sich in Nürnberg hängen lassen konnte. In einer schwäbischen Reichsstadt hatte man doch einmal, wenn auch ungern, einen Fremden gehängt. Den ließ man vorher einen Revers unterschreiben, daß sein Fall kein Präzedenzfall sei, und weihte dann den Galgen feierlich zum neuen Gebrauch wieder ein. So heißt es in den „Reisen eines Curländers durch Schwaben" 1784 *(S. 303)*. Was hätte der Kurländer aber gesagt, wenn er gewußt hätte, daß solch ein Galgenfest in seinem aufgeklärten Jahrhundert wirklich gefeiert wurde! Und nicht einmal in Schwaben: sondern in Niederrad bei Frankfurt a. M. wurde im Jahre 1731 der neue Galgen feierlich eingeweiht, wobei der Rat den Bürgern „ein Faß Wein zum Vertrinken, der Jugend aber einen Hut und ein Paar Strümpfe zum Vertanzen" stiftete! *(Horne, Geschichte von Frankfurt a. M. 4. Auflage 222; vgl. auch Alwin Schultz 5)*.

Doch hoffentlich ist nicht wahr, daß die Bopfinger einen zum Tod Verurteilten frei herumlaufen ließen, bis das Reichskammergericht das Urteil bestätigt hatte. Wie nun die Zeit der Hinrichtung kam, erschien der Dieb nicht. Der hatte sich in der letzten Nacht mit einem Ballen Tuch aus dem Staube gemacht. Auf der Landstraße begegneten ihm Tausende von Schaulustigen und Neugierigen; er merkte den Butzen wohl und fragte sie: ‚Wohin des Weges schon so frühe?' ‚Nach

Bopfingen,' war die Antwort, ‚zum Henken!' ‚O glaubet des nett, da müeßt i auch derbei sein!' Und lief mit seinem gestohlenen Ballen über Hals und Kopf, über Stock und Stein! *(B. A. IX. III. vgl. Lyrissimum II. 100 Nr. 100. Jan Tambaur 106).*

Das ist die Rolle, die der Schwabe im 18. Jahrhundert spielen muß. Gewiß kennt schon das 16. Jahrhundert derartige Neckereien; aber jetzt werden sie von neuem aufgenommen und gegen das Schwabenland gerichtet. Als Krähwinkler zeigt sich der Schwabe in den Schilderungen und Reisebriefen der Aufklärer. So sagt z. B. Anselmus Rabiosus, der seine eigene Anschauung wiedergibt, aber doch seine Voreingenommenheit nicht überwinden kann: „Die schwäbischen Sitten sind arm und einfältig, und ihr Geist ist grob, sklavisch und träge" *(47)*. Günstiger urteilt er vom Herzogtum Wirtemberg, dem „Reich der Magister und Schreiber": dessen Einwohner haben „fleißigen Geist, frugale Sitten und eine bescheidene Gemütsart". Dann aber kehrt das alte Gespött des Volksmunds wieder, wenn Anselmus schreibt *(S. 48)*: „Die außerordentliche Bevölkerung in Schwaben ist eine Folge der Frugalität, die einen allgemeinen Sittenzug der Nation ausmacht. Es giebt keine verliebtere Geschöpfe als die Schwaben. Sie begatten sich Sommer und Winter, und eine Schwäbinn bringt gemeiniglich zwey Junge, eines vorne im Jahr und eins hinten. Diese Kinder wachsen unter der Hand der Vorsicht auf wie die Pilsen. Wenn sie groß geworden, so werden sie von ihren Landesherren in die Dienste fremder Höfe verkauft, oder sie wandern kolonieweis aus. Nirgends ist das Übel der Auswanderung, welches von der einen Seite durch die Länderprivilegien und von der andern durch unverzeihliche Staatsfehler unterstützt wird, häufiger und stärker. Man hat Züge von Schwaben auf dem Wege nach Hungarn, nach Pommern, nach Astrakan gesehen, welche, so wie die Bienenschwärme, oder wie die Züge der Kraniche, die Sonne verdunkelt haben . ." *(vgl. Risbeck 27)*.

Eine köstliche Satire und ein hübsches Beispiel seines boshaften Witzes gibt Anselmus Rabiosus in der

„Feuerwehrordnung einer schwäbischen Reichsstadt.

„.. Sobald ein Feuer ausbricht, sollen die Turmwächter, sofern sie nicht schlafen oder in der Schenke sitzen, an die große Glocke anschlagen ... Die Sprützen müssen jährlich zweimal, im Frühjahre und im Herbste, probirt werden, versteht sich, wenn es die Witterung zuläßt oder die Polizey nicht darauf vergißt. Endlich haben S. Excellenz der erste Präsident... auf das Schärfste verordnet, daß, so oft ein Feuer auskommen will, jedesmal die Sprützen drey Tage vorher vollkommen hergerichtet werden und in Bereitschaft stehen sollen ..." Das wird späterhin folgendermaßen noch verschärft: „Erstens sollen künftig nicht nur die großen Sprützen, sondern alle Wassereymer zu rechter Zeit, nämlich drei Tage vor der Brunst gefüllet werden und in Bereitschaft sein. Zweytens sollen nach jeder großen Brunst durch 14 Tage 3 Mann von der Bürgerschaft ... bey der Nacht Wache halten und, um nicht einzuschlafen, fleißig trinken und trappolieren. Drittens soll während diesen 14 Tagen zweymal in der Nacht im ganzen Burgfried gestreift und dieses den Morgen vorher durch den öffentlichen Trommelschlag bekannt gemacht werden. Viertens endlich soll derjenige, der zuerst bey einem wirklichen Feuerausbruche Lärm macht, an der Stelle in Verhaft genommen werden. Eben das soll auch allen jenen widerfahren, welche sagen werden, es sey irgendwo Feuer gelegt worden" *(Reise nach dem Kürbislande III, 1782. vgl. Curländer 303. Weber, Briefe 227).*

Gerechter und vorurteilsfrei wird Schwaben in den „Reisen eines Curländers durch Schwaben" (Verfasser Joh. Friedrich Gaum) beurteilt: „Die Schwaben sind etwas langsam und bedächtlich," sagt er *(S. 9)*, „sie wollen nicht klüger seyn als ihre Voreltern" *(66)*, und seit einigen Jahren haben sie nun auch das Cofeetrinken angefangen" *(19)*, aber dennoch können sie sich im Genuß ihres so reich gesegneten Landes „über die unverdiente Schmach, die sie noch immer, als Schwaben, von andern, die doch nicht besser als sie sind,

tragen müssen, getrost hinwegsetzen" *(8)*. Doch hindert das den Verfasser nicht, einige Geschichtchen von der schwäbischen Feuerpolizeiordnung und Wegepolitik mitzuteilen, die er vielleicht nicht für so schlimm ansieht als „nun auch das Cofeetrinken". Einige Abschnitte hieraus genügen: Der Verfasser wundert sich über den „Umstand, . . . daß seit ein paar Jahren die Strassen voll von Würtembergern sind, die ihr geseegnetes Vaterland freywillig mit dem Rüken ansahen und in Westpreußen das mit Wucher wieder zu finden hoffen, was sie dort zurükgelassen haben" *(23)*.

„Ich wünsche," schreibt der Curländer *(S. 177)*, „daß es mehr Spaß als Ernst sey, was man einer gewissen ansehnlichen Stadt (in Schwaben) nachsagt, daß sie den Vorschlag, der von jemand gemacht worden, nur eine gewisse Streke weit von der Stadt einen jämmerlichen Weg ausbessern und nach Art einer Chaussee anlegen zu lassen, aus diesem Grunde verworfen habe, weil sonst die Bürger, die Pferde und Karren haben, diese müßig stehen lassen müßten und nichts mehr verdienen könnten, wenn jener Weg auf einmal gut gemacht würde; da sie hingegen, wenn er im alten Stand bliebe, von Zeit zu Zeit, so oft er gar zu tief und morastig sey, Steine zu führen, und also etwas verdienen dürften . . ."

Ein derartiger Schwabenstreich ist im Jahre 1790 wirklich ausgeführt worden: Da beschweren sich die Reichsstädte beim Reichstag, daß sie das Postwesen vielfach beeinträchtige; „es werde dadurch das uralte und wohlhergebrachte Stadt- und Landbotenwesen gestört". Sie bitten daher, „die zum größten Nachteil der bürgerlichen Nahrung errichteten Postwagen entweder wieder abzustellen oder doch dieselben auf alleinigen Transport der Reisenden und ihres Gepäcks zu beschränken, auch keine neuen zu errichten ohne Zustimmung der Reichsstände, deren Gebiet sie berühren" *(Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte I. 160)*. Und „noch im Jahre 1836 konnten die Ältesten der Magdeburger Kaufmannschaft einstimmig eine Eisenbahn nach Leipzig als einen Nachteil für die Elb-

stadt erklären, noch 1840 erregte im Bremer Senate die Anfrage, ob er sich mit 500000 Talern am Bau einer Eisenbahn nach Hamburg beteiligen wolle, nur große Heiterkeit" *(Flathe, Das Zeitalter der Restauration und Revolution, in Onckens „Geschichte in Einzeldarstellungen", IV. 2, S. 424).*

Eine andere Mär des Curländers könnte ebenso gut auch wahr sein *(178)*:

„Eine andere Landstadt habe sich dagegen gesezt, zu der Anrichtung einer Chaussee etwas beyzutragen, die ganz in ihrer Nähe hätte errichtet werden sollen. Ein Mitglied der Versammlung habe eingewendet: Diese neuen Wege, von denen die klugen Alten nichts gewußt haben, und doch glüklicher gewesen seyen als wir, die wir alle Augenblike neue Erfindungen auf die Bahn bringen, seyen Pferden und Wagen, Schiff und Geschirr der Fuhrleute höchst schädlich: wie man bisher auf den alten Wegen fortgekommen seye und Handel und Wandel getrieben habe, und noch besser als in diesen unsern neuerungssüchtigen und verderblichen Zeiten, so könne es auch in Zukunft geschehen. Ein anderer habe behauptet, da man bey den neuen Wegen Chausseegeld werde bezahlen müssen, so werden die Fuhrleute und Reisende solche meiden und die alten Strassen vorziehen, auf denen man zwar etwas Weggeld, aber doch nicht so viel als auf den neuen geben dürfe. Dies ist noch lange nicht alles und bey weitem nicht das wichtigste, habe ein dritter geantwortet: Aber denke man an Kriegszeiten! Da sind die Orte, auf die Chausseen zugehen, immer die ersten, wo sich die Armeen hinwenden; ich gebe meine Stimme wider die Chaussee, und wenn alle Ja dazu sagen wollten. Wie gesagt, so geschehen! Der neue Weg unterblieb aus diesen wichtigen Gründen."

Ganz anders schreibt aber Johann Georg Keyßler, der in seinen „Reisen durch Deutschland" (1776) die Schwaben nachdrücklich in Schutz nimmt: „Die Schwaben müssen unschuldigerweise viele Histörchen von sich ausbreiten lassen, sie sind aber so klug, daß sie selbst solche zur Belustigung der Gesellschaften

erzählen und sich nebst andern Nationen mit gleichem Rechte oder Unrechte an den Schweizern wieder zu erholen pflegen" *(S. 11)*. „Überhaupt muß ich gestehen, daß bei der schwäbischen Nation so viel guter Verstand und dabei vielleicht mehr von der alten deutschen Treue und Redlichkeit gefunden werde als bei mancher andern. Absonderlich sind im Württembergischen die Bauern so klug und witzig, als in andern Ländern kaum die gemeinen Bürger . . ."

Damit will nun allerdings nicht recht stimmen, was im Jahr 1796 in Beutelsbach geschehen sein soll und dem ganzen Schwabenvolk zur Last gelegt wird. Soll man lachen über die Dummheit oder weinen über den grenzenlosen Aberglauben, der ihm hier nachgesagt wird! Die Beutelsbacher haben nämlich einen Hummel lebendig begraben, damit eine Viehseuche nachlasse, und haben daher den Namen Hummelsbacher bekommen *(B. V. I. 453. Seuffer, Hellauf Schwobaland! 79)*. Zwei auf fliegenden Blättern verbreitete Lieder singen von der unglaublichen Tat; das erste schlägt mit einigem Geschick den Moritaten-Ton an, das zweite ist ein Nachruf der hinterbliebenen Kühe. Und in beiden wird noch die schwäbische Einfalt verantwortlich gemacht *(Scheible, Schaltjahr III. 249. IV. 416. B. A. IV. 147)*:

Lied eines Nachtwächters wegen der gewaltsamen Hinrichtung eines Farren.

Hört auf, ihr Leute allzumal,
und lasset euch doch sagen,
was sich nicht weit vom Nekkar-Thal
hat kürzlich zugetragen!
In Schwaben herrscht geraume Zeit
das ungarische Fieber
des Viehs, daß manche brave Leut
verarmten fast darüber.
Der Thierarzneikunst Allgewalt
ward sämmtlich aufgeboten,

den Jammer in der Pest-Gestalt
urplözlich auszurotten.
Wohl folgte mancher braver Mann
den einsichtsvollen Männern
und that als deutscher Biedermann
den Rat von klügern Kennern.
Doch mancher Dummkopf lebt ja noch,
der's Bessere nicht achtet,
der unter dem Despoten Joch
der großen Dummheit schmachtet.
So wurd' in forma optima —
wie's Chronik mit sich führet —
durch Wunder Sympathetica
die Viehseuch exorzieret.
Hier scheute mancher Mann sich nicht,
stekt seinen Troß von Rindern
unbschrie'en straks ein Unschlitt-Licht,
cum venia, in Hintern.
Dort schmiert man Stein-Oehl in den Stall,
hängt Teufelsdrek zur Thüre,
ziert mit drei ††† sie, im Fall
man Teufeley verspüre.
Der Vater vieler Dummheit ist
bekanntlich — Aberglauben,
der manchem sucht mit plomper List
sein bischen Wiz zu rauben.
Und diß geschieht im Schwabenland
ach leyder gar nicht selten!
Drum Muse, mache nun bekannt,
was Zeitungen uns melden.
Der B ..... weise ... Rat
vor Viehseuch ließ frisch auf der That
der Bürgerschafft entbieten:
„Man solle morgen mit den Tag
den allerschönsten Farren,

der sich auch je nur finden mag,
lebendig hier verscharren;
und daß die ganze Anzahl sich
von Rindern ein Exempel
hier nehm', soll jedermänniglich
erscheinen bey dem Tempel
mit Kuh, mit Kalb, mit Ochs, mit Stier.
Von da ward auf den Wiesen
in Prozession besagtem Thier
sein Pläzchen angewiesen."
Gesagt, gethan. Die Bürgerschaft
erscheint im Sonntags-Kleide,
bekleidet von der Ochsenschafft
solenne auf der Weide.
Bald fühlt der arme Sünder sich
in banger Todesklemme!
Drum sträubt und tobt er jämmerlich
mit Wut erfülltem Grimme.
Nun bindt und knebelt man mit Not,
fängt sträklings an zu scharren
und scharrt mit Barbarismus Tod —
den schönsten aller Farren.

Wie lange, Wahrheit, säumest du,
von deinen lichten Höhen
bey solchen Fällen — ach im Nu —
zu uns herab zu gehen!

Denkmal ehelicher Zärtlichkeit

am Grabe des zu Beutelspach 1796 lebendig begrabenen Farren, errichtet von dessen hinterbliebenen tiefgebeugten Kühen.

Wer du seyn magst, Wandrer, steh' hier stille!
Dieses Grab deckt unsres Gatten Hülle,
weiland Farren hier zu Beutelspach.
Ach! er starb für die gesammten Rinder

dieses Dorfes. Wir und unsre Kinder
brüllen trostlos seinem Schatten nach.
Von dem engern Ausschuß blinder Schwaben
ward er hier lebendig eingegraben,
als ob dieß ein heilig Mittel wär'
und die Seuche von uns wenden könnte.
Toller Wahn! Im neuen Testamente
opfert man ja keine Farren mehr. — —
Ach! er war der Heerde Stolz und Freude,
ging so zärtlich mit uns auf die Weide,
sorgte stets für die Bevölkerung.
Welche Schmerzen unsre Brust durchwühlen,
können nur die jungen Wittwen fühlen;
größtentheils sind wir auch rasch und jung.
Zwar er brummte, wie die Männer alle,
doch wir reizten selten seine Galle,
die sein Tod bei uns nicht heilen kann.
Hing er gleich den Kopf oft mürrisch nieder,
er war rauh, doch ehrlich, brav und bieder,
und das Dorf ihm sonst wohl zugethan.
Als sie ihn, gefesselt an den Füßen,
in die Grube grausam niederstießen,
mörderisch ihm raubten Luft und Licht,
rief er noch mit thränendem Gesichte:
Herr, behalt dem Schulzen und Gerichte
und dem Volk die Schwachheitssünde nicht.

In der Tat hat im Herbst 1796 eine heftige Viehseuche im ganzen Herzogtum Württemberg gewütet, und die Regierung klärte mehrmals im „Schwäbischen Merkur" und in den „Stuttgartischen Anzeigen" über das Wesen des Viehsterbens auf und gab Heilmittel an. „Schultheiß, Gericht und Rat" von Beutelsbach erließen folgende Bekanntmachung: „Wegen der hier und in einigen benachbarten Orten herrschenden Horn Vieh Seuche gedenken wir ... den beträchtlichen

Vieh Markt auf günstigere Zeiten zu verschieben." Aber was zu der Schauermär Anlaß gab, läßt sich wohl nimmer erfahren.

Schon im 17. Jahrhundert sagten manche unbefangene Stimmen, der Schwabe werde mit Unrecht verunglimpft, andere seien auch nicht besser. Und Johann Fischart zählt im „Gargantua" *(21)* unter einem ganzen Schwarm vorgeblicher Werke von ihm auch die „Schwäbisch Ehr Rettung" auf. Ernst wars ihm mit einer Ehrenrettung der Schwaben sicher nicht, denn er hat in die spätern Ausgaben seines „Gargantua" immer mehr Schwabenneckereien eingefügt, — wohl aber dem 18. Jahrhundert.

Hatten gerecht denkende Männer wie Gaum und Keyßler sich bemüht, dem Schwaben zu seinem Rechte zu verhelfen, so konnte ein derartiges Streben im Schwabenlande selbst nur freudigen Beifall finden. Damals regte es sich auch in dem von einer chinesischen Mauer eingeschlossenen Württemberg; auch hier gab es Leute, die aus der Weltferne hervordrängen wollten, und auf denen der schlechte Ruf ihrer Heimat schwer lastete. So begann auch von innen der Kampf gegen das alteingewurzelte Vorurteil. Das Jahrhundert der Ehrenrettungen brachte auch Schwaben eine Reihe von Verteidigungsschriften.

Zwei Gruppen sind hier deutlich wahrnehmbar. Die erste bekämpft das Vorurteil, das auf dem ganzen Volke lastet, und möchte Abhilfe schaffen, indem es die Gründe aufsucht, die den Schwaben ins Gespött der Welt gebracht haben. Hierher gehört ein im Jahr 1774 in Augsburg ohne Verfassernamen erschienenes Büchlein „Die Ehre der Schwaben, aus der alten und mitlern Geschichte gerettet." Das will „den Ungrund des Vorurteils andrer auswärtiger und einheimischer Völkerschaften gegen die Ehre der Schwaben zeigen" und beweisen, „daß die Schwaben zu allen Zeiten einen vorzüglichen Rang unter den deutschen Völkern behauptet haben und nur höchst unbilliger Weise in spätern

Zeiten verunglimpft worden sind". Erst wärmt der Verfasser die Aussagen Cäsars und des Tacitus wieder auf und betont den Anteil Schwabens an der alten deutschen Geschichte; dann geht er im 3. Abschnitt über zu den „Ursachen, die diesen alten Ruhm unterbrochen haben können", und da weiß er nun leider nicht viel vorzubringen, und vor allem gar nichts, was irgendwie stichhaltig sein könnte. Im Anschluß an Felix Fabri *(s. S. 68)* wird behauptet, die Italiener seien daran schuld, die ihren Haß gegen die Hohenstaufen auf deren schwäbische Heimat übertragen hätten. Auch die Sachsen müssen herhalten: denen haben die Schwaben während des Zuges der Angelsachsen nach Britannien einst die Weiber geraubt, worauf die Sachsen die von den Schwaben mit den sächsischen Frauen gezeugten Kinder für erblos erklärten[1]); und endlich sei der Spott entstanden aus der Eifersucht der deutschen Stämme, die mit unrühmlichen Mitteln den stets wachsenden Ruhm der Schwaben zu untergraben versuchten. „Eine beißende Spottrede ist ein gewöhnliches Behelfsmittel und der lezte Versuch einer verzweifelten Gegenwehr, wenn man seinem Gegner auf keine andere Weise etwas anhaben kann."

Ob dies Machwerkchen von 73 Textseiten zur Wiederherstellung der schwäbischen Ehre etwas beigetragen, erscheint sehr fraglich. Um so mehr hat die zweite Gruppe der Verteidigungsschriften gewirkt. Diese gehen von der Tatsache aus, daß Schwaben bisher in den Wissenschaften und Künsten noch nichts geleistet habe, geben also von vornherein die eigene Rückständigkeit zu. Dieser Klage hatte schon Reuchlin in einem Distichon Ausdruck verliehen *(Hartmann II. 31)*:

Semper enim fugiunt Musas Nicer atque Bacena,
et nequit in Suevis vatibus esse locus.

---

[1]) Sachsenspiegel 1, 17: „Der Schwab mag auch von Weib halben kein Erbe nehmen, denn die Weiber in ihrem Geschlechte sind alle erblos gemacht durch ihrer Vorfahren Missetat" *(vgl. Brüder Grimm, Deutsche Sagen II. 65).*

Auf deutsch:

Ewig fliehen die Musen den Nesenbach und den Neckar,
und im schwäbischen Land nimmer ein Dichter gedeiht.

Hundert Jahre später hat der Schwabe Valentin Andreä die Heimat mit dem Land der Skythen verglichen. Im Jahre 1764 schrieb Schubart an Wieland: „Was kann man von Schwaben hoffen? Ich mache in Gedanken eine Landkarte über Schwaben und sehe die Gegenden des schönen Geschmacks wüste, verwildert und unangebaut. Die wenigen Kolonisten verlieren sich nach und nach aus unseren Gegenden" *(W. Lang, Von und aus Schwaben VII. 2).* Im Jahre 1775 meinte Gottlob David Hartmann, seine Landsleute hätten „größtenteils der Barbarei den Eid der Treue geschworen und seien dafür verdammt, nicht zu denken" *(Hartmann II. 33),* und dieselbe Klage erhoben Huber und der Freiherr von Gemmingen. Andere wieder traten ein für die schwäbische Heimat und ihre Professoren und antworteten den aufgeblasenen „Afterschwaben", so Georg Jakob Duttenhöfer *(in der Vorrede zu den „Schwäbischen Gedichten" 1751. vgl. Wohlwill 71. Hartmann II. 6 ff.).*

Mit einem offenen Zugeständnis beginnt auch Balthasar Haug sein Büchlein über den „Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben (1762)": „Die Schwaben sind seit geraumer Zeit in dem Geschrey, als wären sie weder Verehrer, noch Kenner der schönen Wissenschafften. Man legt Ihnen wenigstens zur Last, daß die meiste deutsche Völker weiter gekommen seyen als sie ..." Die Schuld liegt auf beiden Seiten: „Die Fremde waren mit allzuvielen Vorurtheilen gegen die Schwaben eingenommen; die Schwaben aber gegen die Aufmunterungen und den Vorgang der Fremden allzu gleichgültig" *(S. 9).* Dann sagt er zusammenfassend *(S. 49)*: „Die Schwaben haben noch nicht gezeigt, daß sie so viel Geschmack an den schönen Wissenschaften haben als z. E. die Sachsen oder Schweizer, aber Anlage haben sie genug; Leute, die vor-

trefflich denken und urtheilen, gibt es dessen ungeachtet, aber nicht in so großer Anzahl ... Es ist wahr, Schwaben hat auch jetzt noch keinen Dichter geliefert, der in den Reyhen gehörte, wo Haller, Bodmer, Gellert und die Meister stehen. Es folgt aber nicht daraus, daß sie nur an der Wurzel des Helicons klettern" *(S. 80)*.

Aber schon auf dem Titelblatt des „Almanachs" von Gotthold Städlin (1781) geht die Sonne auf über dem barbarischen Schwaben.

Im Jahre 1785 ließ dann Johann Michael Armbruster sein „Schwäbisches Museum" erscheinen, um der Welt zu zeigen, was das vielgeschmähte Schwabenland vermag, und um „das Lächerliche und Ungereimte zu verdrängen", „der Nacht, die noch auf einem großen Teil Schwabens ruht, entgegenzuarbeiten". Also auch Armbruster gibt eine gewisse Rückständigkeit zu. Durch nackte, rückhaltlose Wahrheit soll alles ans Licht gezogen werden. Drum wird unbedenklich folgende „schwäbische Anekdote" aufgenommen *(I. 165)*:

„Ritterliche Übung aus dem achtzehnten Jahrhundert.

„Im Jahr 1783, sage: Tausend sieben hundert drey und achtzig trug sich folgendes Faktum zu, für dessen Wahrheit Schreiber dieses Bürge ist. Der Gutsherr des schwäbischen Ritterguts A** in der Nähe von Schwäbischhall und sein treuer Spießgeselle in manchem Strauß, ein benachbarter Edelmann, wollten sich und einige Fremde, worunter auch Fräulein waren, divertiren. Sie stellten zu dem Ende ein Schießen an mit Bolzen, und ein armer einfältiger Schlag von Kerl, der gewöhnlich den Hanswurst machte, mußte seinen entblößten Hintern zur Zielscheibe hergeben. Für jeden Treffer bekam er nach schwäbischem Gelde einen Sechsbäzner, und bey jedem Treffer ward hochaufgelacht, und die Herren — ob die Fräuleins auch, weiß ich nicht — fanden das Schauspiel gar angenehm! Die Nutzanwendung mache sich jeder selbst ...

Eben dieser obbemeldte Herr von A, ... der sich immer an Hanswursten und Hanswurstiaden belustigte, hatt' einmal einen solchen besoldeten Narren, mit dem er den gnädigen Spaß so weit trieb, daß, da er ihm einmal im Coffee ein Brechpulver gab, der Kerl wenige Stunden darauf Konvulsionen bekam und — starb!!! Und kein Hahn krähte darnach ..."

Der zweite Band bringt am Schlusse „Etwas zur Ehre Schwabens, ein flüchtiges Bruchstück" von wenigen Seiten, wo ein Schwabe mit den Sachsen abrechnet *(II. 305)*: „Das stolze Vorurteil, als ob nur aus Sachsen Gutes kommen könne, und als wir gar keine Köpfe auf den Rümpfen tragen, empört meine Seele. Freylich ist unser Nationalcharakter nicht so verfeinert und abgeschliffen, doch gewiß im Ganzen genommen redlicher, treuherziger, biederer; freylich haben wir keine so blendende Aussenseite, aber vielleicht mehr innern soliden Werth; freylich können unsre Mädchen nicht so viel französisch plaudern, dafür sind sie bessere Wirtschafterinnen und Mütter; endlich haben wir freylich das teutsche Publikum nicht mit einer so ungeheuren Sündfluth von Journalen heimgesucht, worinn wir immer unsre neuesten Produckte von der vortheilhaftesten Seite schilderten und im Posaunenton empfahlen; wir thaten, was wir gethan haben, mehr im Stillen; selbst unsre Verkennung und das vorurtheilvolle Hohngelächter der nördlichen Provinzen Teutschlands haben wir mit einer Festigkeit ertragen, wie es sich für Nachkommen von Leuten schickt, bey deren Anblick — nach Shakespears Ausdruck — die Natur aufstehen und der ganzen Welt sagen darf: das waren Männer!

„Es ist unnöthig, daß ich, um etwas zur Ehrenrettung Schwabens beyzutragen, in diejenige Zeiten zurückgehe, wo ganz Teutschland mit Vergnügen auf die süssen Lieder der Minnesänger horchte; ich darf nur einige Männer nennen, die vor zwanzig und weniger Jahren gelebt haben, und einige, die noch leben und wirken, um das Vorurtheil zu widerlegen, als ob Dunkel und Finsterniß den Theil Teutschlands bedecke,

welchen wir bewohnen, und als ob wir sogar vernagelte Köpfe wären ... Einer der größten Dichter Teutschlands ist ein Schwabe — Wieland, der im Oberon alles geleistet hat, was ein Genie vom ersten Rang nur leisten kann ... Es ist Mangel an Gefühl für Mannheit, Kraft und die Flamme Gottes ‚Genie', in unserm Schiller nicht einen der größten Theaterdichter der teutschen Nation zu sehen ... Der Genius des Guten und Schönen weh' über unser Vaterland mit seinem Flügel ewig und nehm uns nie die von den Vätern geerbte Tugend Bescheidenheit. Auch bey Verkennung unsrer vorurtheilvollen Nachbarn nicht zu ermüden, sondern fortzufahren in der begonnenen Laufbahn sey unser Ziel, und o möchte doch auch dies schwäbische Museum dazu beytragen, den Leuten die Augen zu öffnen und ihnen zu zeigen, daß auch Schwaben gründliches und schönes schreiben können, wenn sie es etwa noch nicht wissen sollten!"

Auch andere Schwaben halfen bei diesen Bestrebungen redlich mit, so der Staatsminister Ludwig Timotheus v. Spittler, der ausrief: „Warum sprach denn Gott: es werde Licht, rief's über das ganze Weltall hin! Wo steht für die Schwaben die Ausnahme geschrieben? Licht muß auch in Schwabenköpfe! Frisch also die Augen ausgerieben! Keck aus dem Kinderstuhl gesprungen! Was zaudern wir lange?" *(Hartmann II. 34).*

Spittler und Gottlob David Hartmann waren die ersten, die den Bann des Tübinger Stifts, „jener Hochburg pedantischer Gelehrsamkeit und starren Buchstabenglaubens" *(Berger 196)*, durchbrachen, und die auch in Schwaben das Licht eindringen ließen. Mit ihnen begann Schwaben den Platz an der Sonne einzunehmen, der ihm gebührte. Jetzt erwachte auch der Schwabenstolz wieder. „Zu sein ein Schwabe, ist auch eine Gabe!" Das stolze Wort mag damals entstanden sein, wie auch „Gott verläßt keinen Schwaben", das dem allgemeineren „Gott verläßt keinen Deutschen" nachgebildet wurde. Die Werke, mit denen die junge schwäbische Schule nunmehr hervortrat, sind voll der hochtönendsten Ausdrücke. Der Schwabe hat ja von

jeher ein besonders stark ausgeprägtes Stammesgefühl besessen. Die deutschen Heldeneigenschaften, Treue und Biederkeit, haben die Schwaben für sich allein gepachtet. Auch jetzt, wo es wieder dem Lichte zugeht, sind sie die deutschesten der Deutschen.

Allerdings wirkte das Liebäugeln mit den Worten teutsch und treu und bieder fast lächerlich, wenn z. B. ein Hochzeitsgedicht aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, das in einer benachbarten bayrischen Stadt entstanden sein mag (*B. A. IX. 120*), mit folgenden Worten schließt:

O werd ein Schwab und bessre dich!
Ja, du beglücktes Schwabenland,
in welchem, dir zum höchsten Ruhme,
die Einfalt ihre Wohnung fand,
du hast die Treu zum Eigentume.
Bey dir gilt noch die Einfalt was,
du denkst nicht dies und sagest das.
Und solcher Einfalt sich befleißen
kann wahrlich keine Schande heißen.
Nein, nein, es ist ein Lob, das man
nicht hoch genug erheben kann.

Und ebenso rühmt ein Trinklied, das Christoph Städele (*Gedichte, Memmingen 1782*) verbrochen hat, überschwänglich genug von den Schwaben (*B. A. XVII. 247*):

Ha! wir brafe Schwaben
sind an allem reich.
Frankreich, deine Gaben
sind sie unsern gleich?
Unser alter teutscher Muth
flammt bei Neckars Rebenblut.
Alle Narrenpossen, die das Ausland hat,
Geken, Teutschfranzosen,
finden hier nicht statt.
Alles muß in unserm Reihn
Grad und frei und teutsch muß sein.

Warme Liebe zur Heimat quillt aus den Versen Stäudlins:

Glüht Genius und Himmelsglut im Busen
Saxoniens Erzeugten nur?
Seyd ihr wie sie nicht Lieblinge der Musen,
nicht Söhne der Natur?
Ihr seyd's! Ihr seyd's! Auch auf dem Suevenstamme
ruht hoher Geist, der Welten schafft!
Auch euch beseelt die lichte Gottesflamme
und Hermanns Thatenkraft.
O tretet auf, die Gräbernacht umhüllet,
erhabne Suevensöhne ihr!
Ihr, deren Ruhm den halben Erdkreis füllet,
erscheint und zeuget mir!
O Kepler du, deß Staub sich sollte mengen
mit Newtons Staube, tritt hervor!
Heb, Wieland, hoch — du Zaubrer in Gesängen —
dein Lorbeerhaupt empor!

Auch Christian Schubart stellt seine Schwaben über alles *(Sämmtl. Gedichte, 1829. III. 68)*:

Schwabenlied.

So herzig, wie die Schwaben,
gibts halt nichts weit und breit.
Denn welche Völker haben
so viele Redlichkeit?
Ihr Herz denkt anders nicht,
als was die Zunge spricht.
So herzig wie die Schwaben
gibts halt nichts weit und breit.
Wer ist wie unsre Schwaben
so männlich noch und stark?
Die Männer dorten haben
noch deutsches Knochenmark.
Die Mädchen sind so hold,
die Weiber treu wie Gold.

So herzig wie die Schwaben
gibts halt nichts weit und breit.
Sie lieben sich wie Brüder
ohn alle Heuchelei,
sie handeln deutsch und bieder
und sind dem Fürsten treu.
Ihr Leben schonen sie
für Gott und Wahrheit nie.
So herzig wie die Schwaben
gibts halt nichts weit und breit.

Der Schwabe übertrifft alle anderen deutschen Stämme *(III. 118)*:

Deutscher Provinzialwert.

Der Sachs ist fein, der Breme stark,
das Baiervolk hat Knochenmark.
Östreicher haben guten Muth,
genießen viel, verdauen gut.
Der Frank ist bieder und gerecht,
der brave Hesse schlecht und recht.
Hannover, Braunschweig, Hamburgs Stadt
noch viel Cheruskerenkel hat.
Doch übertrifft sie alle weit
der gute Schwab' an Herzlichkeit.

Bescheidener aber und doch hochtrabend ist *(III. 70)*:

Das Schwabenmädchen.

Ich Mädchen bin aus Schwaben,
und braun ist mein Gesicht;
der Sachsenmädchen Gaben
besitz ich freilich nicht.
Die können Bücher lesen,
den Wieland und den Gleim,
und ihr Gezier und Wesen
ist süß wie Honigseim.
Der Spott, mit dem sie stechen,
ist scharf wie Nadelspitz,

der Witz, mit dem sie sprechen,
ist nur Romanenwitz.
Mir fehlt zwar diese Gabe,
fein bin ich nicht und schlau,
doch kriegt ein braver Schwabe
an mir 'ne brave Frau.
Das Tändeln, Schreiben, Lesen
macht Mädchen widerlich;
der Mann, für mich erlesen,
der liest einmal für mich.
Ha, Jüngling, bist aus Schwaben?
Liebst du dein Vaterland?
So komm, du sollst mich haben,
schau, hier ist meine Hand!

In einem Jugendlied preist Friedrich Hölderlin *(Dichtungen, hsg. Köstlin, S. 14)* die Heimat:

Mutter der Redlichen! Suevia!
Du stille! Dir jauchzen Äonen zu!
Du erzogst Männer des Lichts ohne Zahl,
des Geschlechts Mund, das da kommt, huldiget dir!

Elise Hahn, „ein württembergisches Frauenzimmer", fordert Gottfried August Bürger in einem schwärmerischen Gedicht auf, um sie zu freien, und darin finden sich folgende Stellen *(Bürger, hsg. von W. O. Wurzbach II. 51)*:

Geboren bin ich in dem Land,
wo Redlichkeit die Oberhand
seit alten Zeiten fand;
in Schwaben liegt das Herzogtum,
durch seiner Fürsten Geistesruhm
allweit bekannt.
. . . . . .
Drum, kommt dir mal das Freien ein,
so laß's ein Schwabenmädchen sein
und wähle immer mich!

Mit echter Schwabenredlichkeit,
mit deutschem Sinn und Offenheit
liebt ferner dich Die Verfasserin.

Was dieser „poetische Streich mit dem Schwabenmädchen, der so prosaisch endete" *(Weber X. 307)*, für Bürger bedeutete, ist ja bekannt: Elise Hahn, seine dritte Frau, hat den Schwabentugenden wenig Ehre gemacht und Bürger ins größte Unglück gestürzt. Ihre Untreue hat ihn an Leib und Seele gebrochen und sein frühes Ende mit herbeigeführt. —

Jetzt rühmt sich der Schwabe alles dessen, worüber man früher spottete:

Ich bin ein plumper Schwab,

sagt der Tempelherr in Lessings „Nathan".

Aber noch im Jahre 1800 kehrt in den „Gedichten, meistens der Liebe geweiht", von J. Fr. Wenz die Schwabenbescheidenheit wieder *(S. 14)*:

So starb einst auf dem Grabe
ein Thor, der Siegwart hieß.
Er war zwar nur ein Schwabe,
doch ist die Sach gewiß — —
Auch Schwabenknaben lieben
die Mädchen, Kuß und Wein;
wo steht es nur geschrieben?
Mir fällt es jetzt nicht ein.

Die schwäbische Bescheidenheit und Ehrlichkeit wird auch von Nichtschwaben anerkannt. So läßt Musäus in seinem Märchen „Der geraubte Schleier" einen Schwaben auftreten — er ist dem Blutbad von Lucka *(s. S. 28)* entronnen und hat sich als einziger von sieben Gefährten aus einem Backofen gerettet —, und dieser Friedbert ist ein „ehrlicher Schwab", ein „unschuldiges Schwabenblut", „ein trugloser Schwab", und hat einen „schlichten, flachen Schwabensinn" *(Volksmärchen 1868, II. 77 ff.)*.

Vor allem blühte Schwaben bald das Glück, eine ganze Reihe bedeutender Männer sein eigen nennen zu dürfen: Philosophen wie Schelling und Hegel, Dichter wie Friedrich Hölderlin, Ludwig Uhland, Justinus Kerner, Wilhelm Hauff, Eduard Mörike, Hermann Kurz, Friedrich Theodor Vischer, Wilhelm Hertz — und der größte von allen ist Friedrich Schiller, der „in der Macht seines Ideenlebens, in seiner Hingabe an idealistische Seelenstimmung, in der Hoheit und Strenge seines ethischen Willens der großartigste Repräsentant des schwäbischen Geistes ist" *(Weltrich, Schiller 58)*. Dieser Reichtum Schwabens an bedeutenden Dichtern ist kein Zufall. Schwaben, „vielleicht die schönste, gesegnetste und herzigste Provinz Deutschlands", wie der Landsmann Weber *(IV. 45)* meint, ist ja „der Mutterboden des Idealismus" *(J. Hartmann 25)*. „In Schwaben wird das Ohr von einer Fülle melodischer Volkslieder umtönt," schreibt Palleske *(Schiller I. 17)*, „die Phantasie durch Natur und Heldensagen gestimmt, und der zehnte Mann ist ein geborener Dichter. Wer in Norddeutschland geboren ist, dem eröffnet sich eine neue Welt, wenn er zum erstenmale in die Fülle des Südens hereintritt." „Dort läßt sich der Geist von den Adlerschwingen der Phantasie tragen, schwäbischer Geist drängt nach den Fragen über das Welträtsel sich hin, der Hauch des Gemüts bewegt die Seele des schwäbischen Volkes" *(Weltrich 55)*.

Auch an Friedrich Schiller hat sich der Spott herangemacht, denn er konnte seine Herkunft nicht verleugnen. Stets hat er sich als Schwabe gefühlt, Schwaben war ihm Heimat und Vaterland *(s. z. B. Briefe, hsg. von Jonas I. 77, 87)* — was eben damals Heimat hieß, wo Deutschland von Vaterländern und Nationen wimmelte. Selbst in den entbehrungsreichen Jugendjahren, wo ihm „seine Knochen im Vertrauen sagen, daß sie nicht in Schwaben verfaulen wollen", fühlt er sich betroffen von dem Vorurteil, unter dem seine Heimat zu leiden hat. Am 30. September 1782 schreibt er in Sachsenhausen an Dalberg *(Jonas 71)*: „Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freien

Schwaben Wachstum und Vollendung abspricht." Er fühlt sich als Württemberger. Den „Geisterseher" schreibt er voller Befürchtungen und unheimlicher Ahnungen, die ein württembergisches Herz ergreifen mußten, als Prinz Friedrich Heinrich Eugen für den Schwindler Cagliostro eintrat und seine Hinneigung zum Katholizismus der Welt zu enthüllen schien; „sein württembergischer Patriotismus gerät ins Feuer, wo er ... sein teures Heimatland bewahren will vor einer verschlimmerten Wiederkehr der katholischen Gefahr" *(A. v. Hanstein, Wie entstand Schillers Geisterseher? In Munckers Forschungen zur neueren Literaturgeschichte XXII. 71 f.)*. Wie die zeitgenössischen schwäbischen Lyriker zum Ruhme ihrer Heimat sangen und ihr den zu Unrecht versagten Platz zu erringen strebten, so läßt Schiller dem Prinzen im „Geisterseher", den er sich als Schwaben dachte, wenn er es auch nicht geradezu ausspricht, „das ungünstige Vorurteil, das auf seinem Geburtslande lastete, eine Aufforderung sein, es in seiner Person zu widerlegen" *(Jub.-Ausg. II. XXVIII. 299. 417)*. Und er selbst tritt in seinem jugendlichen Kriegslied „Graf Eberhard der Greiner von Württemberg" *(I. 243)* für die Schwaben ein und ruft voll Stolz:

Auch manchen Mann, auch manchen Held,
im Frieden gut und stark im Feld,
gebar das Schwabenland!

Und doch mußte Schiller aus Schwaben fliehen, weil hier kein Boden für seine Kunst war. Der Prophet gilt ja selten etwas in seinem Heimatlande. Der tyrannische Wille des Herzogs lastete so schwer auf ihm, daß ihm „Stuttgart und alle schwäbische Scenen unerträglich und ekelhaft werden". In demselben Briefe vom 4. Juni 1782 bat er den Intendanten Dalberg, ihn beim Herzog für das Mannheimer Theater loszubitten: „So sieht es mehr einer Reise als einer völligen Entschwäbung (wenn ich das Wort brauchen darf) gleich und fällt auch so hart nicht auf" *(Jonas 62)*. Auch sein Landsmann Wieland ahnte es, daß „aus dem jungen Mann noch

was werden könnte, wenn er den Schwaben und Pfälzern noch in Zeiten aus den Klauen gerissen" werde *(Berger, Schiller 193)*. „Sie wissen," schrieb Schiller von Bauerbach seinem Mannheimer Freund Schwan *(Jonas 84)*, „daß nur das Verbot, Schriftsteller zu seyn, mich aus wirtembergischen Diensten getrieben hat".

Wenn auch sein Genie erst durch seine „Entschwäbung" sich frei entfalten konnte, wenn Schiller auch erst jetzt das wurde, was er werden sollte, so wußte er doch stets, was er seiner Heimat verdankte, und war stets ein treuer Sohn Schwabens. Am 23. März 1788 schrieb er an Wilhelm vo Wolzogen *(Jonas II. 32)*: „Darinn, m. Bester, bin ich doch nicht ganz mit Ihnen einig, daß Sie mir die hiesige Welt auf Unkosten meines Vaterlands soviel gewinnen laßen... Toleranz, liebster Freund, müssen Sie nun einmal in alle Winkel der Welt mitbringen, und es ist die Frage, ob sie Ihnen überall so belohnt wird, wie unter der gutartigen und kraftvollen Race der Schwaben. Wenigstens gestehen Sie ein, daß meine Landsleute und das Land keine Schuld haben, wenn der Auffenthalt bei ihnen nicht der wünschenswürdigste ist." Am 2. Mai desselben Jahres schrieb er Schwan *(Jonas II. 57)*: „Daß Sie in mein liebes Vaterland reisen und dort meinen Vater nicht vorbeygehen wollen, war mir eine sehr willkommene Nachricht. Die Schwaben sind ein liebes Volk, das erfahr ich jemehr und jemehr, seitdem ich andre Provinzen Deutschlands kennen lernte."

Schiller war ein richtiger Schwabe, „ein empfindsamer, phantasiereicher, freidenkender Schwab", sagte Jakob Grimm in seiner Jahrhundertrede im Jahr 1859 *(Hartmann 92)*. Aber es wäre lächerlich, wollte man in seinem glänzenden Charakterbild nur heroische Schwabeneigenschaften erkennen, wollte man seine schüchterne Sanftmut, die den Leipziger Freunden auffiel und die so gar nicht räubermäßig war, seine Angstlichkeit, mit der er Charlotte von Kalb fragte, ob er sich mit seinen Manieren am Hofe zu Weimar sehen lassen könne, als rein schwäbisches Erbteil auffassen. Und Herman Grimms

seltsame Bemerkung: „Schiller stand die unter dem Mantel von Gemütlichkeit unergründliche Schlauheit der Schwaben zu Gebote" *(Hartmann 41)*, kann man gewiß auf sich beruhen lassen. Aber sicher hat Berger recht, wenn er meint *(S. 158)*, durch Fach und Herkunft sei Schiller nicht eigentlich zur Pflege eines zierlichen Salontones angeregt worden. Das Kraftvoll-Genialische war das Vorrecht seiner und seiner Freunde Jugend, und wenn er sich im August 1787 nicht der regierenden Herzogin vorstellen lassen will, „weil es mit erstaunlichen Ceremonien verbunden ist", und weil er in einen steifen großen Zirkel „schlechterdings nicht tauge" *(Jonas II. 390)*, so spricht er hier im Vollbewußtsein seines Wertes, das allerdings von der echt schwäbischen Abneigung gegen allen äußerlichen Zwang gestützt sein kann.

Aber eines verriet den Schwaben Schiller schon beim ersten Worte: seine schwäbische Aussprache. Wie er in Mannheim den Schauspielern seinen Fiesko vorlas, liefen ihm die Zuhörer alle davon, weil seine übertriebene Deklamation und seine schwäbische Mundart unerträglich waren. Und aus demselben Grund hat wohl Charlotte von Kalb über seinen Don Carlos den Stab gebrochen: „Lieber Schiller, das ist das Allerschlechteste, was Sie noch gemacht haben!" Und beide Stücke kamen erst dann zur wahren Geltung, wie die Freunde sie für sich allein vornahmen. Auch Schillers spätere Schwägerin Karoline hat am 15. Juni 1785 geschrieben: „Don Carlos wird gut werden, mein ich, wenn er seine Sprache nur ein wenig vom Schwabenland reinigte." Eine Reihe von Aussprüchen aus Schillers Munde zeigen, wie sehr er geschwäbelt hat. Der Schauspielerin Karoline Ziegler sagt er in Mannheim: „Das ischt net anders, aber wenn die Gedanken ausgehe, da mal' ich Rössel." Ihrer Nachfolgerin Katharina Baumann überreichte er eines Abends ein Päckchen, in dem sich sein Bild befand, mit den verlegenen Worten: „Ja, sähet Se, i bin halt a kurioser Kautz, des kann i Ihne net sage." Auf solche mundartlichen Einflüsse führt man auch seine freie Reim-

behandlung zurück, wenn er z. B. „Gesängen" mit „schwingen", „Träne" mit „Getöne", „strömen" gar mit „schwimmen" reimt. So hats schon sein Vater Johann Kaspar gemacht, der auch manchmal dichtete; der reimte „wenden" auf „Sünden" *(Paul Lang, Schiller und Schwaben 16)*.

Die schwäbische Aussprache Schillers tadelt darum A. W. Schlegel in zwei Distichen, die der Vollständigkeit wegen hier abgedruckt sind *(Werke 1846. II. 210)*:

Gesicherte Unsterblichkeit.

So lang es Schwaben gibt in Schwaben,
wird Schiller stets Bewundrer haben.

Kennzeichen.

Wenn jemand Schooße reimt auf Rose,
auf Menschen wünschen, und in Prose
und Versen schillert: Freunde, wißt,
daß seine Heimat Schwaben ist.

Und auch Friedrich Nicolai hat ein Steinchen auf den großen Schwaben geworfen:

Xenion.

Schwaben hab ich durchreist und manchen Schwaben gesehen,
aber ein Schwabe wie du hat sich mir nirgends gezeigt.

Was Schwaben seinem größten Sohne verdankt, drückt ein gutgemeintes Distichon aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts aus *(B. A. X. 281)*:

Der Neckar in Schwaben.

Lange hab ich, fürwahr! unwürdige Kränkung erfahren,
aber mich hat von dem Hohn ewig mein Schiller befreit.

Und noch ein Umstand hat dazu beigetragen, die schwäbische Ehre wieder neu erstrahlen zu lassen. Die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wieder aufgenommenen Studien der deutschen Vorzeit haben all das ins Gedächtnis zurück-

gerufen, was die Schwaben in der deutschen Geschichte geleistet haben. Ein mundartlicher schwäbischer Dichter der Gegenwart, Hyazinth Weckerle, preist sein Schwaubaland mit den nachdrücklichen Worten *(Gau! Stau! Bleibe lau! Augsburg 1875, S. 25)*:

Scho' voar fünfhundert Jauhr — ma' därfs ja saga —
hauts Schwaubaländle it bloaß existiert,
dau hand scho' Schwauba d' Kaiserkroana traga
und hand da Papst und ander Leut vexiert;
au' unser Srauch haut in de' selle Taga
jauhrhundertlang in Deutschland d' Herrschaft gfüahrt,
und was in ihr ist g'macht und g'schrieba woara,
bleibt ewig schöa und bleibt uns u'verloara.

Aber daneben ist das Märlein vom Schwaben doch noch nicht in Vergessenheit geraten. Gerade im 19. Jahrhundert findet das Volkstümliche in der Literatur eine eifrige Pflege, so sehr auch in der Zeit der Eisenbahnen und Reisen die alten Volksüberlieferungen verblassen und Gefahr laufen, gänzlich unterzugehen. Die Schwabensage verliert wohl an Schärfe, aber sie gewinnt dafür an Liebenswürdigkeit. Denn wie die dürre Aufklärung überstanden war, hat der Deutsche auch mit einem Male sich wieder zu lachen getraut. Das herzige Schwäblein des Hans Sachs lebt wieder auf, und das ist zum großen Teil das Verdienst Johann Peter Hebels und vor allem des Schwaben Ludwig Aurbacher. Beide begründen das moderne Volksbuch, das als Fortsetzung des mittelalterlichen Schwankbuches aufgefaßt werden darf. Die Schwankbücher spielten einst in der Literatur des 16. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle, die keine Literaturdarstellung übergehen kann, und die im 17. Jahrhundert nur noch den Apophthegmen Zincgrefs beschieden war. Wie dann der modische Geist sich Deutschland erobert, geht jene Literatur ein, weil der Schmutz der Schwankbücher und überhaupt alles

Volkstümliche ihm abscheulich ist. Erst am Anfang des 19. Jahrhunderts entsteht in Hebels „Schatzkästlein" das erste und einzige unvergängliche Werk dieser Art. Daß Hebels Erzählungen zum großen Teil uraltes Volksgut sind, ist ja bekannt, wenn auch der umfassende Nachweis noch fehlt und z. B. die vom Dichter selbst angedeutete Quelle zu seinen Zundelfriedergeschichten *(III. 163)* meines Wissens noch nicht aufgefunden ist. Auch Hebel kennt einige Schwabenstreiche. Da steht ein ehrlicher Schwabe am Rhein Schildwach, und wie der französische Posten auf der andern Seite „Filu" herüberschreit, antwortet er gutmütig: „Halber viere!", weil er meint, jener habe ihn nach der Zeit gefragt *(III. 97)*. Da bringt der einfältige schwäbische Diener seinem Herrn Nachricht von zuhause, indem er mit dem Tode des Raben beginnt und ganz beiläufig den Untergang des ganzen Hauses erzählt: „Sonst gibts just nicht viel Neues!" *(III. 160)*. Da ist ein schwäbischer Rekrut um ein Jahr im Alter zurückgeblieben infolge einer langen Krankheit *(III. 190)*. In andern Scherzen dagegen ist die Beziehung mit Schwaben schon vergessen; so bei jenem einfältigen Menschen in Mailand, der sein Haus verkaufen möchte und mit einem Stein als Probe auf dem Markt sitzt *(III. 149)*, während wieder andere, die neu auftauchen, vielleicht später einmal dem Schwaben aufs Kerbholz kommen. Erscheint hier der Schwabe in entzückender Dummheit, so gewinnt er seine alte Vielseitigkeit wieder durch Ludwig Aurbacher. Er ist noch mehr Volksdichter als Hebel; er schreibt das Volksbuch von den sieben Schwaben und rettet damit erst das Schwäblein für die Gegenwart, indem er seinem Büchlein einverleibt, was ihm an lustigen Schwabenstreichen bekannt war. Zugleich aber stellt er auch den einst von Schwaben ausgegangenen Schwabenspott wieder in die Hände der Schwaben zurück. Durch ihn ist der Schwabe im deutschen Volksmund geblieben. Doch von seiner prächtigen Dichtung wird ein eigenes Kapitel handeln.

Aber auch der Krähwinkelschwab der Aufklärung lebt in der guten alten Zeit noch fort, er findet sogar im „lachenden Demokrit" Karl J. Webers einen prächtigen Darsteller. Hebel und Aurbacher schildern den Schwaben in seiner köstlichen Einfalt, Weber zeigt ihn in seinen Beziehungen zu Staat und Gesellschaft, wobei er die einzelnen Züge zweifellos auch dem Volksmund entnommen hat. Der Bürgermeister von Bopfingen ißt mit zinnernem Löffel seine Suppe und schämt sich nicht, den Dreizack des Mistwagens in der Faust Audienz zu erteilen *(Briefe 246)*; daneben schreiben sich andere Bürgermeister, die auswärts nicht einmal ihr Vaterland zu nennen wagen, wie Römer S. P. Q. N. *(287. vgl. Risbeck 24)*, und „ganz gleich wie Österreich" macht die Reichsstadt Isny mobil gegen Frankreich *(VII. 139)*. Die Stadt Rottweil soll der Kaiserstatue auf ihrem Rathause bei jedem Regierungswechsel einen neuen Kopf aufgesetzt haben, der ungefähr dem neuen Kaiser ähnelte *(VII. 265)*, und die Statue tat dreihundert Jahre ihren Dienst! *(Briefe 279)*. Eine gewisse Reichsstadt ließ beim Durchzug Karls V. den Gehenkten weiße Hemden anziehen, wie Schilda den Galgen als Triumphbogen benutzte; und eine andere jubelte Karl VI. zu: „Vivat Carolus Quintus der Sechste!" *(VII. 348, 453)*. Eine Fülle gemütlicher Geschichten erzählt Weber vom schwäbischen Paradies der guten alten Zeit. So geht die Kanonenwache ruhig ins Wirtshaus: „Herr Hauptmann, ich habe die Kanone zu heben versucht, zwei Mann tragen sie nicht fort, und kommen mehre, so kann ich ja doch nichts machen" *(IV. 46. VII. 139)*. Oder wenn in der schrecklichen Cholerazeit ein Schmied seiner Frau hinaufruft: „Kohle ra! Kohle ra!" und damit das ganze Schwabenstädtchen in Aufstand bringt *(V. 390)*. Darum ist es auch so bezeichnend, daß der Schwabe nimmer als grob gilt, sondern der Bayer und Österreicher und im Norden der Pommer *(VII. 385)*, der ja sonst dasselbe erdulden muß wie der Schwabe *(V. 358)*; der gilt vielmehr als lebhaft, munter, gesprächig und genial, noch mehr als der Franke; er ist arglos und gutherzig, hat das glück-

lichste Temperament von allen *(X. 121)*: Noch immer lebt und träumt er seine Idylle. Sein Schwabenländle ist seine Wonne, und hatte schon Ulrich von Hutten behauptet, „ipsam Stuttgardiam terrae Paradisum appellant Suevi" *(Briefe 182)*, so sagen sie noch jetzt: „Es geit nur oi Stuagert! Es isch oinewäg nur oi Stuagert" *(X. 21)*; für sie gibt es nur vier große Städte in der Welt: London, Paris, Rom und Stuttgart, und der Neckar ist ihnen Nektar *(IV. 175)*.

Aber nochmals ist dem Schwabentum ein bitterer Feind erstanden in Heinrich Heine. Er hat sie mit seinem ganzen Spott und Haß überschüttet, dessen sein Herz nur fähig war. Aber was der Volksmund von ihnen sagte, war ihm nicht bekannt, er wußte bloß, daß man in Schwaben die besten Klöße kocht. Nur in der „Audienz" *(III. 241)* scheint es wie eine alte ferne Erinnerung über ihn zu kommen: Da fragt der König, wo „das große Schwabenkind" her sei. „Du bist wohl ein Schwab? Das ist just keine Schande," und erkundigt sich weiter, ob er von den sieben Schwaben abstamme, und wie dies Jahr die Knödel geraten seien. Am auffallendsten ist folgende Stelle, aus der vielleicht doch eine Anspielung auf die alte Nachrede herausklingt:

> Der König sprach: „Es pflegt der Schwab
> sein Vaterland zu lieben —
> Nun sage mir, was hat dich fort
> aus deiner Heimat getrieben?"
> Der Schwabe antwortet: „Tagtäglich gabs
> nur Sauerkraut und Rüben;
> hätt' meine Mutter Fleisch gekocht,
> so wär' ich dort geblieben."

Die Schwaben waren ihm wie dem Mittelalter die Inhaber der deutschen Kardinaltugenden *(s. S. 95)*.

Aber zur Hauptsache. Woher diese Gegnerschaft? Was hatten Heinrich Heine die Schwaben zu Leide getan? Heine wollte das deutsche Volk, das sich „einen Zopf getrunken",

aus seinem dumpfen Schlafe aufrütteln, es zu einer Tat fortreißen, um die Freiheit zu gewinnen; und zu diesem Bestreben stand die schwäbische Dichterschule im denkbar größten Gegensatz. Zu den „lieben Kleinen von der schwäbischen Dichterschule", die „hübsch patriotisch und gemütlich zu Hause bleiben bei den Gelbveiglein und Metzelsuppen des teuren Schwabenlandes" *(XII. 51)*, gehört zunächst Gustav Schwab, „ein Hering in Vergleichung zu den andern, die nur Sardellen sind, versteht sich, Sardellen ohne Salz." Dann Justinus Kerner, „welcher Geister und vergiftete Blutwürste sieht", Karl Mayer, „welcher auf Latein Carolus magnus heißt; er ist eine matte Fliege und besingt Maikäfer." Gustav Pfizer flattert „mehr als reflektierende Fledermaus, denn als gemütlicher Maikäfer umher und riecht viel mehr nach der Schubartschen Totengruft als nach Gelbveiglein". Ludwig Uhland fürchtet der boshafte Heine schier zu beleidigen, wenn er seiner in so kläglicher Gesellschaft gedenkt. Das waren Heinrich Heines Todfeinde, gegen die er daher seinen ganzen billigen Spott richtet.

Sittlichkeit ist unsre Muse,
und sie trägt vom dicksten Leder
Unterhosen,

sagt im „Atta Troll", dem manchmal gestunken habenden Tendenzbären, der Mops der Hexe Uraka, ein verzauberter Schwabe, der nur von einer reinen Jungfrau erlöst werden kann:

Diese reine Jungfrau muß
in der Nacht von Sankt Sylvester
die Gedichte Gustav Pfizers
lesen — ohne einzuschlafen!

Die schwäbische Dichterschule hat nichts mit den „frivolen Goetheanern" zu tun *(II. 195)*:

Andre Dichter haben Geist,
andre Phantasie und andre
Leidenschaft, jedoch die Tugend
haben wir, die Schwabendichter!

Der in den Venusberg zurückgekehrte Tannhäuser erzählt von seinen Erlebnissen auf der Romreise *(II. 59)*:

In Schwaben besah ich die Dichterschul,
gar liebe Geschöpfchen und Tröpfchen,
auf kleinen Kackstühlchen saßen sie dort,
Fallhütchen auf den Köpfchen.

Die Schwaben, die deutschesten der Deutschen, schnarchten noch lauter als alle in der Hut ihres Monarchen *(Wintermärchen II. 240)*:

Gottlob sind wir Deutsche geblieben,
wir blieben deutsch, wir sprechen deutsch,
wie wir es gesprochen haben;
der Esel heißt Esel, nicht Asinus,
die Schwaben blieben Schwaben.

Heines Zorn gilt dem ganzen Schwabenlande, dem „Land der Philister" *(III. 308)*. „Es ist schwer, in Stuttgart nicht moralisch zu sein", sagt er in der Schrift „Über den Denunzianten". Aber am meisten haßt er die Schwabendichter mit ihrer „hölzernen Leier" *(II. 125)*. Drum vermacht er ihnen in seinem „Testament" *(III. 173)*:

Ein treues Abbild von meinem Steiß
vermach ich der schwäbischen Schule; ich weiß,
ihr wolltet mein Gesicht nicht haben,
nun könnt ihr am Gegenteil euch laben.

Auch manch anderer „deutscher Kritiker" hat nach alter Weise spöttisch herabgeblickt auf „die süddeutschen Dichter, welche im schwäbischen Winkel sitzen" — der Schwabe Gustav Schwab hat ihnen mit stolzen Worten geantwortet *(Gedichte 135)*:

Kommt her, die ihr mit feinen Witzen,
mit Nadelspitzen euch bewehrt!
Die Schwaben, ‚die im Winkel sitzen',
erwarten euch am frommen Herd!

Mit der Gründung des Neuen Reichs verschwindet das Krähwinkelschwäblein, das seine Rolle ausgespielt hat. Schon das gemeinsame Streben nach politischer Einheit hat die Deutschen einander genähert. Dann, wie die Sehnsucht in Erfüllung ging, lernten sich Nord und Süd besser verstehen und schätzen. Standen sie sich früher fremd gegenüber, stellte der Süddeutsche dem Preußen, der vielleicht geringschätzig auf ihn niedersah, ein berechtigtes Mißtrauen entgegen, so achtet jetzt ein jeder die Eigenart des andern. Nur selten noch bläht sich ein norddeutscher Literat auf, bloß weil er im Norden geboren ist, und kein engherziger Schwabe speit Gift und Galle auf den Fremden, der ihm aufs Füßle tritt. Darum kennt die Gegenwart auch keine dünkelhafte Verspottung des Schwaben mehr, sie hat keinen Sündenbock mehr nötig, die alte Voreingenommenheit ist verschwunden. Der Schwabe gesteht jetzt bereitwillig die eigenen Schattenseiten ein und erkennt die Vorzüge der andern an, wo er früher bloß die Nachteile bemerkt hatte.

Doch wie der Schwabe im Urteil der Gegenwart dasteht, gehört nicht mehr in den Rahmen dieser Arbeit. Eine Anzahl von Belegen aus neueren Schriftstellern hat Julius Hartmann in seinem mehrfach genannten „Schwabenspiegel aus alter und neuer Zeit" vereinigt, auf den hiermit verwiesen sei.

Nur ein Name darf hier nicht fehlen: Friedrich Theodor Vischer. In seinem prächtigen Roman „Auch Einer" entwirft er von seinem Heimatsvolk eine wahre und schöne Zeichnung *(Volksausgabe 420 ff.)*:

„Meine sie nun zu kennen, diese Schwaben. Schwerblütig, unvermögend, sich aus sich herauszuleben. Wie leichtlebig dagegen selbst unsre mitteldeutschen Stämme! — Und dabei merkwürdig starkes Stammesgefühl. Meinen, ihre Eigenheiten seien bessere, eignere Eigenheiten, als die Eigenheiten andrer Stämme. Meinen, sie haben die Gemütlichkeit gepachtet . . .

„Nachdenkliches Wesen, viel Talent, aber da stellt sich das T und L um: Talent bleibt latent. Sind so gescheit wie nur irgend jemand, haben aber wie die Schildbürger beschlossen, heimlich gescheit zu sein. Will nichts heraus. Kein Zusammenleben, keine Gesellschaft — denn verhockte Wirtshauskreise sind nicht Gesellschaft — kein Gespräch. ... Guter Verstand überall. Aber kein Gespräch, kein geselliges, verbreitetes, Städte durchfliegendes Ventilieren neuer Dinge, die jedermann interessieren. Kein warmes Wort, kein lebendiger Ideenstreit über neue Bücher, Theaterstücke, Kunstwerke, aufregende politische Ereignisse oder Fragen. Scheint mir auch verstockter Eigensinn zugrund zu liegen, machen Gesichter, die sagen: jetzt, weil jedermann davon spricht, weil alle Welt meint, davon müsse die Rede sein, jetzt gerade erst recht nicht. — Sind übrigens auch fremdenscheu, fremdeln.

„Auch Gutes in dieser Verstocktheit? Hassen windiger Volubilität? Flunkerhaften Leichtredens? Gewiß, und darin viel Recht. Begründeter, gerechter Widerwille gegen das Umsichwerfen mit vergriffener Sprachmünze bei so manchen Norddeutschen, gegen die Schwatzvirtuosität und Wohlweisheit des Berliners. — Auch eine gewisse edle Scham, das Innere nur so geschwind herauszugeben? Selbstgefühl, das sich gegen Modelebtag sperrt? Ja, auch davon ein Korn, im übrigen Phlegma, oder ist es anders zu bezeichnen? Man meint oft, diese Leute müssen ja Fischblut haben, wird irre, wenn man wieder den nachhaltigen Zorn sieht.

„Die Schwaben sind zornig. Muß namentlich vom Neckarwein kommen, der bös macht ... Schiller hat diesen Zorn zum Zorn gegen das Gemeine veredelt. Das Volk sehr roh, soviel ich an Sonn- und Feiertagen auf der Eisenbahn bemerken konnte. Besonders wüstes Fluchen. Auch wilde Tiermißhandlung. Beamter in Stuttgart, klarer Mann, fähig, aus Vogelperspektive zu sehen, sagte: Was ein rechter Schwab ist, wird nie ganz zahm. — Sehr häufig die „oculi truces" des Tacitus.

„Formlosigkeit prinzipiell gemacht: sie gilt für wahre Natur;

Form gilt für affektiert, vor allem: höher belebte Form, doch auch einfach richtige Form, zum Beispiel reines Deutsch. Wissen aber doch in Kunst und Wissenschaft sehr wohl, was große Form ist.

„Vieles offenbar auch Folge der langen Abgeschlossenheit vom großen Verkehr. Weltlosigkeit, Versessenheit, Stagnation. Hauptstadt in einem Kessel, können nicht oben hinausgucken. Entsteht ein deutsches Reich, so wird sie vielleicht die Luftdurchströmung wecken, wird etwa sein, als ob man einen großen Fluß durchleitete. — Doch gewiß langsam.

„Halten sich in ihrer Selbstliebe für besonders ehrlich, solid, reell — während es mit der Gewissenhaftigkeit in Handel und Wandel, im Handwerk um kein Haar besser steht als irgendwo in unsrer Zeit ... Hören gern: „biedre Schwaben." Der wahre Biedermann wird aber die Biederkeit haben, dies Prädikat nicht anzunehmen, weil es klingt, als ob die Leute anderswo nicht bieder wären.

„Das viele Talent sichtbar in viel Humor. Aber dieser Humor öfters ins Kleine, ins Lokale verkräuselt. Lach- und Spottneigung: gefährlich, kehrt sich leicht gegen wahres wie gegen falsches Pathos. Spottlust dadurch etwas entschuldigt, daß man sie selbst viel verspottet, und doch viel mit Unrecht. Auch ihren Dialekt verspottet man oft ungerecht; unter all seiner Unschönheit ist doch ein feiner Sprachsinn verborgen, ein Ohr, ein Nerv von viel Schärfe für Sprachfehler moderner Abschleifung, naturloser Sprachkultur. Habe zum Beispiel niemals den Akkusativ und Ablativ, nie das Her und Hin, Hier und Dort verwechseln hören.

„Beamtenstand habe ich in Mehrheit sehr gewissenhaft gefunden. — Auch die Sitte im ganzen und großen noch etwas intakter als anderswo. Verkehrsanstalten exakter Dienst. — Viel Tüchtigkeit. — Schulwesen höchst solid. — In diesen Dingen mehr Ernst, Sorgfalt, Genauigkeit als bei den südöstlichen Nachbarn. Protestantisches Land.

„Summa: Völklein schwer zu begreifen; Gutes und Schlimmes verknäuelt wie kaum irgendwo. Überrascht aus seiner

engen Existenz die Welt auf einmal mit einem Schiller, Schelling, Hegel. Vielleicht kann man sagen: unter dem dichten, knorpligen Schildkrötenschild ein stets gesparter, obwohl auch viel zu sehr gesparter Schatz von Talent und Kraft. Dies die mildeste Ansicht und billigste Entschuldigung. — Nur der Lebtag von der Gemütlichkeit sehr verdammenswert, erregt Überdruß."

Auch das Schwabenmädchen muß noch eine Rechtfertigung erfahren für so manche schlimme Nachrede, und zwar aus dem Munde eines Kenners aller Zeiten und Völker. Der ewige Jude sagt nämlich in Hauffs „Memoiren des Satans" (*I. 70*): „Soviel habe ich mit eigenen Augen gesehen, daß man dort im Durchschnitt unter den Mädchen eine weit größere Menge hübscher, sogar schöner Gesichter findet als selbst in Sachsen, welches doch wegen dieses Artikels berühmt ist ... Sie können gar nicht glauben, wie reizend dieser verschrieene Dialekt von schönen Lippen tönt, wie alles so naiv, so lieblich klingt; wie unendlich hübsch sind die blühenden Gesichtchen, wenn man ihnen sagt, daß sie schön seien, daß man sie liebe; wie schelmisch schlagen sie die Augen nieder, wie unschuldig erröten sie, welcher Zauber liegt dann in ihrem Trotz, wenn sie sich verschämt wegwenden und flüstern: „Ach ganget Se mer weg, moinet Se denn, i glaubs?" Und wenn Hauff etwa Partei sein sollte, Novalis ist gewiß unabhängig, wenn er in dem Roman „Heinrich von Ofterdingen" sagt *(Novalis, hsg. Bölsche, I. 22)*: „Gewiß sind in ganz Deutschland keine unbescholteneren Mädchen und keine treueren Frauen als in Schwaben'.

Und doch neckt man sich auch in der Gegenwart noch immer fröhlich, sogar nicht weniger als in früherer Zeit. Aber in ganz anderem Geist. Die Gegenwart gleicht aus, vermittelt und schleift ab, sie merkt, daß beim spottsüchtigen Nachbar auch nicht alles in Ordnung ist, und darum braucht sich der Schwabe nicht gedrückt zu fühlen, wenn er geneckt wird, wo ers ja zurückgeben kann. Das Bösartige schwindet aus den Schwabenneckereien, der Schwabe wird nimmer verhöhnt, wo er den Mund auftut. Jetzt schätzt man ihn und seine Art, wie z. B.

der Badener sagt: Er ist ein „Kaibeschwab", ein Sakermentskerl, der alles fertig bringt; und selbst wo man vom „schlitzöhrigen Schwaben" spricht, steckt etwas wie Bewunderung dahinter.

Wenn nun auch gar viel von den alten Scherzen vergessen ist, anderes hat sich doch noch gerettet, gewissermaßen die Kapitelüberschriften und die Schlagworte: Noch immer kommt der Schwabe blind zur Welt, noch immer wird er erst mit dem vierzigsten Jahre klug. Wie in alter Zeit flucht er noch: Daß dichs Mäusle beiß! Er labt sich noch immer an Knöpfle und Spätzle, und schwäbeln tut er auch noch! In welchem Land gibts keine Pferd? fragt der Volksmund. Im Schwabenland, denn da sind Roß! Noch heutiges Tags gibt man den Kindern ein altes Sprüchlein auf, „von welchem kein Gelehrter in ganz Schwabenland Bescheid zu geben weiß, woher und wie oder wann erstmals es unter die Leute gekommen", das müssen sie „ganz hurtig nacheinander ohne Tadel" hersagen, so oft es geht *(Eduard Mörike, hsg. von Krauß, VI. 149)*:

„'s leit a Klötzle Blei glei bei Blaubeura,
glei bei Blaubeura leit a Klötzle Blei."

Von der Formlosigkeit eines Tübinger Ästhetikers erzählt man sich, er habe einmal gesagt: „Das Scheenschte und Beschte, was die plaschtische Kunscht gelaischtet hat, ischt der Bruschtkaschte der Medicäische Fenus".

Noch immer ist der Volkswitz an der Arbeit; aber was er schafft, sind unschuldige Scherze, wie sie dem Geist der „Fliegenden Blätter" entsprechen. Er baut kaum mehr ein vielseitiges Charakterbild der Schwaben auf als Maßstab seiner eigenen Größe. Wer kennt nicht die tragikomische Geschichte von den „schwäbischen Eisenbahnen" oder jenen Schwaben, der in der Badeanstalt sein Jaköbele fragt, ob er sein „saudumme dreckete Riebeleskopf scho unters Wasser nadunkt häb"; wer hat noch nicht über den dicken, gemütlichen Ritter Adelhof im „Waffenschmied von Worms" gelacht!

Gebessert hat sich also unser Schwabe schon ein wenig,

aber so rasch geht das nicht. Man nennt ihn noch immer das Schwäblein. Er allein von allen deutschen Stämmen muß sich das vertrauliche Diminutiv gefallen lassen. Nur ein Beispiel aus Gottfried Kellers „Drei gerechten Kammachern" *(Werke IV. 226)*: „Aber nach kaum acht Tagen kam abermals einer zugereist, ein Schwabe namens Dietrich, worüber die beiden eine stillschweigende Freude empfanden, wie über einen lustigen Maßstab, an welchem ihre stille Größe sich messen konnte, und sie gedachten das arme Schwäblein, welches gewiß ein rechter Taugenichts war, in die Mitte zwischen ihre Tugenden zu nehmen, wie zwei Löwen ein Äffchen, mit dem sie spielen."

Eins vor allem kann sich der Schwabe nie abgewöhnen: die Schwabenstreiche. Während aber früher jeder dumme Streich einem Schwaben zugeschoben wurde, ists jetzt umgekehrt: jetzt macht jeder Mensch Schwabenstreiche, auch wenn er nicht am Neckar wohnt. Unsere Zeit hat das Wort sogar erst erfunden: Ludwig Uhland hat es durch seine „Schwäbische Kunde" (1814) bei uns eingebürgert. Der früheste Beleg geht noch ein Menschenalter weiter zurück, setzt das Wort aber schon als bekannt voraus. Hektor von Günderode sagt nämlich in seiner „Beschreibung einer Reise durch den kleinen Teil des Schwarzwaldes, welcher unterschiedliche Gesundbrunnen, Bäder und die Handelsstadt Calb enthält" (1781): „Hauptzüge des Nationalkarakters sind . . . ganz eigener Witz und vermeinte Klugheit, woraus die sogenannten Schwabenstreiche entstehen . . ." Aber erst seit Uhland findet sich der Ausdruck häufig in der deutschen Literatur, wofür das Deutsche Wörterbuch Belege bringt, und immer in der Bedeutung einer kreuzdummen, schief überlegten Tat. Das, was Goethe einen Geniestreich nennt: „Wenn einer zu Fuße, ohne recht zu wissen warum und wohin, in die Welt lief, so hieß dies eine Geniereise, und wenn einer etwas Verkehrtes ohne Zweck und Nutzen unternahm, ein Geniestreich" *(Dichtung und Wahrheit XIX)*, ist an sich schon eine schlechte Definition, für den Schwabenstreich paßt sie noch weniger. Denn der Schwabe

denkt immer, wenn auch was Dummes herauskommt. Er handelt nicht plan- und zwecklos.

Aus der gleichen Zeit stammt der S c h w a b e n s p r u n g, doch erscheint hier die Bedeutung nicht ganz klar. Der Schwabe Birlinger *(A. I. 101)* erklärt das Wort so, die Schwaben seien gute Läufer, denen vier bis sechs Stunden keine Schwierigkeiten machten. Die Reise von Halberstadt nach Leipzig nennen Gleim und Lessing daher nur ein Schwabensprünglein *(Lessing XIII. 98)*. Im Volksmund heißt es: „Schwabensprung — vom Bett zum Tisch!" Wander *(IV. 408)* versteht darunter „einen Abstecher von etwa drei bis sechs Stunden, die man so verkleinernd bezeichnet, weil in Schwaben mancherlei Sagen von Riesensprüngen im Schwange gehn. So soll z. B. ein Zauberer bei dem alten Schlosse Teck mit einem jährigen Kalbe in einem Sprunge über das ganze Tenninger Tal gesetzt haben." Diese Erklärung mag nun gar nicht einleuchten, wenigstens wenn man die überall verbreiteten Sagen von Riesensprüngen herbeizieht. Jedenfalls sagt man Schwabensprung „scherzhaft für eine Reise, die als klein gelten soll" *(D. Wb. IX. 2147)*, — vielleicht im Gegensatz zu den sonstigen Reisen, die den Schwaben bis zu den entferntesten Ländern führen.

Also schlimm ists jetzt nimmer. Selbst der Scherz, es sei zum mindesten eine Schand, ein Schwab zu sein, wird nirgends mehr ernst genommen. Die Aufklärung hat für Humor kein Verständnis gehabt; aber die Gegenwart lacht so gern, und der Schwabe lacht mit. Was hat einst Schiller mit seinem harmlosen „Graubündner Handel" für Aufregung und Entrüstung hervorgerufen! Das ist jetzt unmöglich geworden. Aber es ist damit noch nicht gesagt, daß der Schwabe alles einstecken muß. Und grad in der Art, wie er sich verteidigt, zeigt sich deutlich der Wechsel der Zeit. Im 18. Jahrhundert hielt der Schwab seine Abstammung sorgfältig geheim, wie jener Württemberger, „der, um den Nekereyen, die sich die Schwaben in andern Ländern Deutschlands je und je ausgesezt sehen,

zu entgehen, die Frage, ob er ein Schwabe sey, so beantwortete: ‚Nein, sondern ein Würtemberger!" Er hat übrigens, wie Joh. Friedrich Gaum bemerkt, „seine Sache in keiner Rücksicht gut gemacht" *(Curländer 8)*. Ist ja selbst dem gutmütigen Spiegelschwaben, der so gern neckt und sich ebenso gern necken läßt, die Zornader geschwollen, wie der Pfaffe mit der Geldkatze „Hebe dich hinweg, Swabe!" zu ihm sagte: „Hätte er ihn einen Stockböhmen, einen Kalmucken geschimpft oder noch was Ärgeres, es hätte ihn wahrlich nicht so sehr verschmacht" *(A. V. II. 192)*. Foppen läßt sich der Schwabe gar nicht. Die Natur hat ihn ja mit recht schlagfertigem Witz ausgestattet:

Es fragte einmal ein Fremder, wie es denn käme, daß die Schwaben so viel Albernheiten begingen. „Das liegt an der Luft,' antwortete einer, ‚wie Euer Gnaden schon an Ihrer Frage zu bemerken belieben werden" *(Weber IV. 40)*. Weh dem, der sich einen Schwabenstreich von ihnen vormachen läßt. Dem gehts wie jenem lustigen Rittmeister, der „reiste durch das Städtlein Hirschau und sagte zum Keller, der ihm die Stieffel ausgezogen, er möchte wol einen Hirschauer Possen erfahren. Der Keller sagte, er solte sich gedulten, und gange hinaus, schnitte die Vorfüsse von seinen Stieffeln und brachte sie ihm für Pantoffeln. Als er Morgens die entfüsseten Stieffel anziehen will, fragt er, was das seye? Der Keller antwortete: ‚Ein Hirschauer Poß!" *(Q. Pegeus 196 Nr. 933)*.[1]) Genau so gehts dem preußischen Offizier, der einen Schwabenstreich verlangt und beim Anblick der Pantoffeln sagt: „Gott, welche Pantoffeln! Die sind ja von alten Stiefeln herausgeschnitten. Wer weiß, wer die schon getragen hat! Vielleicht ist der größte Spitzbube darin gesteckt!" *(Nefflen I. 12. Hartmann 124. Blutwurst und Sauerkraut 169. Weber IV. 43. Briefe 170)*. Oder der

[1]) Diese Geschichte ist offenbar in dem Augenblick, wo der Begriff „Schwabenstreiche" geprägt wurde, von der einfachen Ortsneckerei zur Schwabenneckerei geworden: ein Beweis, daß erst das 18. Jahrhundert die „Schwabenstreiche" geschaffen hat.

Speivogel bekommt die Streiche am eigenen Leib zu spüren und wird gar zum Galgen geführt wie der Student Adolphus, der ein Buch über Schwabenstreiche geschrieben hat *(A. V. I. 165. II. 173)*.

Aber mit dieser Verteidigung hat der Schwabe noch nicht triumphiert. Auch das muß ihm ein schlechter Trost sein, wenn er sich nach jemand umschaut, auf den er einen Teil seines Ungemachs abwälzen kann. So hat er die Ulmer besonders auf dem Strich; die haben sich wohl mausiger gemacht als andere; drum hetzt er auf sie mit dem Rufe: „Auf ihn! er ist von Ulm!" *(A. V. II. 160. Weber, Briefe 255. B. Auerbach, Schwarzwälder Dorfgeschichten 1843. II. 389. Schwabenspiegel 41. Blutwurst und Sauerkraut 279)*. Oder er nimmt sich die Allgäuer aufs Korn, die immer für grob galten *(Z. Chr. III. 521, 23. Küffner 53)*, oder vor allem die Schweizer: „die Kühmelker, die Milchsuppen, die Käspantscher!" *(A. V. II. 155)*. Selbst zwei so demokratisch veranlagte Schwaben wie der Blitzschwab und der Allgäuer „wollten den Nestelschwaben gar verachten darum, daß er ein Schweizer und von dem Geschlecht der Kühmelker sein möchte" *(A V. I. 175)*. So hat er wohl einen Genossen seiner Schmach, aber was hilft ihm das? Oder soll er gute Miene zum bösen Spiel machen? „Sie haben zum Glück einen breiten Buckel und könnens ertragen," sagt Aurbacher *(V. II. 165)*.

So lang er beweisen und widerlegen will und die gekränkte Leberwurst spielt, so lang gibt er im Stillen seine Minderwertigkeit zu und ist noch nicht Herr der Lage. Erst wenn er mitlacht über seine Streiche — die ja nun in besserer Zeit nimmer verletzen können —, erst dann ist der Gegner entwaffnet. So neckt sich Aurbachers Spiegelschwab mit dem Tiroler, dem Franken und dem Bayern, und wenn er dabei auch meistens den kürzeren zieht, so läßt er sichs gern gefallen. Der Franke könnte auch mit ähnlichen Stücklein aufwarten, „aber wir sind nicht die Narren, daß wirs erzählen." Der Spiegelschwab denkt anders. Der rettet sogar den gottlosen Studenten Adolphus, der in der

spitzbübischen Meißner Sprache über die Schwaben losgezogen hatte. „Viele meiner Landsleute, die dies lesen," so verteidigt sich der Schwabe Aurbacher selbst *(II. 174)*, „werden es dem Spiegelschwaben nicht verzeihen können, daß er den Studenten vom Galgen befreit habe, den Spitzbuben. Diese Leute sollen aber wissen und verstehen, daß Spaß Spaß sei, und daß man nicht gleich Ernst daraus machen solle. Und überhaupt, ich sage meine Meinung frei, zum Trutz jener meiner Landsleute, daß es Jammer-Schaden ist, daß die köstliche Sammlung des fahrenden Schülers Adolphi von den Schwabenstreichen verbrannt und verloren gegangen ist. Denn wenn die Kunde von diesen Streichen einmal verschollen ist, womit wollen denn gute Landsleute einander aufziehen? und worüber sollen wir denn mehr lachen als über uns selbst, die wir doch am besten wissen, was an uns ist?" Schon Ludwig Uhland hat *(VII. 620)* die Vermutung ausgesprochen, daß die Schwaben selbst viele ihrer Streiche geschaffen und erfunden haben, mit denen sie dann von den andern so gefoppt wurden. So hat Aurbacher in seinen „Sieben Schwaben" alles aufgenommen, was er von Schwabenstreichen wußte; und die Reutlinger Volksbücher, die seine Erzählungen fortführen, haben ebenfalls daran keinen Anstand genommen, obwohl sie sich doch auch an die breiteste Masse des schwäbischen Völkchens wenden. Schon manchmal hat man den Schwaben jeglichen Humor abgestritten, so z. B. in den „Culturbildern aus Württemberg, von einem Norddeutschen" *(Leipzig 1886)*, der vom Standpunkt seines straffen Preußentums fast kein gutes Haar an ihnen läßt und weder Humor noch Gemüt und Gemütlichkeit an den Schwaben entdecken kann — nur die Treue bleibt ihnen seltsamerweise noch vorbehalten, und die besitzen doch andere deutsche Stämme gewiß in demselben Maße. Hier kommt es nicht darauf an, zu widerlegen oder zu bestätigen, zumal jener Norddeutsche Schwaben offenbar genau gekannt hat; aber ein Volksstamm, der sich an den lächerlichen Taten der eigenen Landsleute er-

götzt wie der schwäbische, den kann man doch nicht humorlos nennen. Wenns mit guter Meinung geschieht, mag der Schwabe wohl Spaß leiden. Nur wenn er hinter dem Scherz pharisäerhafte Einbildung wittert — und mißtrauisch wird er leicht —, dann wallt ihm sein Blut. Und er tut gut daran, daß er nicht alles einsteckt.

Ganz entschieden ist Auerbach daher im Unrecht, wenn er im „Schatzkästlein" *(1856. S. 395)* sagt: „Es grämt mich, wenn ich daran denke, daß wir Deutsche so schadenfroh gegeneinander sind und einer dem andern was aufmutzen möcht." Warum denn nicht? Ist doch keiner besser als der andere! Auerbach hat hier keinen Humor bewiesen. Viel treffender ist Ludwig Aurbachers Wort, das sich eng berührt mit dem als Motto diesem Buch vorausgesetzten Ausspruch Goethes: „Ein Volk, wie ein Individuum, welches der eigenen Tüchtigkeit und Würdigkeit sich ganz bewußt ist, nimmt am wenigsten Anstand, sich selbst gutmütigem Spotte preiszugeben, während der, dessen Tugend und Einsicht von zweideutiger Art ist, mit Eifersucht für die Ehre bis auf den kleinsten Punkt wacht und leicht in seiner Eitelkeit verletzt werden kann" *(I. 199)*.

Also erst dann hat der Schwabe gewonnen, wenn er selbst kräftig mitlacht und, wie Aurbacher in seinen „Abenteuern der sieben Schwaben", selbst derartige Scherze erzählt. Aber den vollsten Triumph erlebt er, wenn er sich gar noch etwas einbildet auf die Extradummheit seines Stammes. „Extradumm ist auch schön," meint Webers Demokrit *(XI. 330)*, und Nefflens „Vetter aus Schwaben" macht aus der alten Schwabenschand gar die höchste Schwabentugend, wenn er sagt *(1837, S. 17)*:

„Gewöhnlich Dumme hats überall, aber die Extradummen haben wir allein, und wenn die etwas Dummes machen, ists recht dumm und so dumm, daß, wenns einer mit Fleiß täte, es ein guter Witz sein müßte. Und solch körnichter Dummheiten, aus denen auch etwas Salz und Pfeffer herausguckt, können sich bloß unsere Schwaben rühmen, und deshalb heißt man ihre Extradummheiten „Schwabenstreiche".

VI. Die Geschichte von den sieben Schwaben.

Gott verhüte, daß das Necken unter den deutschen Landsleuten abkomme, es wäre dies ein übles Anzeichen, daß auch das Lieben unter ihnen abgekommen sei. L. Aurbacher.

1. Die sieben Schwaben bis auf Ludwig Aurbacher.

Was spottsüchtige, boshafte Zeiten dem Schwabenvolk zu Trotz sich lachend erzählt, ist jetzt größtenteils vergessen, nur die Schlagworte haben sich in unsre Zeit herübergerettet. Aber eine lustige Geschichte lebt noch jetzt, ja sie ist sogar erst in der Gegenwart aufgeblüht, indem ein Schwabenstreich nach dem andern einer kühnen Heldenschar angedichtet wurde: Das ist das Volksbuch von den sieben Schwaben.

Im 16. Jahrhundert ein Schwank wie alle andern, die Schwabenmut und -Klugheit dem Gelächter preisgaben, hat er unter der Hand eines biedern Schwaben, der auf den Herzschlag des Volkes zu lauschen wußte, eine Form angenommen, daß manche die beiden Teile des Büchleins scherzhaft eine „deutsche Ilias" und eine „deutsche Odyssee" nannten. Aurbachers entzückende Dichtung gehört zu den Perlen volksmäßiger Poesie. Mit kernigem und gesundem Humor begleitet er sieben Landstreicher auf ihrem Zug durch die schwäbischen Gaue, führt so den Leser tief hinein in das Treiben des einfachen Volkes, wies keinem zweiten besser gelungen ist, und selbst die derberen Geschichten, vielleicht gerade sie versteht er mit einer liebenswürdigen Anmut zu schildern. Was für Schätze hat er aus der Tiefe zu heben gewußt, welche Fülle

von köstlichen Worten und Wendungen hat er da zutage gefördert! Während in Johann Peter Hebels „Schatzkästlein" jeder Satz die prächtige Natur des Dichters wiederspiegelt, erscheint Ludwig Aurbachers Hohes Lied des Vagabundentums ganz als das Werk des Volkes, und man vergißt dabei, daß den tollen Abenteuern der sieben Helden erst eine Persönlichkeit Gestalt und Leben verleihen mußte. Aurbacher selbst tritt ganz zurück, wie er sein Volksbüchlein auch ohne Namen in die Welt hat gehen lassen.

Aurbachers Erzählung ist oft nachgedruckt und erneuert worden — allerdings nie zu ihrem Vorteil, aber das tut hier nichts zur Sache —, jedes Kind kennt sie in irgend einer Form, sieben Düsseldorfer Maler haben sich einst nach ihnen genannt, Moritz v. Schwind hat sie verewigt, Millöcker hat sie in einer allerdings längst vergessenen Oper „vertont" —, und selbst der Schwabe lacht über die sieben Sündenböcke, die nun all das schleppen müssen, was einst der ganze Stamm zu tragen hatte.

Über die Entwicklung der Geschichte selbst haben die Forschungen der letzten Jahre vieles zusammengetragen, auch liegt hierüber eine kurze Monographie vor von Max Radlkofer „Die sieben Schwaben und ihr hervorragendster Historiograph Ludwig Aurbacher" *(Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. Neue Folge. Zehnte Serie. Heft 221. Hamburg 1895)*, die aber doch noch mancherlei zu sagen übrig läßt.

Die sieben Schwaben tauchen in der Zeit zum erstenmal auf, wo alle Stammes- und Schwabenneckereien aufblühen, nämlich ums Jahr 1500, zugleich mit den wie Pilze aus dem Boden schießenden Schwankbüchern und mit dem ersten Beginn volkskundlicher Interessen.

Schon oft hat man sich bemüht, einen historischen Kern des Märleins zu entdecken, ist aber nie über allerlei Vermutungen hinausgekommen. So glaubte man, in ihm eine Verhöhnung des im Jahr 1488 entstandenen Schwäbischen Bundes

zu erblicken. Hans Sachs nennt in der Tat die neun Schwaben — so viele waren es nämlich im Anfang — den schwäbischen Bund, aber das müßte doch seltsam zugegangen sein, wenn unsere Geschichte in ihrer Grundlage eine politische Satire gewesen sein sollte.

Oder liegt vielleicht eine Erinnerung an die Kämpfe zwischen Schwaben und Schweizern zugrunde? Vor diesen ist ja der schwäbische Bund auseinandergelaufen wie die sieben Helden vor dem Hasen, und nach der mündlichen Überlieferung saß *(Buck, Germania XVII. 310)* das schreckliche Untier einst im Walde Schwaderloch — „also heißt der wald vor der Statt Costentz" *(Stumpff 409)* —, wo im Jahre 1499 die Schweizer das Herannahen der Schwaben erwarteten *(vgl. „Die Schlacht im Schwaderloch," Rochholz 218 f. Liliencron II. 387 ff. 399. 414. 424)*. Und auch Cäsar hat mit den Schwaben nach Felix Fabri „auf dem Hasenbühl, nicht weit von Füssen in der Diözese Augsburg, einen unentschiedenen Kampf geführt"[1]). Aber wo in aller Welt wird die Erinnerung an erbitterte Kämpfe zweier Völker in einen harmlosen Schwank eingekleidet? Wenn wirklich darin die Kriege mit den Schweizern fortleben sollten, dann wäre es doch zu seltsam, wenn die Sieger daraus ein reizvolles Märchen gemacht hätten, und das müßte dann in der Schweiz entstanden sein.

Ein ganzes Jahrtausend weiter zurück greift eine Hypothese Birlingers, die sich auf den Seehasen gründet. Dieser Name beansprucht ein sehr hohes Alter. Denn die „Notitia dignitatum et administrationum omnium tam civilium quam militarium in partibus Orientis et Occidentis", eine römische Rangliste, die ums Jahr 400 anzusetzen ist *(hsg. von Böcking, Bonn*

[1]) Felicis Fabri Monachi Ulmensis Historiae Suevorum liber I. 26 (Goldast 1727): „Convenerunt autem utraeque legiones in Colle Leporum, quem vulgares nominant Hasenbuchel, non longe ab oppido Fiesen Augustensis dioecesis ... ibique durum valde bellum commissum est usque ad amborum cornuum non dissipationem sed debilitationem, nec illis nec istis cessit victoria."

1839—53, II. 17—28; vgl. Ausgabe Lugdun. 1608, 132), führt eine Auxiliartruppe in Konstanz an, die aus Einheimischen gebildet wurde, und deren Schild in blauem, rotgerändertem Feld einen springenden gelben Hasen zeigt *(Radlkofer 17)*. Mone glaubte daher *(Urgeschichte des badischen Landes I. 134)*, daß der Name „Seehase" bis auf jene Zeit zurückgehe. Nun schließt Birlinger *(Alem. Sprache 5)*: Wie Konstanz von den Germanen eingenommen wurde, sei die Besatzung mit ihrem Heereszeichen schon abgezogen gewesen, und man habe den entflohenen Hasen nimmer einholen können; und diese vergebliche Hasenjagd sei die geschichtliche Grundlage zu dem Schwank von den sieben Schwaben, die den Hasen ja auch nicht hätten fangen können — eine Vermutung, die sich so leicht wie ein Kartenhaus aufbaut und keiner Widerlegung bedarf, weil sie selbst keine Beweise beibringt.

Erwähnt sei dann noch der mißglückte Versuch Holders *(S. 38)*, der die sieben Schwaben in Zusammenhang bringen möchte mit dem kaiserlichen Prokanzler Dr. Heinrich Has von Laufen an der Birs. Dieser ersetzte im Winter 1551—52 in den Reichsstädten die demokratische Verfassung durch eine aristokratische, die dem Interim günstiger gesinnt war. In der Zimmerischen Chronik *(III. 305. 22)* findet sich eine deutliche Anspielung auf diesen Has. Die S. 193 mitgeteilte lustige Hasenjagd der Rottweiler, die im Jahre 156.. geschehen sein soll — die genaue Zahl wird nicht verraten —, schließt mit der eigenartigen Bemerkung: „Und hiemit ist es, Got lob! wider darzu kommen, das die zunftmaister die hasen essen, doch bei wenig jaren darvor, so es laider in conversionem simplicem und nemlichen dahin gerathen war, das die hasen die zunftmaister hin und wider in stetten uffrasen." Und dann heißt es weiter, den Rottweilern sei daraus viel Gespais erwachsen. Ein solches Spottlied teilt Ruckgaber in seiner „Geschichte der Frei- und Reichsstadt Rottweil" *(II. 2, 165)* mit, und ein anderes Lied „Auf die Reutlinger Hasenräte" *(Steiff 341 Nr. 71)* singt:

Wann wurt kommen neu laub und gras,
so wurstu hören diß und das;
dann neid und haß
bringt uns der Has,
der ißet weder laub oder gras,
zunftmeister schmecken im vil baß.

Aber Holders Versuch ist schon deshalb zurückzuweisen, weil die älteste bekannte Fassung unserer Geschichte noch dem Ende des 15. Jahrhunderts angehört. Diese von Bolte aufgefundene und *(Montanus 507. s. Anhang)* abgedruckte Comedia de lepore quadam, ein lateinischer Dialog aus einem in Tegernsee vor 1498 geschriebenen Kodex, enthält den Stoff in der Form einer einfachen Stammesneckerei. Denn im Index, der aus derselben Zeit herrührt, ist unsere Comedia als „Carmen de lepore et novem Suevis" bezeichnet.

Der Dialog ist auf die spätere Gestalt der Sage trotz mancher Anklänge ohne jeden Einfluß geblieben. Drei Schwaben — nicht neun, wie es im Index heißt — nähern sich voll Todesangst einem schlafenden Untier, bis ein vierter sie aufklärt: „Das ist ja ein Hase, das furchtsamste unter allen Tieren!" Nun kehren sie froh nach Hause und wollen das Geschehene totschweigen, um nicht wegen ihres Kleinmuts verlacht zu werden.

Also drei Schwaben ziehen aus, ein Häslein zu verjagen; drei Gesellen, die dem als furchtsam bekannten Schwabenstamm angehören, reißen vor dem furchtsamsten Tiere aus. Sollte die Geschichte von den sieben Schwaben ursprünglich nichts anderes gewesen sein als eine scherzhafte Gegenüberstellung des ängstlichsten Menschen und des ängstlichsten Tieres, eine Schwabenneckerei nach Art der übrigen? Kann nicht eine gewöhnliche Ortsneckerei auf den ganzen Stamm übertragen worden sein, wie es auch L. Aurbacher schon vermutete? *(V. I. 199)*. Läßt ja der Volkshumor auch ein Schneiderlein die größten Heldentaten verrichten — sieben auf einen Schlag töten! So gehen auch im portugiesischen

Märchen sieben Schneider auf eine Spinne los *(Revista lusitana I. 256. II. 84)*, und im bengalischen ein Weber auf einen Frosch *(Christian, Behar Proverbs 1891, 138 Nr. 313)*. Diese zwanglose Erklärung bietet sich doch von selbst an, und es ist ganz überflüssig, nach geschichtlichen Tatsachen zu suchen, die die Anregung gegeben haben. Es fehlte nur noch ein humorvoller Kopf, der den Helden den langen Spieß gab, an dem sie einhergehen, aufgespießt wie ein Wiedle Lerchen — und die Sage war fertig. Es ist gar nicht nötig, mit Buck *(Germania XVII. 315)* darauf einzugehen, daß mit „Hase" oft etwas Schlechtes, Stümperhaftes bezeichnet wird, viel wichtiger ist, worauf Buck *(317)* selbst noch aufmerksam macht, die große Beliebtheit, deren sich der Hase noch bis auf den heutigen Tag im Schwabenland erfreut: „Im Schwabenlande gibt es kaum ein Städtchen, wo man nicht entweder beim jungen, alten, schwarzen, weißen, goldenen usw. Hasenwirt einkehren könnte. Wie oft sieht man dort den aus Papier geschnitzelten Hasentanz, wo acht Hasen mit einer Bretzel im Maul an dem lustigen Fiedler hinaufspringen. Auf allen Markungen begegnen wir in jungen und alten Tagen Flurnamen wie Hasenpfuhl, Hasenbrühl, Hasenberg, Hasenwaide ... Pflanzennamen, Redensarten und Scherze ..." *(vgl. auch Holder 36)*.

Vielleicht ließ sich eben wegen dieser Hasenfreundschaft die Geschichte nimmer von den Schwaben abschütteln. Nun war Schwaben „dat land, da ein hass negen (neun) minschen vorschrecket hat" *(Dramen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, hsg. von Holland 306. 749)*. In Peru wird im Jahr 1717 der Augsburger Dominikus Maier von einem Böhmen gefragt, „ob noch wohl in Schwaben jene 7 Bauern anzutreffen, welche sich mit gesamter gewaffneter Hand wider einen Hasen gesetzet" *(Birlinger, Germania XVI. 85)*. Und selbst auf der Kanzel sind die sieben Schwaben volkstümlich geworden: Da predigt ein Nürnberger Augustiner im Jahr 1720 *(Germania XVII. 94)*: „Da erfüllte sich aber jene Fabel, wie einsmal sieben forchtsame Schwaben mit einem Spieß seind aus-

gangen, einen im Gebüsch verborgenen Hasen aufzujagen und um sein Leben zu bringen." Im Jahr 1786 schreibt J. G. Hamann an Friedrich Jacobi *(Jacobis Werke IV. 3, 214)*: „Sie werden wie die Schwaben auf den Hasen losgehen, den Du für sie aus seinem Lager hinausgehetzt hast."

Es liegt auf der Hand, daß die lateinische „Comedia de lepore quadam" nicht als ursprünglichste Fassung der Geschichte von den sieben Schwaben gelten kann, aus der sich die späteren alle entwickelt hätten. Denn im ganzen 16. Jahrhundert rücken neun Helden gegen den Hasen aus, und die Neunzahl trägt echt germanischen, mythischen Charakter. Die Comedia weist nur deshalb drei Helden auf, weil ihr Verfasser nicht mehr Personen zu beschäftigen wußte. Sie ist nur die Ausführung eines mündlich überlieferten magern Gedankens, denn was Hans Sachs fünfzig Jahre später[1]) darstellt, sieht ganz anders aus. Mit ihm beginnt erst die Entwicklung der Geschichte.

Sein Meistergesang vom 1. September 1545, „Die neun Schwaben" *(F. u. Schw. III. 412. XXV Nr. 1798)* läßt die Helden nach glorreich vollbrachter Flucht durch einen Frosch jämmerlich zugrunde gehen. Hier erscheint also die erste Erweiterung — oder ists ein ursprünglicher Bestandteil? —: Die Schwaben werden mit dem Tier zusammengebracht, mit dem man sie so oft gefatzt! Daß jemand, von einer optischen Täuschung verleitet, sich ins Wasser stürzt, ist übrigens ein sehr alter und verbreiteter Sagenstoff. Ähnliche Züge finden sich in der indischen wie in der chinesischen Sage und im Alten Testament *(Liebrecht, Zur Volkskunde 114 f.)*; das deutsche Märchen kennt solche *(Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen I. 253 Nr. 61: „Das Bürle", II. 205 Nr. 149: „Der Hahnenbalken")* wie die alte deutsche Geschichte *(hierüber s. S. 343)*.

[1]) Bebel weiß noch nichts von den sieben Schwaben. Buck hat in der Germania XVII. 310, fußend auf einer mißverstandenen Anmerkung Aurbachers (I. 199), das Gegenteil behauptet, was der Schwabenspiegel 1871, 28 und Radlkofer 29 (und Anm.) richtig gestellt haben.

Die neun Schwaben.
In der lilgenweis H. Vogels.

1.

Neun Schwaben zugen überlant
und kamen alle sant
in einen grünen walt,
darin sie funden palt
in ainer doren hecken
Liegen ein hasen in dem gras,
der da entschlaffen was
mit.offen augen hart,
sam glesren und erstart;
sein oren det er strecken.
Sie hilten rat,
sie wolten spat
ein küne dat
all neun peweisen schiere
an diesem grausamen und wilden diere.
All neun hettens ein langen spies,
den fasten sie gewies
und stunden zitrent dron
nach einander gar schon,
wolten den hasen schrecken.

2.

Der hinterst sprach und sach gar strang:
‚Ragenor, anher gang!‘
Der forderst sprach darzu:
‚O gsel, und werestu
der forderst an dem spiese,
Du jechst nit: Ragenor, gang ron!‘
Der has erwacht darfon,
fur auf, loff in den walt.
Der schwebisch pund floch pald
und den spis fallen liese,

Und kam in we
an ainen se;
in grünem kle
ein frosch verporgen sase,
der mit der quaterten (quakenden?) stim schreyen wase:
‚Wat, wat! wat, wat! wat, wat! wat, wat!‘
Ein Schwab von dem gestat
hinein in den se sprang
und det ein untergang,
zu grunt ins wasser stiese.

3.

Sein schaubhuet auf dem wasser schwam
hin von des sees tham.
Als die acht sahen in,
maintens, es wüet da hin
ir lancz man vor in allen.
Der frosch schray wider: ‚Wat, wat, wat!‘
Die Schwaben sprachen: ‚Gat!
hört, hört! unser lanczman,
der schreit uns alle an,
wir sollen nit lang kallen (schwätzen),
Sunder vil e
springen in se.‘
Nach dem in we
sie es gewaget haben.
Also erdrencket der frosch die neun Schwaben,
die vor im wald der schlaffent has
schrecken und jagen was. —
Des sint die Schwaben heint
hassen und fröschen feint.
Das las ich iczund fallen.

Anno salutis 1545, am 1 tag Septembris.

Dieser Schwank ist die Grundlage zu dem Lied in „Des Knaben Wunderhorn“ *(II. 301)*, das aus der ersten Hälfte des

16. Jahrhunderts stammen soll. Simrock hat es in seine „Deutschen Volkslieder" *(536 Nr. 343)* und Erk und Böhme in den „Deutschen Liederhort" *(I. 473)* aufgenommen *(vgl. Grimm, Hausmärchen III. 119)*. Radlkofer *(10)* bemerkt noch, daß im Wunderhorn die Worte des Hans Sachs, „Ragenor, anher gang!" hier verkehrt sind in „Du Ragenohr, geh du voran!", als ob der vorderste am Spieß Ragenor geheißen hätte — und dies Mißverständnis ist dann auch in andere Darstellungen übergegangen. Wie sehr das Lied im Wunderhorn überarbeitet ist, ergibt sich auf den ersten Blick:

Die Schwäbische Tafelrunde.

Neun Schwaben gingen über Land
zu einer Dornenhecken,
allda der Jockel stille stand,
tät Abenteuer schmecken.

Es schlief ein Has ganz starr im Gras,
die Ohren tät er recken,
die Augen offen, hart wie Glas,
es war ein rechter Schrecken.

Hätt jeder ein Gewehr, gewiß
er wollts für'n andern strecken,
so hattens all neun nur ein Spieß,
wer darf den Has mit wecken.

Drum hieltens einen Kriegesrat,
all neun ganz einig schiere,
sie wollten tun ein kühne Tat
an dem grausamen Tiere.

All neun an ihrem Schwabenspieß
stehn männlich hint'r einander:
‚Du Jockel, bist der vorderst gwiß,'
sprach einer zu dem ander.

‚Du Ragenohr! geh du voran!'
der vorderst tät auch sprechen:
‚Ich muß dahinten vorne stahn,
ich schieb, du mußt nur stechen.'

Der vorderst sprach: ‚Wärst du vorn dran,
Du sprächst nit, mein Geselle,
du Ragenohr, geh du voran,
hier ist ein harte Stelle.‘

Der Has erwacht ob ihrem Streit,
ging in den Wald hinschweifen,
der schwäbisch Bund tät als ein Beut
des Hasen Panner ergreifen.

Sie wollten auch dem Feind zur Flucht
ein goldne Brücken schlagen
und han da lang ein Fluß gesucht
und kunnten kein erfragen.

Da stand ihn'n auch ein See im Weg,
der bracht ihn'n große Sorgen,
weil in dem Gras, nit weit vom Steg,
ein Frosch saß unverborgen.

Der immerdar geschrieen hat
mit der quaterten Stimme,
Wadwad, Wadwad, Wadwad, Wadwad,
da gings dem Ragenohr schlimme.

Glaubt, daß der Spiritus ihm rief
Wad wad! er könnt durchwaden,
da tät er in dem Wasser tief
ersaufen, ohn zu baden.

Sein Schaubhut auf dem Wasser schwamm,
da lobten ihn die andern:
‚Seht, bis an Hut, der gut Landsmann!
Durchs Wasser tut er wandern.‘

Der Frosch schrie wieder: Wadwad, Wad,
der Jokel sprach: ‚Uns allen
der Landsmann ruft auf seinen Pfad,
wir sollen nit lang kallen.

Wir sollen wahrlich jetzt vielmeh
alsbald ohn Kriegesrate

wohl alle springen in den See,
weil wir noch sehn den Pfade.'
So richt ein Frosch neun Schwaben hin,
die schier besiegt ein Hasen,
Drum hassen Schwaben immerhin
die Frösch und auch die Hasen.

Als eine freie Weiterbildung des Meistergesanges erweist sich dann der Schwank in Kirchhofs „Wendunmuth": Von neun Schwaben ein histori *(I. 318 Nr. 274)*. Schon sammeln sich weitere Schwabenstreiche um unsere neun Helden an, denn Kirchhofs Märchen zerfällt in drei Teile: Zunächst werden die neun Schwaben von einer Horniß aufgeschreckt und ergeben sich, wie einer auf den Rechen tritt — alles uns schon bekannte Heldentaten, die Kirchhof ebenfalls dem Hans Sachs entnommen hat *(s. S. 188f.)*; dann folgt der Kampf mit dem Hasen und schließlich der ruhmlose Untergang:

„Von neun Schwaben ein histori.

„Neun Schwaben, liset man im buch der alten ungeschehenen ding, wolten auch die welt erfaren und unsers herrgotts rock zu Trier, darnach fürter das heiligthumb zu Ach besuchen und ablaß holen. Damit sie nun desto sicherer wandelten, sahen sie für gut an, daß sie einen starcken und langen spieß machen liessen, daran sie alle neun, der künest und mannlichest geharnest zuvorderst gienge. Dise ire reiß begab sich aber im Julio oder heumonat, und als sie eins tags ein sehr weiten weg gezogen, darzu auch noch gar feren ins dorff, da sie die nacht bleiben mußten, hetten, und im dunckelen über ein wisen oder matten giengen, flog der grossen roßkeffer oder hurnusseln eine nit weit von inen hinder einer stauden und brumlet feindlich. Darumb der vorderst erschrack, daß er den spieß schier hett fallen lassen, und einen heimlichen streichen ließ, sprach zu seinen gesellen: ‚Losend, losend, Gott! ich hör ein trummel.' Die anderen sagten, es wer inen auch also, und der zu nechst

nach dem vordersten an der reig war, entpfieng den gestanck deß blindtschleichen seines gesellen in die nasen und sprach: ‚Etwas ist on zweiffel vorhanden, denn ich schmeck das pulffer und die zündstrick.' Im hui begund der geharnischte zu fliehen, sprang über ein zaun, do lag ongefer noch ein rechen (dann es hetten daselbst die leut den tag heu gemachet), darauff trat er, daß ihn der stiel auff die nasen schlug. ‚O wei, o wei,' schrey er, ‚niem mich gefangen! ich gib mich.' Die anderen hupfften alle einer über den andern hernach und rufften: ‚Gibstu dich, so gib ich mich auch.' Letzlich wurden sie gewar, daß sie betrogen waren, und damit sie derhalben nit gespeiet würden, verschwuren sie undereinander stillzuschweigen, biß so lang einer das maul auffthet. Der andern gefahr, die inen zu handen kam, mag die erste nit verglichen werden; denn nach etlichen tagen trug sie ir weg durch das brachfeld, und saß ein haß in der sonnen, sich mit den vordern lauffen umb den kopff butzende. Disen ersahen sie, blieben zu berahtschlagen, was hierinnen das wenigst geferliche wer, bestehen. Einer auß inen sprach gantz gehertzt (etliche wöllen, es sey der hinderste gewesen): ‚Rageneurle, gang anher, Rageneurle!' ‚O Gott,' sagt der vorderst, ‚wenn du hie stündest, da ich stand, du würdest mit nichten sagen: Rageneurle gang anher;' hub in dem an, sich zu segnen mit dem heiligen creutz, rufft Gott umb hilff an und zum letsten, als nichts helffen wolt, daß der haß außm weg kem, schrey er auß grosser furcht: ‚Hau hurlehau, hau hau.' Von dieser stimm erschrack der haß und lieff darvon. Der keck aber sprach: ‚Nun sihe ich, das ein hurlehau besser dann tausent Gotthelff ist.' Fürter, nach dem sie yetzund an die Mosel, ein mosicht still und tieff wasser, kamen, darüber nit vil brucken gemacht, sondern an mehrern orten man sich muß in schiffen überfüren lassen, und dieweil sie dessen unberichtet, rufften sie zu einem mann, der yenseit deß wassers sein arbeit volnbracht, wie man hinüber kommen möchte. Derselbig verstund von wegen der weite, auch der sprach halben nit, was sie wolten, und fragt auff seine Trierische sprach, wat, wat,

das ist: was, was. So meineten sie, er sagte, sie solten waten, und hub an der vorderst hinüber zu gehen. Er vermochte aber es nit gar lang umb deß schlams und der tieffe willen, antreiben, fiel hinunder und ertranck. Als die andern dises hut, den der wind an das ufer auff yener seiten getriben, sahen, und ein frosch darbey saß und quacket wat, wat, wat, das eben lautet, wie sie das maul in disem wort und dergleichen weit auffsperren, hielten sie es darfür, ir gesell rüffet inen, sich hernacher zu machen, verstunden es wol und sagten undereinander: ‚Kan er überhin waten, warumb wir nit auch?' Und sind also alle neun ertruncken und durch unverstand der sprach und den leidigen frosch yemerlich umbgebracht.

Es sein d' Schwaben hierdurch nit gschmecht.
In frölichkeit es so hingeht.
Ein yeder gfellt im selber baß,
andre wissen von im auch was.
Drumb, wer nit auch wil schimpff verstahn,
der soll vorhin vom schimpffen lan.
Allweg findt yeder seinen mann."

Bei Martin Montanus gehen neun Bayern auf die Hasenjagd. Die Geschichte, die sich ebenfalls Hans Sachs anschließt, lautet folgendermaßen *(Bolte 278 cap. 18)*:

„Ein hass jagt neun Bayer.

„Kün und unverzagt leut sind die Bayer, das auch ihren neun ein einigen hasen förchten.

„Uff ein zeit war oder lieff im Bayerland ein hass, der thet den guten Lienlin nach ihrem beduncken grossen schaden; und warent doch nicht so behertzt, das ihm einer oder zwen allein dorfften nachstellen, sunder meinten, das gross scheutzlich thier mit den langen ohren würde sie fressen. Und auff ein zeit geselten sich ihren neun Bayer zusammen, namen ein langen spies und zogen gantz forchtsam hienaus uff den acker, da der hass lieff, und stelt sich ye einer hinder den andern an dem spies auff hien. Nun der hass, der yetzt der Bayer künheit

und mannheit wol wust, in keinen weg fliehen wolt, sunder gantz unforchtsam sitzen blib und seine widersächer ansahe.

Nun die Bayer stunden gewert gegen dem armen hasen, doch wolten sie nicht mit dem spies follents zum hasen. Letstlich fieng der hinderst am spies an: ‚Yetzt kumm her, ragen örlin! Yetz mustu sterben!' Als solches der vorderst hort, ward er zornig und sprach: ‚Ey das dich botz hur schend, als Lienlins! Wann du dafornen stündest als ich, so würstu nicht also sagen.' Den spies fallen liess und darvon lieff, die andern all ihm nach, Gott geb, wer den hasen jagt.

Es ist war, ja wers glauben will; ich schwer kein ayd, das ihm also sey."

Auf Martin Montanus beruht ein Schwank Hulsbuschs *(p. 13)*, wo statt Bayern barbaria steht, ein Wort, das auch das mittelalterliche Latein nicht kennt, also nur auf einem — allerdings nicht erklärlichen — Irrtum beruhen kann. Die kurze Erzählung lautet folgendermaßen:

„Unus lepus fugat novem Barbaros.

„Per campum in Barbaria cucurrit lepus, qui videbatur illis inferre multum damni. Nec tamen audebant duo tresve illorum appropinquare beluam illam auriculatam, sed novem numero se associant capientes hastile inque campum ingrediuntur, in ordinem se constituunt tenentes omnes simul hastile. Lepus eorum audaciam conspiciens, quanquam natura timidum sit animal, tantum abest ut fugerit, ut ne moverit quidem pedem, sed intuitus inimicos potius incusserit illis timorem. Et licet fuerint armati, non audebant tamen progredi et appropinquare. Tandem, qui ultimus stetit in ordine, caeteris audacior lingua inquit: ‚Age, auriculata bestia, moriendum iam est tibi.' Primus in ordine audiens hoc iratus et torvum intuens dixit: ‚Dii te perdant! Si tu hic in frontispicio stares ut ego, non diceres huiusmodi.' Simulque abiiciens hastile fugit; quem insecuti sunt reliqui omnes."

Der „Taudel- und Zaudelhafftige Spinnrocken" *(S. 14)* läßt gar neun Schweizer als Helden auftreten *(B. A. IX. 102)*,

vielleicht weil man gern weitergeben wollte, was man sich von andern sagen lassen mußte: „Getrauten es sich doch vorweilen neun behertzete (denn am Hertzen fählet es ihnen ja nicht, welches man ex protuberantia kurtz unter dem Wamse vorne abnimmet u. s. w.) Schweitzer zu thun; die noch darzu mit einem langen Spiesse und zwar einen sitzenden (ich geschweige denn einen lauffenden) Haasen auftreiben solten: sie schwitzten, traun, Eulenschweiß, oder wie ein Schweinsgebratens, ja also daß der erste und antesignanus zum andern kläglich sagete: ‚Ha, Nieckel, ke du vorne an!' ‚Tu si heic esses, aliter sentires!"

Seit dem Jahr 1600 ungefähr ist die alte Neunzahl der Helden überall zur Siebenzahl geworden, zuerst bei Eucharius Eyering. Es steht nun leider garnicht fest, wann er seine „Proverbiorum copia" verfaßt hat; sie erschien in den Jahren 1601—04, nach dem Tode des Verfassers, der sie aber schon viele Jahre vorher niedergeschrieben haben kann. Eyering erzählt folgende Geschichte *(II. 236)*:

Im Mertzn reisten eins siben Man,
die nur ein Schweinsspieß theten han,
zu welcher zeit die Hasen blind
über das feld lauffen geschwind,
von Schwaben Ragen Ohrlin gnant.
Als diese zogen über Land,
lieff in ein Hase ohngefehr
über das querche feld daher,
die solchs für gspenst zu halten pflegen,
wann eim ein Haß erst thut begegen.
Gar bald sprach, der den Spieß thet han:
‚Da trettet all an schafft hinan!'
Reckten den spieß dem Hasen dar,
forchten, er würd sie fressen gar.
Und als sie stunden an dem spieß,
der hinter was kün, sich verließ,

er müst die sechs vor alle fressen,
ehe dann er im auch gleich thet messen,
und sprach den Hasen tapffer an:
‚Gangk ran, Ragen Ohrlin, gangk ran!‘
Welchs den fordren verdriessen thett,
der sich rumb wand und zu im red:
‚Ja stündestu he forn als ech,
du würdest nichten also sprech:
Gangk ran, Ragen Ohrlin, gangk ran!
Ich must gleichwol zum ersten dran,
und wann er mich dann brecht umbs leben,
so würd ir all die flucht thun geben
und bey mir stehn, wann ich bezwungen,
gleich wie de Haß bey seinen jungen,
vor dem wir uns doch hie mit spot
allesampt forchten wolln zu todt.‘

Im dritten Teil kommt Eyering nochmals auf die sieben Schwaben zurück *(III. 27)*, ohne etwas Neues zu bringen:

(Hinter dem Berg halten)

Glaub diß Sprichwort kom von den Schwabn,
von den wir diß gedicht thun habn:
Eins mals ihr sieben zogen hin,
hetten nur ein Spieß unter ihn,
geschach im Mertzen, mercket drauff,
da sich zu tregt der Hasen lauff,
von ihnen Rägen Ohrlein gnandt.
Als sich nun ihr weg weiter wand,
wurden sie eins Hasen gewar,
lieff über zwerg Feld auff sie dar.
Deß ein ider erschrocken was,
dann sie gelaubten alle das:
Wann eim ein Haß frü kem ohn gfer,
das solch ein böß Gespenst nur wer.
Drauff thut der mit dem Spieß anhebn:

‚Da standet alle bey mich nebn
unnd greifft allesampt an mein Spieß!‘
Hielten ihn auff den Hasen gwiß,
meinten, er solt so lauffen drein
und also ihr gefangner sein.
Der hinterst fürchtet sich gar nicht,
dem Hasen einen trutz bot mit,
sach neben für und sprach ihn an:
‚Gang ran, Rägenörlin, gang ran!‘
Der Haß lieff noch fern auff sie gschwind,
wie sie umb diese zeit halb blind.
Den vordern schreckt des hintern red,
sich zu ihm wand und sagen thet:
‚Jac, stönst hevorn als ech he ston,
würdts neut sayken: gang ran, gang ran!‘ —
Eh er die vordern sechs gefressn,
het er ein weiten weg gemessn . . .

Ein Kupferstich aus der Münchner Pinakothek, der in den Jahren 1610—1630 entstanden sein mag und der in Radlkofers Schrift abgebildet ist[1]), trägt die Überschrift:

Die hoch und wolbekannte Historia
Von den Sieben frommen und redlichen Schwaben mit dem Hasen, in gut Schwäbischer Bauernsprach, in Reimen gestelt wie folget:

[1]) = Nr. 3589 der Sammlung historischer Blätter im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Das von Hagen 494 erwähnte Blatt aus dem Jahr 1688 ist wohl eine Neuauflage. Bolte *(Z. d. V. f. Volksk. IV. 435)* erwähnt einen Kupferstich aus dem 18. Jahrhundert, der sich im Fürstlichen Kupferstichkabinett zu Donaueschingen befindet. Er trägt die Überschrift:

„Historia
Von den sieben Schwaben mit dem Haasen,
in gut
Schwäbischer Bauren-Sprach, in Reimen gestellt, wie folgt“:

deckt sich aber sonst der Beschreibung nach mit dem Stich Radlkofers.

In dem Gewölk des Bildes stehen die Worte:

Ragineli, Gang du vaor nahnn,
ich halt dich vaor ein Bidermahn.

Und darunter folgt in drei Spalten das Gedicht:

Aimaol dao gengen über Laund
siba Schwaoba, hayrt mit verstaund,
wie sui händ ghoisa ällesama,
uin iedar mit suin reachta Nama,
will J uy saga in uinr soma.
Der ayrst wär Fritza Doissa Doma,
der aunder wär Schulthaiß van Launß,
hieß Galle, wär würth bey der Gaunß,
der Dritt wär Huintza Hansa Vöit,
der sunst uin wiessa Rappa röit,
der Vierd Lentz Michals Paolis Claoß,
wär sunstan gar gmeid (stattlich) ouff der Straoß,
der Fünft wär Claose Jecklis Frantz,
sunst uin hertzhaffter baiser Strantz,
der Sechst wär Cläß Lentza Bärtle,
der Siband Baura miechals Märte.
Disa älle gengen für waor
daoher und sorgtan kuin gefaor,
häten äll Siba nuar ein Spias,
drouff sui dui gäntz manschofft varlias,
sahen in ainam boscha sitza
uin Hasa, thät dui Oahra spitza.
Daorab erschrackan sui ällsänd,
naomen den Spias in ihra Händ,
abar koinr älluin därfft sech woaga,
an den Hasa voar ihr aoga.
Uin iedar förchta suines Leaba,
und saiten zue Uinander eaba:
‚Gang due voar nan, gang due voar nan!‘
Doch dörfft sui kuinar waoga dran,

dann sui muitan (meinten) in disar noat,
der Haß weard sui bringa zum toat,
schryn ällsand: ‚Hair, uns erlaiß
van disam arga Tuiffell baiß,
dann miar send ihm zu schwach hie neaba,
er brengt uns älla umb das Leaba!'
Von disam geschroy grusamlech
der Haß Sprungsweiß von ihna wech
hinuß übar ain broita Hoyd.
Die Schwoaba kamen aus Hertzloyd,
weil dear Haß haot verlaossen sui,
fuelen nidar auff ihra knui,
sayten dem Hayra Loub und Daunck.
Hiemit ändat sich diser Schwaunck.

Neu ist in dieser Darstellung, daß die sieben Helden nunmehr mit Namen genannt werden, womit also bereits der Anfang zum Individualisieren gemacht ist. Allerdings fehlt noch viel bis zu den Namen und Gestalten Aurbachers, bei dem die Sieben zu den Vertretern aller schwäbischen Gaue werden, aber doch ist mit den bäuerlichen Namen der Weg schon eingeschlagen, den Ludwig Aurbacher dann vollendet hat.

Bolte erwähnt *(Montanus 596)* noch einen zweiten, um 1650 entstandenen Kupferstich des Paul Fürst von Nürnberg, der wohl mit dem von Radlkofer abgebildeten identisch ist, da die sieben Schwaben dieselben Namen haben. Darunter stehn aber folgende apologetischen Verse:

Obgleich sieben Schwaben hier hertzverzagt den haasen stechen,
so muß man den Schwaben doch treü und redligkeit
nachsprechen
Denn viel besser ists gethan haasen hetzen, alß wie dort
jene Römer um die katze thun den grossen menschen mord.
Ward nicht einst die leichte schaar mit dem ziegenbock
gehetzet,
wie sie ihren maister krebs in die see zum todt gesetzet?

Drümb lacht nicht die Schwaben aus! Schwaben schweben
in den ruhm,
darnach mancher trachten soll: From sein ist ihr eigenthum.
Paulus Fürst Exc.

Auch sonst sind die sieben Schwaben häufig abgebildet worden. Wenn Aurbacher von dem von den Sieben durchgehauenen Bayern sagt, er habe sie an seinem Haus im Anger zu München malen lassen, um sich zu rächen, so hat er damit ein zu seiner Zeit noch vorhandenes Bild, das die Jahreszahl 1674 trug, geschickt in seine Erzählung verflochten. Auch in Wien waren noch vor hundert Jahren an einem Haus drei Schwaben dargestellt, die mit einem Spieß auf einen Hasen losgehen, und darunter die Worte: „Veitle, geh du voran, denn du hast Stiefel an, daß er dich nit beißen kann." In Straßburg gab es ein Haus zu den sieben Schwaben *(Z. d. V. f. Volksk. IV. 433)*.

Viel jünger, nämlich erst aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, ist ein bei Campe (1777—1846) in Nürnberg erschienenes fliegendes Blatt, auf dem die sieben Schwaben die folgende Unterredung führen *(Radlkofer 26 f. 37)*. Ein von Bolte *(Z. d. V. f. Volksk. IV. 436)* aufgefundenes Blatt in der Berliner Königlichen Bibliothek enthält bis auf orthographische Abweichungen denselben Text und verteilt die einzelnen Verse unter die Sieben, wie es auch in diesem Abdruck durchgeführt ist:

Die Sieben redlichen Schwaben.

1. Veitli. Stoß zu in aller Schwabe Nahma,
sonst wunsch J, das ihr mecht erlama.

2. Michall. Beym Element, du hast gut schwätza,
du bist der letz beyn Dracha hetza.

3. Hans. Es wird nid feihla um a haar,
so is a wohl der Deufel gar.

4. Jergly. Ischt ers nit, so ischts doch sain Muttar
oder des Teufels sein Stief Brudar.

5. Marty. Gaung Veitli, gaung du vor ahn,
ich will dahinta vor di stahn.

6. Jäckly. Der Schultz der muß der erste sein,
den ihm gebührt die Ehr allein.

7. Schultheis. So ziht dan herzhaft in den Streit,
hieran erkent man tapfre Leüt.

8. Potz Veith, gug lueg, was ist das,
das Ungeheuer ischt nur a has!

Hierher gehört auch die von Holder *(S. 41)* erwähnte „andere bildliche Darstellung geringeren Werts mit sieben erläuternden Zweizeilen, die fast sprichwörtlichen Klang haben und aus zerstreuten Redensarten zusammengesetzt zu sein scheinen" *(Historische Blätter des Germanischen National-Museums zu Nürnberg, Nr. 13592)*. Das ganze Machwerk lautet:

1. Veitli. In aller Schwoba Nahma,
stoßt nur in Dracha zama.

2. Michl. Element, du hascht gut schweze,
du bischt der lez beim Dracha heze.

3. Mexle. Es wird nit fehla um a har,
so ischts der Teufl gar.

4. Konrad. Oder es ischt sein Mutter
oder gar sein Stiefbruder.

5. Hänsle. Gang Veitli, gang du voran.
du hascht grosse Stifle an.

6. Jurgle. Der Schultz muß der erste sein,
ihm gebührt die Ehr allein.

7. Schulz. Zieht herzhaft in den Streit,
daran erkennt man tapfre Leut.

8. Gug, Veitli, was ischt das,
das Ungeheur ischt nur a has.

Im 18. Jahrhundert kamen die sieben Schwaben auch auf die Bühne. Ums Jahr 1700 wurde auf dem Jesuitentheater in Eichstätt ein Drama „Moses" aufgeführt. „Hier bleiben nach dem großen Blutbad, das der Küchenjunge unter den Fröschen angerichtet hat, vier übrig, welche sich als schwäbische Frösche Jägle, Hausi, Hainz und Cuenz legitimieren und einen Preisgesang auf die Schwaben anstimmen" *(Dürrwächter im Sammelblatt des Historischen Vereins Eichstätt X. 1895, 67)*:

Deutschlands allergrößter Ruhm
ist das ganze Schwabentum.
Denn wo's um Kampf und Streit sich dreht,
Koax, koax, koax!
nichts grimmiger im Felde steht,
nichts schrecklicher, entsetzlicher,
nichts mutiger und blutiger
als wir vom Schwabenlande.
Koax, koax, koax!

So ein Schwab ist lauter Mut,
in den Adern stockt sein Blut,
und wie das Espenblatt am Baum,
Koax, koax, koax!
so zittert er und hält sich kaum,
wenn Pauke und Trompetenstoß
ihn ruft ins wilde Kampfgetos,
den Mann vom Schwabenlande.
Koax, koax, koax!

Ihrer neune folgen nur
eines einzgen Hasen Spur.
Und ist vor Angst er halb schon tot,
Koax, koax, koax!
sie bringen ihn in große Not,
und in die gräßliche Gefahr
stürzt ohne Straucheln sich die Schar
der neun vom Schwabenlande.
Koax, koax, koax!

Aber das ist nur eine kurze Anspielung. Dagegen hat der Prediger Sebastian Sailer (1714—1777), der in schwäbischer Mundart dichtete, eine ganze Komödie „Die sieben Schwaben, oder die Hasenjagd. In zwei Aufzügen" geschrieben *(Sämtl. Schriften, hsg. von Haßler. Ulm 1842. S. 117—152).* Nach einer historischen Anspielung *(s. Radlhofer 24)* kann das derbe lustige Stück nicht vor dem Jahr 1756 verfaßt sein. Außer den Sieben: Gelbfüßler, Knöpfleschwab, Nestelschwab, Mückenschwab, Spiegelschwab, Blitzschwab und Suppenschwab führt das Personenverzeichnis noch den Allgäuer auf und den Bannwart, dem der Schultheiß das Kommando über die tapfere Schar gibt, sodaß also zwischen der alten Neun- und der späteren Siebenzahl vermittelt wird.

Der Bannwart sieht das Tier zuerst und erkennt es gleich:

Die Auhra stauh't grad,
seand gspitzt akkerat,
as hot a' paar Auga, as wia a' Mühlrad,
an fürchtiga Grind,
as springt wia der Wind,
a' Goscha und Nasa, noitz graißers ma fend.
An Bauch wia a Krott,
ei du lieaber Gott!
Vier Schenkel und Wada, as ischt jo a' Spott.
As sitzt uf — am Was,
as frißt ällig 's Gras,
J will 's Kind gauh' täufa: es ischt halt a' Has.

Sie getrauen sich nicht das gräßliche Tier anzugreifen, da alarmiert der Schultheiß ganz Schwaben.

Im zweiten Aufzug kommen die Helden einer nach dem andern, um sich vorzustellen. Erst der Gelbfüßler; der sieht aus, als sei er „dur älle Scheißhäusle durg'watta," dann der Knöpfleschwab, der gleich klagt: „O ischt dös an Kreuz! so muaß ih halt so jung schterba!" Der Nestelschwab, der ist

„in äller Früah futt g'schprunga, und hett bald d'Hosa vergeassa," denn „d'Neschtel hangat noch überall na", der Mückenschwab, ein wüster Gesell: „Dia Ungarisch Sau kan nointz als scheissa" — der Spiegelschwab, der „glanzat wia an Schpiagel". Er tut „den ganza g'schlagana Dag nointz as butza, bada und wäscha" — der Blitzschwab, der mordsmäßig flucht — und zum Schluß der Suppenschwab, dem noch die Suppe am Maul klebt. Der Bannwart übernimmt jetzt den Befehl, während der Schultheiß „mit dar G'moind an Rausakranz beatta" will. Der Bannwart stellt die Helden in Reih und Glied, hält eine martialische Ansprache und spricht schließlich mit weinerlicher Stimme das Gebet *(s. o. S. 253)*:

O eisar lieaber Herrgatt! was haumar dir do thaun,
daß du eis arme Schwoaba witt nimma leaba laun?
Wat, wat, mar weand dih nöata,
mar weand dar nointz maih b'schtaun.
Mar weand dar nimma beata
und nimma ins Kirchle gaun.

Dann singt er ihnen ein Lied vor, das er „schaun as an kloiner rotziger Bua usswendig g'learnet" hat:

Arie.

Schwäbisches Bluat!
zieah tapfer in Schtreit hin,
nimm z'samm die sieba Sinn:
faß frischen Muat,
schwäbisches Bluat!

Sieh dort den Feind!
Guck, wia er schtrotzet sich,
er lauret zwar auf dich,
Helden wir seind,
sieh dort den Feind.

Was fürchscht den Haas?
Nur keck auf ihn marschier,
zum Deufel jag das Dier:
's sitzt dort im Gras,
was fürchscht den Haas?

Nun schwäbisch Bluat!
Zeig, daß du ein Soldat,
der braf Gurasche hat.
Faß neuen Muat,
schwäbisches Bluat!

Auf Bitte des Gelbfüßlers erwecken die Sieben noch Reue und Leid: „So goaht as doch au euser Sail wohl, wen mar uss Liaba zum Vatterland schterba sottat". Der Gelbfüßler beklagt, daß er den lieben Herrgott „so oft ang'loga und b'schissa" hat, der Knöpfleschwab „will joa geara di ganz Faschta duri däg-ligsdags mit an baar Dutzat Knöpfla vorlieab neamma", der Mückenschwab „'s Dags zwoi Schöppla Saiwein trinka", der Spiegelschwab gar „an Rieadlinger Bier einneamma, z' Morgas und z' Oabads zwölf Dropfa, und dös vier Wocha lang," wenn Gott sie für diesmal noch verschone, und der Blitzschwab schwört: „Mih soll dear Duifel glei leabendig vo dar Schtell weagg holla, wenn as mar itt reacht verfluacht loid ischt. Ih neammer au beim höllische Duifel reacht kräftig voar, ih will, bi Goscht, mein Leabdig nimma maih schwöra. Und wenn ih beim Ackerment nun noh an gozigs moal schwör, so will ih grad in d' Höll na versinka" *(s. S. 222)*.

Sie streiten sich nun darum, wer vorn stehn muß; schließlich wird die „Gavolleri", nämlich der Allgäuer und der Suppenschwab geschlagen: „Der Haas ischt noh doa und weat freacher." Bei einem neuen Angriff wird der Knöpfleschwab gar ohnmächtig. Aber wie der Blitzschwab an die Spitze tritt, ergreift der Has die Flucht. Der Schultheiß wird herbeigeholt und behauptet, sein Gebet habe das meiste zum Sieg beigetragen. „Wenn eusar Hergatt itt fürs Vatterland gfoochta hätt, so wäramar halt jetz äll hin."

Bei Sailer finden sich also zum erstenmal die Namen, die wohl teilweise schon früher belegt werden können und seit Aurbacher dann für immer den sieben Schwaben geblieben sind. Charaktere darzustellen oder auch nur anzudeuten, hat er noch nicht zuwege gebracht, die Namen sind in der Tat nichts anderes als bloße Spitznamen; erst Aurbacher schuf, von diesen Spitznamen ausgehend, dann einzelne Typen, von denen jeder in seiner Weise fühlt und handelt. Betont sei auch noch Sailers Schwanken zwischen der Siebenzahl und der Neunzahl. Von sieben Schwaben spricht die Überschrift seines Dramas, in Wirklichkeit treten neun auf. Dieses Schwanken und die zum Teil auf Ortsneckereien beruhenden Namen lassen vermuten, daß Sebastian Sailer nicht von irgend einem gedruckten Schwank von den sieben Schwaben zu seiner Darstellung angeregt wurde, sondern vielmehr durch die mündliche Überlieferung, oder daß mündliche und schriftliche Überlieferung mit ihren Widersprüchen auf ihn einwirkten. Wenn dieser Schluß richtig ist, so folgt daraus, daß die Geschichte von den sieben Schwaben im schwäbischen Volksmund lebte, denn in der schwäbischen Heimat mußte Sailer die Kunde zugekommen sein. Die Schwaben haben sich also schon im 18. Jahrhundert — und wahrscheinlich schon viel früher — ergötzt an den sieben Landsleuten und sich ihre Freude nicht dadurch nehmen lassen, daß man außerhalb Schwabens gerade darüber lachte und spottete. Aurbachers Behauptung, die Sage von den sieben Schwaben sei wie so viele ähnliche Geschichten von Schwabenstreichen „auf schwäbischem Boden selbst gewachsen und ursprünglich vielleicht nur irgend einer Gemeinde oder einem Gau zum Trutz erdacht worden" *(V. I. 199)*, gewinnt also, wenn man der Frage von hier aus näher tritt, wieder neue Wahrscheinlichkeit. Und alle die hier geäußerten Vermutungen stützt Seb. Sailers „Schwäbischer Sonnen- und Mondfang", der auf S. 139 schon angeführt wurde. Auch dieser Stoff beansprucht, wie alle Ortsneckereien, ein hohes Alter, zumal er an so vielen Orten noch lebt, hat sich aber bis auf

Sailer dem Druck zu entziehen gewußt, und Sailer schöpft also auch hier aus der mündlichen Überlieferung.

Aurbacher erwähnt in den „Bemerkungen zu den Abenteuern der sieben Schwaben" *(I. 286 Anm.)* eine kurze Versbearbeitung des Märchens, die einen Schwaben aus dem Ries, R i a m g i s, zum Verfasser hat. Radlkofer hat das Schriftchen, das nur aus acht Oktavseiten besteht, nicht auftreiben können und wollte gar an seiner Existenz zweifeln, zumal da ihm auch der seltsame Name verdächtig erschien, der umgekehrt Sigmair oder Sig. Mair lautet. Es befindet sich, wie Bolte entdeckte, in einem sehr wertvollen Sammelband der Münchener Universitäts-Bibliothek. Aus diesem habe ich die ganze Reimerei abgedruckt. Bedeutend ist sie gewiß nicht, aber eigenartig durch ihre Auffassung, der Teufel habe die Gestalt eines Hasen angenommen, um die Menschen in Furcht zu jagen und ihren Mut auf die Probe zu stellen. Alle Nationen und Stämme lassen sich von dem Hasen erschrecken, nur die Schwaben bestehen ihn zum ewigen Ruhm ihres Landes. Was der Spiegelschwab dem Wirt in Konstanz erzählt *(A. V. II. 155)*, ist eine kurze Inhaltsangabe der Flugschrift, die Aurbacher also gekannt hat. Der Schwabe Riamgis-Sigmair hat also den Spieß umgedreht und rechnet das, was den Schwaben zum Spott erfunden wurde, ihnen nunmehr zum größten Lobe an.

Heldenmäßige
und
Welt berühmte
Haasen-Jagd
der
sieben ehrlichen Schwaben
beschrieben von einem unwürdigen Landsmann schwäbischer Nation.

Anno 1763.

So bald der höchste Gott dis Erdgebäu erschaffen,
hört man gleich aller Ort von Feind, von Streit, von Waffen,
des Teufels falscher List versteckt sich in ein Schlangen,
Adam und Eva dort wurden von ihm gefangen,
und wir empfinden noch die schwehre Dienstbarkeit,
es währt noch immer fort der harte Unglücks-Streit.
Wie manche edle Seel, wie manches edles Land
war durch des Satans List gesetzt in Elends-Stand.

Bald wüth er grausam drein, bald geht ers an mit Listen,
bald mit verstellter Gstalt, doch mehrers wider Christen;
jetzt nimmt er Engels G'stalt, bald Mensch, bald Viehsfiguren,
die Schlang im Paradiß gibt uns davon noch Spuhren.
Sein List ist tausendfach, sein Wuth wächst immer an,
er laurt, und dichtet fort, wie er uns schaden kan.
Kein Herrscher dieser Welt, kein Land ist von ihm frey,
er zeigt halt b'ständig fort, daß er der Teuffel sey.

Was thut die Boßheit nit, er redt aus einer Schlangen,
jetzt in dem Haasenbalg will er die Teutsche fangen.
Nun teutscher Heldengeist, ergreiff dein Wehr und Waffen,
laß dich von dem Betrug nur in die Läng nit affen!
Dir wird zu jeder Zeit verbunden seyn die Welt,
wann wider diesen Feind erhalten wirst das Feld.
Doch sollt man aber dich belohnen nur mit Spott,
so glaub ganz sicherlich, 's lebt noch der alte Gott.

Mit wem ist dann der Streit? Welschland zuerst muß sagen,
dann keiner wollte sich wider den Haasen wagen.
Sie brachten Murmel-Thier, unendlich viel Mausfallen
und glauben gar gewiß, dem Teuffel soll dis gfallen;
Allein dis bliebt ihm nit, drauf wurdens ganz verzagt,
sie lieffen all davon, wie man die Haasen jagt.
Und wegen dieser Forcht nennt mans jetzt Kazelmacher,
wer will verdenken mich, wann ich bin ihr Auslacher.

Tyrol war jetzt sein Freud, doch that er etwas losen,
als er das Landvolk sah mit groß und weiten Hosen.
Da sprang er weiter nicht, er glaubt, sie seyen Schweitzer,

und dacht bey sich ganz wohl, diß sind gar schlimm Einheitzer,
bevoraus weil er nit mit ihnen reden kunt,
sie hatten eine Sprach verdräht wie Budelhund.
Der Nam Tyrol sagt schier: hier ist ja Tyranney!
Nein, nein, da bleib ich nit, will lieber g'schwind vorbey.
Hier macht der Haaß ein Satz, sprang in der Teutschen Landen,
kam ins Salzburgische und zu den Emigranten.
Nun war der Schluß gemacht, man soll den Feind beschencken
mit einem weisen Stier, dann könn er sich hinlencken,
wo 's immer ihm belieb; allein wo war der Stier?
Man bracht ein schwarzes Vieh, sie waschten dieses Thier
mit Wasserfaum statt Saiffen, wies z' Salzburg vorbey rennt,
drum man z' Salzburger noch anjetzt Stierwascher nennt.
Auf Passau wollt er dar, doch wieder schon erschrocken,
der Tölpel war vor ihn aldort ein harter Brocken,
drum wählt er Österreich, dort wollt er alles fangen.
Doch dieses edle Land, wo lauter Lerchen sangen,
war ihm nit angenehm, drum wählt er Ungerland,
weil ihm die ungrisch Hitz und Säbel unbekannt,
Allarm, Husar, sitz auf mit ungarischem Muth,
es gilt jetzt Tapferkeit, dein Freyheit, Leib und Blut.
Er wollt ins Cramerland, und dort that alles fliehen
auf Berg und Thal herum und in die Wälder ziehen.
Bey einem g'wissen Schloß kamen die Cramer z'samm,
so Haasberg wird genannt, noch heut führts diesen Namen:
Das g'meine ungrisch Volk lauft einer Insul zu,
zu retten dort ihr Leb'n, zu g'niessen eine Ruh.
Die Insul wird noch jetzt die Haasen-Insul g'nannt,
am Donaustrohm es liegt, wie jedem wohl bekannt.
Was that der schlaue Feind? Er hat hier nichts zu g'winnen,
drum er ins Böhmerland gar schnell that überspringen:
Hier waren Helden g'nug; sie stunden wie die Mauren,
drum heist es noch zu Tag ihr Stockböhmische Bauren.
Jetzt galt es Schlesien, dort gibts gar artlich Thier,
sie tragen lange Ohrn, fast wie der Haase schier.

Diese vors ganze Land musten ein Vormaur seyn.
Drum müssen d'Schlesier jetzt Eselsfresser seyn.

Durch solche Thier erschreckt, verfügt er sich in Sachsen,
wo das so schöne G'schlecht thut auf den Bäumen wachsen.
Was that der Landmann hier? Er wollt sich nicht lang b'sinnen.
‚Frisch, hüpsche Jungfern'Waar, thut auf die Bäume springen,'
ruft er, ‚sonst ist all's hin, der Feind raubt all zusamm,
wer will von eurem G'schlecht erhalten noch ein Stamm?
Die Welt wird dankbahr seyn vor diesen euren Fund,
wann durch des Feindes Muth nit alles geht zu Grund.'

Die Sachsen stritten dann herzhaft mit Wehr und Waffen
und gaben dem Langohr gar mächtig viel zu schaffen;
Dann dieser arge Feind glaubt hier auch so zu prangen,
wie er im Paradeys die Evam hat gefangen.
Hier wollt er weiters nit, er nahm sein Weeg zuruck,
kam in der Pfälzer Land und meynt ein Meisterstuck
von seiner Tyranney, von seiner schlimmen Art
Aus z'üben ohne Scheu, doch fiels ihm wieder hart.

Die Pfälzer stritten sehr verhärt wie Stahl und Eysen.
Hier traut der Feind nicht mehr, gar schnell wollt er abreisen.
Wohin? ins nächste Land; wo man streith wie die Löwen,
hier denkt der boßhaft Feind, hier wird sich all's ergeben:
Ach nein; diß Volk ist brühmt und fast der Teutschen Zier,
doch weil kein g'meiner Mann, und auch kein Officier,
auch kein Munition hier in Bereitschaft war,
so stellt man unterdeß ein große Schweinheerd dar.

Dis ist ein edles Land, berühmt an allen Früchten.
Er sprang bald hin, bald her, wollt alles gleich zernichten,
doch endlich wollte er sein Glück noch weiter treiben,
er lief stracks Schwaben zu, meynt alles dort auf z'reiben.
Hier kam er an zwey Ströhm, den Lech und Donau-Fluß,
die waren ihm fatal, sein gröste Hindernuß.
Er lief bald auf, bald ab, wollt in das Schwabenland
und glaubte nit darbey, daß schon sein List bekannt.

Ihr tapfern Martis Söhn, Ihr heldenmäßig Schwaben,
zeigt nun eu'r Herz und Muth, zeigt jetzt eu'r Natursgaben!
Zeigt jetzt der ganzen Welt, daß ihr zum Streit gebohren,
helft ihr nit aus der Not, so ist schon alls verlohren!
Die Bothen liefen aus im ganzen Schwabenland
und machten die Gefahr schon aller Ort bekannt:
Hier war der Schluß gemacht von sieben Schwaben G'schlecht,
ein jedes schick ein Mann, und dis war allen recht.

Da dieses gieng vorbey, kamen die übrig Teutschen,
wolten dis Ungeheur gar von der Welt auspeitschen:
Von Franken eylt man her, von Pommeren und Preusen,
von Hollstein, Westphalen, Hannover und Meisen,
von Flandern, Thüringen, von Schleßwig und Holland,
von Elsaß und der Schweitz, auch von dem Hessenland,
von Münster, Paderborn, von Braunschweig, Oßnabrück,
von Gülch, von Brandenburg, von Baaden und Zweybrück.

Vast schier die halbe Welt der Teutschen kam zusammen,
sie hatten Muth und Gwehr und führten teutsche Namen,
sie führten Schellen mit, bey Donauwerth sich stellten,
und auf dem Schellenberg mit ihrem Thon-Gwehr schelten,
Drum heißt er Schellenberg: Der Haaß sprang hier zuruck,
setzt anderwärtig an, sprang über Donau Brugg;
hier lief er wüthig fort bis auf den Haasen Bühl,
da trift er endlich an sein erst und letztes Ziel.

Dann hier war ein Kern-Volck von sieben Nationen,
die niemahl ihrem Feind so leichtlich thun verschonen,
vom Rieß, Lechstrohm, Ellwang, von Würtenberger Landen,
von Herzfeld, Bodensee, vom Algey sie her standen.
Es waren nicht viel Leuth, es waren nur sieben Mann,
die doch mit Muth und G'wehr erstaunlich Wunder than:
Sie hatten all ein Herz, und jeder einen Spies,
und der zum ersten stund, ein Held war aus dem Ries.

Weil auf dem Haasen Bühl der Haaß ins Ries wolt tringen,
drum hieß es: ‚Brüderlein, vor allen must du springen,
hier ist dein Vatterland, schon alles ist in Schröcken,

geh du voraus voran, wir lassen dich nicht stecken.'
Er hatte Stiefelein, drum hieß: geh du voran,
mein Hänßle, wehr dich recht, bist ja ein Rieser Mann!
Hier war Courage groß, der Haaß kam ihm sehr nach,
der Hänßle b'herzt und g'schwind gleich auf dis Unthier stach.
Der Fang war glücklich gut, er hat das Herz getroffen,
die übrig Schwaben sechs gar schnell seynd zugeloffen,
sie schlugen, stachen drein, der Feind must 's Leben lassen,
Die Helden konten sich vor Freud kaum selbst mehr fassen:
Du bist, o Hänßle, wohl ein rechter Rieser Held!
Du hast am Haasen Bühl erhalten Sieg und Feld,
der Nam vom Haasen Bühl soll bleiben immerforth,
weil du dein Heldengeist erzeigt an diesem Ort.
Wann ich dich Neydhardt sollt um etwas schönes fragen?
Kanst du etwan vielleicht die Ursach mir auch sagen?
Warum wollt doch der Haaß ins edle Ries einspringen
und auf dem Haasen Bühl in dieses Land eindringen?
Er glaubt, dis edle Land, so man thut nennen 's Ries,
sey halt das beste Ort, ein anderes Paradies,
allein hier gieng es nit wie bey dem Adamsfall:
Hier liegt der Feind erlegt, hier gilts sein Mord, sein Quaal.
Jetzt heißts Victoria in allen Schwaben Landen,
die Furcht der ganzen Welt ist würcklich überstanden,
doch thut man drüber nur die starcke Schwaben foppen —
Man sollt den Spöttleren das Maul mit Was anschoppen,
das ich nit sagen mag. Was macht die grose Schaar
dort auf dem Schellenberg? sie ruften immerdar
Jo Victoria! Der Feind liegt hier zerborst
auf diesem Haasen Bühl, in diesem Wald und Forst.
O undankbahre Welt, es wolt nit lang anstehen,
must deine Dankbahrkeit in lauter Spott zergehen,
ein jede Nation die Schwaben will auslachen,
als wann die Haasen Jagd nicht wär von großen Sachen:
Man plagt die Schwaben jetzt mit einem Haaßen Herz,
und weiß ja jedes wohl, daß dieser Streit kein Scherz.

Hätt anders Volck gethan, was unsre Nation,
sie wurden singen gwiß und sagen g'nug darvon.
Wär dieses Haaseng'spenst von hier noch mehr durchdrungen,
wär es in Engelland, Schottland und Frankreich g'sprungen,
in Pohlen, Denemarck, in Liefland, Moscau, Schweden,
man würd erfahren g'wiß, was solche Völcker thäten.
Käm es in Spanien oder in Portugall,
o was für Angst und Furcht würd dort seyn überall!
Sie würden glauben g'wiß: dis muß der Teuffel seyn,
weil er so lange Ohrn, so gräußlich schaut darein.
Doch giebts noch g'scheide Leut, die dieses wohl erkennen
und einen Schwaben Mann ein schwäbisch Heyland nennen,
weil er befreyt die Welt von ihrem Untergehen.
So soll dann immerfort der Schwaben Lob bestehen.
Jo Victoria! nit nur in Schwabenland,
auch in der ganzen Welt, wo diese That bekannt!
Besonders lobe ich den Helden aus dem Ries,
der solche Wunderthat erwiesen durch sein Spies.
Zur Dankbahrkeit des Siegs und solcher Heldenthaten
die alte Teutsche schon bey Speyr den Namen hatten
Haasbühl, ein gwiß Gebürg, zum Angedencken geben,
Haasberg, Haasfürth in Francken, in Thüringen Haasleben:
Die Francken dencken dran. Betrachten diese Sach,
und so auch Fürstenberg hat jedes ein Haßlach.
So lach, wer lachen kan, vor Freud bei dieser Gschicht,
ist es die Wahrheit nicht, ists doch ein schöns Gedicht.

Willst wissen, wer ich sey,
ein Schwab bin aus dem Ries,
mein Nam steht auch hierbey:
ich schreib mich Riamgis.

Den Schluß des Volksbüchleins bildet ein lateinisches Gedicht von 104 Hexametern: „Septem Suevorum bellum cum lepore gestum". Aurbacher will die Handschrift, die dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts angehöre, „unter dem

hinterlassenen Trödel eines geistlichen Herrn" gefunden haben, doch werde durch den Zusatz „ex antiquo Mscr." das höhere Alter des Gedichts bekundet. Radlkofer schiebt ohne weiteres die Verfasserschaft Aurbacher selbst zu, wohl mit Recht, obwohl er auch Aurbachers Angabe betreffs der Hasenjagd des Riamgis angezweifelt hat. Die Verse verraten wirklich ein so eindringliches Studium der lateinischen Klassiker, daß jede andere Vermutung viel weniger für sich hat. In der Zeit des Humanismus kann das Gedicht nicht entstanden sein, denn es nennt die Schwaben mit Namen: Jaculus (Jockle), Veitle und Michel, die in der Sage von den sieben Schwaben erst viel später begegnen; auch bringt es inhaltlich gar nichts Neues, sondern schließt sich ganz Riamgis an. Schon Radlkofer *(47; Anm. 42)* hatte bemerkt, daß der Inhalt des lateinischen Gedichts an den Bericht des Spiegelschwaben erinnert *(V. II. 155)*. Wie oben auf Seite 331 betont wurde, ist aber dieser Bericht eine kurze Inhaltsangabe des deutschen Gedichtes von Riamgis, das Radlkofer nicht gekannt hat. Auch Franz Kellers „Helda-Gedicht" *(Etle Hagabutza, Kempten 1881. Seuffer und Weitbrecht, 's Schwobaland in Lied und Wort 500)* ist eine freie und humorvolle Übertragung des lateinischen Gedichts in schwäbische Mundart.

Bevor zu Aurbachers „Abenteuern der sieben Schwaben" übergegangen werden soll, muß noch kurz das Märchen der Brüder Grimm „Die sieben Schwaben" *(Kinder- und Hausmärchen 1812—15, II. 120 Nr. 119)* genannt werden. Die Brüder Grimm haben es nach ihrer eigenen Angabe nach Kirchhof, Hans Sachs und dem Blatt Campes bearbeitet, d. h. sie haben die Namen der Helden und ihre weisen Aussprüche in die Erzählung des Hans Sachs und Kirchhofs eingeführt. So kann ich hier von einem Abdruck des Märchens absehen, zumal sich Grimms Märchen in aller Händen befinden.

2. Ludwig Aurbacher und das Volksbuch von den sieben Schwaben.

Freude mit guten frommen Leuten, in Gottesfurcht, Zucht und Ehren, obgleich ein Wort oder Zötlein zuviel, das gefällt Gott wohl. Weber, Demokritos.

Das kurze Märchen ist von Ludwig Aurbacher zu einem Volksbuch erweitert worden. Aurbacher (1784—1847), der Sohn eines Nagelschmieds, hat der einst so unscheinbaren Geschichte die bleibende Form gegeben.

Wie er sein Volksbüchlein in erster *(1827—29)* und zweiter *(1835—39)* Auflage anonym herausgegeben hat *(3. Aufl. Leipzig o. J.)*, so gibt er sich auch den Anschein, als sei die von ihm gedruckte Geschichte, Die Abenteuer der sieben Schwaben, ein altes Manuskript, das sich „unter vielen andern Manuskripten unbedeutenden Inhalts, welche wahrscheinlich aus irgend einer aufgelösten schwäbischen Reichsabtei in die dritte und vierte Hand gekommen waren, vorfand, des Titels und Inhalts, wie es nun dem geehrten Leser gedruckt vorliegt" *(I. 200)*. Als „Herausgeber eines alten Textes" gibt Aurbacher eine kurze Besprechung seines Werkchens. Er möchte ihm, soweit überhaupt bei seiner Unvollständigkeit ein Urteil möglich ist, „doch nicht allen dichterischen Wert absprechen ... Abgesehen aber auch von allem poetischen Charakter dürfte diese Geschichte in ihrer anspruchslosen Einfalt immerhin noch Reiz genug haben für das Volk und jene, die des Volkes Sitte kennen und lieben. Sie empfiehlt sich schon unsers Bedünkens durch die gutmütige Laune, die im Ganzen herrscht, und die nicht nur uns mit den sieben Schwaben, sondern auch die Landsleute der Sieben selbst mit dem Dichter aussöhnen möchte. In der Tat, wenn man die grundehrlichen Menschen auf ihrer Wande-

rung so allgemach verfolgt und ihre Gesinnungen und Handlungen vor sich so nackt ausbreiten sieht, so bekommt man beinahe Lust, von der Partie zu sein und das drollige Abenteuer mit ihnen zu bestehen. Sodann versöhnet mit der Schalkheit, die in der Sage liegt, so mancher gutmütige, ja edle Zug in dem Charakter der Gesellen; und wenn einerseits der Spiegelschwab das dem Schwaben inwohnende Prinzip der Klugheit sehr wohl repräsentiert, so kann der Thersites unter den Helden, der Nestelschwab, dessen Herkunft nach der Sage unbekannt ist, füglich als der Repräsentant der Dummheit unter den andern Deutschen gelten, und ihnen, falls sie sich ihrer Gescheitheit zu sehr rühmen, diese Personnage vorgerückt werden. Denn Gott verhüte," — so schließt Aurbacher, den seine Kameraden als zwölfjähriges Büblein im Benediktinerseminar in München seiner Heimat wegen so sehr gehöhnt hatten — „daß das Necken unter den deutschen Landsleuten abkomme; es wäre dies ein übles Anzeichen, daß auch das Lieben unter ihnen abgekommen sei" *(I. 203)*.

Also der Nestelschwab ist der Thersites, und der Spiegelschwab, wenns auch nicht ausdrücklich gesagt wird, der Odysseus der Schwaben; und später wird der Allgäuer einmal mit Agamemnon verglichen. So nennt denn Aurbacher die Geschichte der sieben Schwaben eine I l i a d e, und die Fortsetzung, die von den Abenteuern des Spiegelschwaben-Odysseus handelt, bis dieser zu seiner — nicht Penelope, sondern Xanthippe heimkehrt, eine schwäbische O d y s s e e; ja er erwähnt sogar die Vermutung seines „altdeutschen Freundes", die Abenteuer des Spiegelschwaben sollten den Homer parodieren!

Aurbacher schreibt in den Anmerkungen zum ersten Teil seines Volksbüchleins *(V. I. 194)*: „Das Volksbüchlein war fertig, noch ehe ich eine Feder angesetzt hatte. Ich durchlas nur einige Folianten und einige Dutzend alter bestaubter Octav- und Duodezbände und exzerpierte sie . . ." Er hat sich also in der Schwankliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts umgesehen. Bebel, Kirchhof und das Lalenbuch nennt er selbst.

Den „Philologen kommender Jahrhunderte" überläßt er es „zu entscheiden . . ., welche von den mitgeteilten Historien wörtlich aus jenen alten Büchern entnommen worden seien." Was Aurbacher in seinen Garten gepflanzt hat, hat er nach seinem eigenen Ausdruck zu veredeln gesucht.

Es ist nicht besonders viel, was Aurbacher diesen Schwankbüchern verdankt; gerade in den „Abenteuern der sieben Schwaben" ist er weit öfters original, als man bisher annehmen wollte, noch mehr als in den „Abenteuern des Spiegelschwaben". Wie sich der Spiegelschwab den Panzer hinten in seine Hosen setzen läßt, so macht es ein Bauernknecht im „Wendunmuth" *(I. 121 Nr. 95. Fasciculus 119 IV. 3. Schildbürger, Nat.-Lit. XXV. 404. Schupp I. 749).* Auch die Schildbürger streiten sich darüber, an was ein toter Wolf gestorben sein könnte; und das hat vielleicht dem Streit der sieben Schwaben, was dem toten Bären wohl das Leben gekostet habe, als Grundlage gedient.[1]) Mehrere „Stückle des Nestelschwaben" sind alten Schwankbüchern entnommen: Er wundert sich über die Fische, die im Wasser ertrinken, wie über die jungen Schiffe, die „schimpfeln und spielen" — lauter Scherze, die uns aus Riederer schon bekannt sind *(s. o. S. 101).* Die Art, wie der Allgäuer dem Studenten Adolphus die nächtlichen Träume austreibt, erinnert an Joh. Pauli *(82 Nr. CIX. vgl. Recueil VII. 164).* Die von Sarreiter in den Neudruck von Aurbachers Volksbüchlein *(Reclams Univ.-Bibl.)* neu aufgenommene Schatzgräbergeschichte *(I. 167)* findet sich als köstliche, wenn auch nicht gerade wohlriechende Schnurre in vielen Schwankbüchern.[2]) Sich durch das Blindekuhspiel um die Zeche zu drücken ist einer der häufigsten Schwänke.[3]) Der Bericht

[1]) Buch ohne Nahmen 489 Nr. 1021. Frey 73 Nr. 59. Montanus, Gartenges. 287 cap. 33. Pegeus, cont. 320 Nr. 4546. Schildbürger 382.

[2]) Frey 92 cap. 77 (sehr viele Nachweisungen S. 243ff.) und im Wendunmuth II. 463; III Nr. 89 (Nachweisungen V. 98). Weber III. 307. Eine hübsche noch lebende Fassung bei Merkens 126 Nr. 134.

[3]) Buch ohne Nahmen 306 Nr. 732. Fasciculus 37. I Nr. 27. 274. XI Nr. 2. Gepflückte Fincken 294 (Nachtracht Nr. X). L. Garon,

des Spiegelschwaben von der Hasenjagd *(II. 154)* beruht auf dem Gedicht des Riamgis. Das Kapitel, wie er in die Hölle wandert, ist wohl vom Simplicissimus *(II. 5. 6)* beeinflußt; ähnliche Scherze waren immer jener Zeit geläufig *(s. Hans Sachs, F. u. Schw. III. 73)*. Die prächtige Geschichte von der Schlottermilch *(II. 162)* erinnert an den „curieusen Astronomus" bei Sinnersberg *(98)*, wo ein Schneidermeister seinen Gesellen mit ähnlichen Sprüchen die Butterbrocken aus dem Brei wegfischt.

Aber hat Aurbacher all die obskuren Schwankbücher nach Anekdoten durchackert, die er etwa für sein Volksbüchlein brauchen konnte? Hat er nicht aus demselben Quell geschöpft, aus dem auch die alten Oktav- und Duodezbände getrunken haben, und der noch nicht versiegt war: aus der mündlichen Überlieferung des Volkes? Einige Bücher hat er wohl exzerpiert, wie er sagt, weil er sich in die Zeit versetzen wollte, „wo die alten Vorurteile des Volks noch in aller Blüte standen", aber allzu bescheiden möchte er sein ganzes Büchlein als ein bloßes Exzerpt darstellen. Daß er gesucht und gestöbert hat, beweist der Riamgis, der dann viele Jahre lang verschollen war; aber Aurbacher war viel zu sehr auf den Volkston gestimmt, als daß man ihn bloß für einen Nachbildner halten möchte. Dazu verraten die beiden Schwabengeschichten zu sehr den echten Dichter. Aber eigentlich nur diese zwei Erzählungen; denn was das Volksbüchlein sonst noch enthält, wie z. B. die „Legende von dem Ritter Sankt Georg" *(I. 32)*, ist vielfach so grenzenlos albernes Zeug, daß man den Dichter nicht wieder erkennt, der doch sonst das Herz auf dem rechten Fleck hatte.

Ein hübsches Beispiel, wie Ludwig Aurbacher gearbeitet

Chasse ennuy, Paris 1641, 499. Gemüths-Ergötzung 27 Nr. 40. Langius 144 Nr. XCII. Löffelstihl 14 Nr. 47. Lyrissimum 40 Nr. 100. II. 83 Nr. 77. Lustigmacher 59. Memel 125 Nr. 298. Rottmann 76 Nr. 52. Sinnersberg 22. Sommer-Klee 114 Nr. 183. C. A. M. v. W. 252. Weber IV. 47.

hat, bietet das Kapitel „Wie unsere Schwaben durch das blaue Meer schwimmen, ohne zu ersaufen" *(V. I. 157)*. Als Vorlage diente ihm bekanntlich der Bericht des Paulus Diaconus *(I. 20)* vom Untergang der Heruler, der lautet: „Über die Scharen der Heruler aber, wie sie da- und dorthin zerstreut entflohen, kam ein solcher Zorn des Himmels, daß sie die blühenden Flachsfelder für schwimmbare Wasser ansahen und, indem sie die Arme zum Schwimmen ausbreiteten, von den Schwertern der Feinde grausam erschlagen wurden." In der alten Sage, bei Hans Sachs und Kirchhof, verunglücken die Helden auf eine andere Weise, die aber doch auch auf einer optischen Täuschung beruht. Aber die lustige Gesellschaft am Spieß, die dem Volk lieb geworden und ans Herz gewachsen war, konnte doch nicht auf eine so jämmerliche Art zu Grunde gehen. Drum folgt schon bei Sailer ihrer Tat ein Lob des Sieges, und Riamgis hat die alte Spottgeschichte gar zum stolzesten Ruhmesblatt Schwabens gemacht. Die sieben Helden müssen also am Leben bleiben, um sich in ihrer Tat zu sonnen und sich als Nationalheroen gebührend feiern zu lassen. So auch bei Aurbacher. Aber auf die Angabe des Paulus Diaconus will er nimmer verzichten, drum wird das Lumpengesindel gerettet, um nachher ums Haar grad in die entgegengesetzte Gefahr zu stürzen. Sehen die sieben Schwaben erst Land für Wasser an, so jetzt Wasser für Land, und das zweitemal hätte der Irrtum beinah dem Allgäuer das Leben gekostet.

Aber wie ist die Einführung der beiden Afterhelden, des Mückenschwaben und des Suppenschwaben, zu erklären? Bei Sebastian Sailer lagen Gründe vor, mündliche Überlieferung anzunehmen. Aurbacher hat aber seinen Vorgänger und dessen Dichtung gekannt, und da er sich ja auch in den Schwankbüchern des Mittelalters umgesehen hat, so legt sich die Vermutung nahe, auch er wollte mit den Afterhelden den Widerspruch zwischen der alten Neunzahl und der spätern Siebenzahl auf einfache Weise erklären.

Auch die kurzen Verslein am Ende der Kapitel und die

eingeschobenen Lieder stammen nicht von Aurbacher. Das Lied vom „Butzemann", das der Blitzschwab beim Auszug aus der Stadt Augsburg singt, ist ein Spottlied auf Kaiser Karl V. *(Menzel, Deutsche Dichtung II. 354. Wunderhorn I. 136. Erk und Böhme I. 23).* „Du Stupfer, du Hauser!" rief man im Jahr 1813 Napoleon nach. „So geht es in Schnitzelputzhäusle!" stammt aus den „Deutschen Liedern für Jung und Alt," Berlin 1818; auch „Des Knaben Wunderhorn" kennt es *(II. 264).* Das dunkle Lied „Hier liegt ein Spielmann begraben" ist entweder ebenfalls dem Wunderhorn *(I. 357)* entnommen oder es ist an derselben Stelle gepflückt, wo es Arnim und Brentano fanden *(Vgl. Heidelberger Jahrbücher 1827 Nr. 24, S. 377 Anm.).*

Während hier überall eine schriftliche Quelle zum mindesten nicht ausgeschlossen war, wird bei vielen andern Stellen mündliche Überlieferung das Wahrscheinlichere sein.

Große Ausbeute gewann Aurbacher aus Sprichwörtern und Scherzreden des Volksmunds. Besonders die „Abenteuer des Spiegelschwaben" wimmeln von Ortsneckereien. Auf den Kemptner Meisenfang folgt ein Kapitel über „Kaufbeurer Stücklein", das allerdings in der vorgeblichen alten Handschrift fehlt, denn zwei Reihen von Gedankenstrichen deuten eine Lücke an. In den „Weilheimer Stücklein" finden sich lauter Scherze, die, wie z. B. das Ausbrüten der Eselseier, von Mund zu Mund gehen. Und gar die Geschichte vom Memminger Maun! Mit großem Geschick sind solche Sachen der Erzählung einverleibt worden. So wollen die Sieben die Stadt Mindelheim nicht betreten, weil man dort vor ihnen Angst bekommen könnte. Die Stadt hat sich im Dreißigjährigen Kriege von einem einzigen Reiter umzingeln und einnehmen lassen!

Altbekannte Schwabenneckereien werden jetzt den sieben Landsleuten zugewiesen. Wie sie schon in ihren Namen auf schwäbische Sitten und Eigenheiten hindeuten, die dem Volksmund zu Witzeleien Anlaß gaben, so hat Aurbacher in mehreren Kapiteln zusammengetragen, was er von Schwabenstreichen wußte. Es hat sich ja in diesem Buch oft Gelegenheit geboten,

auf derartiges hinzuweisen. So besteht ja auch das Schildbürgerbuch aus überall hergeschleppten Ortsneckereien. Jeder der Helden vertritt aber auch einen schwäbischen Gau, doch sind sie alle im südlichen Schwaben daheim. Nur des Nestelschwaben Herkunft ist in Dunkel gehüllt.

Die sieben Schwaben sind nun auch keine bloßen Nummern oder Namen mehr, sondern durchgebildete, wenn auch sehr einfache Charaktere geworden.

Der Seehas, der die Landsleute zusammengerufen zum schweren Kampf gegen das Untier, war zu Überlingen erst Eschhay (Flurschütz), dann Bannwart. Das Ungeheuer, das um des gemeinen Besten willen bekämpft werden soll, nimmt in seiner Schilderung immer größeren Umfang an: erst ists „so groß wie eine wilde Katz, doch weit scheußlicher und grauerlicher anzusehen," aber „es wächst zusehends, je mehr man es anluge," und wird so groß wie ein Pudelhund, dann wie ein Mastochs, schließlich gar wie ein Trampeltier, und die Augen, die erst so groß wie ein Goldgulden waren, dann wie ein Salzbüchsle, die Mondscheibe, gar wie Mühlsteine und Mühlräder, werfen Feuer aus! So läßt der Seehas seine Phantasie spielen wie ein Kind. Aber wo es not tut, fühlt er auch die Pflichten des Urhebers der Unternehmung in sich und tritt dann mit tapfern Worten für seine Sache ein. Ein Erzlügner, Ploderer, Windbeutel und Märensager von Haus aus und ein großer Redner zugleich, ist er von allen der gescheiteste.

Das will nun allerdings nicht viel heißen: und schon sein Trabant, der Nestelschwab, ist „ein arger Dummrian, wirklich sünddumm wie ein Schaf, aber ebenso geduldig und von gutmütiger Art." Für einen Batzen Wochenlohn trägt er des Seehasen Bündel und muß vor andern Leuten immer bestätigen, daß sein Herr die Wahrheit rede. Aber wie soll er wissen, was wahr sei oder nicht? „Merk, Bauernlümmel, Hott bedeutet wahr, Hüst nicht wahr." Und nun versteht ers. Statt der Knöpfe trägt er Nestel an Janker und Hosen, ..und

da die meiste Zeit eine und die andere zerrissen war, besonders an den Hosen, so mußte er immer nachhelfen mit der einen Hand, was ihm dann so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er auch dann so tat, wenn er nicht also hätte tun dürfen." Wie schon gesagt, „weiß die Geschichte bis heutigs Tags nicht anzugeben, was er für ein Landsmann gewesen, ob ein Schwab oder ein Schweizer oder ein Pfälzer oder sonst einer aus dem deutschen Reich; denn er redete in allen Landssprachen, und in keiner recht." Später findet er wenigstens seine Mutter; die stammt aus der Schweiz und hat als Marketenderin gedient unter den Rotmänteln. Vom Vater erfährt er aber nichts, so wenig wie der Leser zu wissen bekommt, ob er schon aus der Schweiz keinen Verstand mitgebracht oder ihn erst in Schwaben verloren habe.

Nun wird der Gelbfüßler gewonnen. Der stammt aus Bopfingen. Mit seinem Beinamen hat es folgende Bewandtnis. „Man erzählt, daß, als die von Bopfingen ihrem Herzog die jährliche Abgabe, die in Eiern bestanden, einstmals geben wollten, hätten sie die Eier in einen Krättenwagen getan, und damit recht viele hineingingen, mit den Füßen eingetreten, was denn ihrer Ehrlichkeit keine Schande macht" *(V. I. 142. B. V. I. 442. E. Meier 364 Nr. 407. Vgl. Germania XVII. 317).*

Der Gelbfüßler war Bote in Bopfingen. Nun geht er mit, obgleich Fechten seine Sache nicht ist; „aber seis mit dem Laufen getan, so könne er den Teufel auf dem freien Feld fangen." So packt er sein Ränzle und zieht seine Stiefele an, auf die er nicht wenig stolz ist. Er baut vor allem auf seine Schnelligkeit: „Entweder läuft das Tier davon, dann laufe ich ihm nach; oder es läuft mir nach, dann lauf ich davon, und so kriegen wir uns beide nicht unser Leben lang."

Der nächste ist der Knöpflesch wab. Der „war ein wüster, käler Gesell und litt alleweil an der böhmischen Krankheit," der Faulheit; er stammt aus dem Ries, aus der Gegend, wo „die löbliche Gewohnheit besteht, daß man täglichs Tags fünfmal ißt, und zwar fünfmal Suppe und zweimal dazu

Knöpfle oder Spätzle, daher denn die Leute dort in der Umgegend auch Suppen- oder Knöpfleschwaben genannt werden; und man sagt, daß sie zwei Mägen hätten, aber kein Herz." Fechten ist nicht die Leidenschaft des Knöpfleschwaben; „aber wenn sie einen brauchten, um ihnen Knöpfle zu kochen, so gehe er mit los auf das Abenteuer," und packt Häfen und Pfannen auf. Das einzige, was er auf der Reise geleistet hat, war die Rettung des Allgäuers, der in der Iller ertrinken wollte. Auch er besitzt keinen Überfluß an Witz, drum schließt er sich besonders dem Nestelschwaben an, mit dem man ein gescheites Wörtle reden konnte. Außerdem räumte der Nestelschwab, ein schmächtiges Männle, dem Knöpfleschwaben, dem Schmerbauch, bei Tisch und Bett das beste Teil ein. „Sie waren Ein Herz und Ein Talken."

Der Blitzschwab stammt aus Meitingen. Auch er kann nicht fechten, „aber schimpfen wie ein Rohrspatz und fluchen wie ein Heid." Man merkt ihm sogleich an, daß er ein lustiger Vogel ist. Singen und trinken kann er wie kein zweiter. Trotz seiner Kleinheit kein unübler Kerl, gerät das flinke Männchen leicht in Feuer, so dem Bayer gegenüber, der der schwäbischen Ehre zu nahe tritt. Vor allem bändelt er gern mit den Mädle an und ist leicht entflammt. Das Kätherle von Schwabeck erobert sein Herz im Sturm.

Der Spiegelschwab ist in Memmingen zu Haus. „Zu derselbigen Zeit waren die Fazinetle noch nicht im Brauch, und daher schlenzten einige das Ding gleich von sich weg, was jetzt die vornehmen Leute in den Sack stecken; andere schmierten es unter die Uchse oder zwischen die Grattel, wo es sich wieder von selbst abwetzte; andere dagegen, wie der Spiegelschwab, putzten es an den Vorderärmel, wo es sich zum Spiegel ansetzte und beim Sonnenschein glitzte." „Rat könne er geben, sagte der Spiegelschwab, aber mit der Tat sähe es schlecht aus, indem er nicht einmal sein Weib meistern könne, die freilich sieben Häute habe wie ein Memminger Zwiefel." Der pfiffigste von den sieben, kann er alles

leiden, nur nicht daß man ihn für dumm hält. So gern er andere Leute foppt, so gutmütig läßt er auch sich selbst aufziehen. Zu seiner Gerissenheit kommt noch ein gut Teil Aberglauben; der Spiegelschwab weiß, daß ein Diebsfinger geheime Kräfte habe, und man kann zu Geld kommen, ohne daß man es, was man so nennt, stehle. Von den Zigeunern möchte er die Geheimnisse der Zauberei und der Passauer Kunst erlernen; er fürchtet sich vor dem Pfaffen, der ihm die Bannformel zuschleudert. Seine Moral geht also ihre eigenen Wege. Was die andern aus Einfalt tun, tut er aus Schlauheit.

Der Spiegelschwab weist die Genossen an den Allgäuer. Der nehme es mit dem Teufel selbst auf. Er läßt sich auch durch die grauenerregende Erzählung des Seehasen, bei dem das Untier nun schon Hausesgröße erreicht hat und mit seinen Mühlräderaugen beim Um- und Umgehen Feuer auswirft, gar nicht irre machen und sagt: „Bygoscht! es wird halt dennest nur ein Vieh sein, und der Mensch ist stärker mit Gottes Hilfe als alles Getier auf Erden." Mit dem Rufe: „Hü Ochs!" reißt er einen ganzen Baumstamm, daß es kracht, wurzelaus; und so haben die Gesellen „rechten Respekt vor ihm, während sie ihn sonst für tappet und talket halten mochten." Er spielt den Friedensstifter, wenn die „donnerschlächtigen Strolkerle" sich in die Haare kommen, und will immer was Besonderes haben; so sagt er, wenn die andern ja sagen, immer: „Ich sage nicht nein." Aber der Riese hat ein Hasenherz, er fängt zuerst an zu seufzen. Wenn die Gefahr vorbei ist, ist er wieder vorne dran mit Maul und Faust. Gutmütig dabei und nüchtern schwunglos wie alle Bauern ist er eigentlich nur beim Vieh zu Haus; wenn ers mit Ochsen zu tun hat, ist er stets ein ganzer Kerl. Wie er später auf dem Kalvarienberg bei Sonthofen dem Spiegelschwaben seine Heimat zeigt, rühmt er: „Jetzt ists nicht schön, aber am heiligen Kreuztag, wo das Vieh aus den Almen und da unten zusammenkommt, Ochsen und Kühe und Geißen und Schaf und Böck, alles durcheinander, und eine Unzahl von Menschen: Bue! Da ists schön!" Und

der erste Schritt, den er in sein Haus tut, ist in den Stall, um zu sehen, was der Laubi mache und der Lusti.

Im Vertrauen auf seine ungeschlachte Körperkraft führt der Allgäuer von Anfang an das große Wort und „progelt" (prahlt) gern: ein Spieß ist ihm grad recht zu einem Zahnstocher, drum bestellt er sich einen Wiesbaum von sieben Mannslängen. Im Sturmhut, mit der Feder darauf, geht er an der Spitze des seltsamen Zuges, und hinter ihm folgen „wie ein Wiedle gespießter Lerchen" die Helden, alle bewaffnet und alle voll geheimer Angst. Der Seehas trägt einen Harnisch, denn „des Guten könne man nie zuviel tun, und nutze es nichts, so schade es auch nichts." Gepanzert ist auch der Spiegelschwab, „aber nicht vorn auf der Brust, sondern hinten auf dem Hintern. ‚Hab ich Mut und geh ich vorwärts, so brauch ich keinen Harnisch; gehts aber rückwärts und fällt mir der Mut anderswohin, so ist dann der Harnisch am rechten Platz." Ursprünglich wars ein Barbiererbecken — Don Quijote hatte eine Barbiererschüssel als Helm. Der Spiegelschwab trägt Sporen, wenn auch nicht zum Reiten, so sind sie doch zum Hintenausschlagen gut. Der Knöpfleschwab denkt aber nur an seinen Bauch und nimmt noch einen Bratspieß mit zur Abwechslung. Und nachdem sie noch bei St. Ulrich, dem Schutzpatron Schwabens, eine hl. Messe gehört, ziehen sie zum Tor hinaus.

Der Allgäuer an der Spitze stimmt sein Posthörnle an und bläst sein Trompeterstückle, der Blitzschwab singt: „Es geht ein Butzemann im Reich herum, Didum, Bidi, Bum," zuhinderst grattelt und pfnaust der Knöpfleschwab mit seinen Häfen und Pfannen, — bis es ihnen endlich einfällt zu überlegen, welchen Weg sie einschlagen sollen nach dem Bodensee, wo das Ungeheuer haust. Der Allgäuer will der Wertach nach übers Gebirg, der Gelbfüßler dem Neckar folgen, denn der fließe in den Rhein und der Rhein in den Bodensee; aber der Blitzschwab, den das Bewußtsein des braven Mannes erfüllt, geht gradaus, und so waten sie durch die Wertach, gehen weiter über Stock und Stein, Wiesen und Felder, durch Wüsten

und Wälder, Berg auf, Berg ab, bis sie an Ort und Stelle kommen.

Aber noch harren ihrer viele Gefahren. Schon nach vier oder fünf Stunden stoßen sie in einem Hohlweg auf einen Bären, der aber schon tot ist. Der Allgäuer allein führt den Stoß aus Leibeskräften gegen das Tier, die andern alle stürzen hinterrücks zu Boden. Ihr Mut kehrt erst zurück, wie sie merken, daß der Bär wirklich tot ist; und jetzt fürchtet sich kein einziger mehr vor ihm. Da sie an ihm kein anderes Loch finden als das, was er schon bei seinen Lebzeiten gehabt, werfen sie die Frage auf, woran er wohl gestorben sei, bis der Spiegelschwab, der pfiffigste unter ihnen, sagt, er sei am Tod gestorben. Die Haut des Bären wollen sie demjenigen geben, der sich beim Abenteuer am männlichsten halten werde, das Aas lassen sie den Schafen liegen, wie er zuvor die Schafe gefressen.

In der Gegend von Schwabeck begegnet ihnen eine schöne Bauerntochter — die schwäbischen Mädle sind alle schön, ausgenommen die wüsten —, die sticht besonders dem Blitzschwaben ins Auge. Er stellt sie und redet sie an, spricht gleich vom Heiraten und schwätzt allerhand närrisches Zeug, wie denn verliebte Leute zu tun pflegen, bis sie ihn endlich auf die Kirbe einlädt; und seit der Zeit will ihm das Kätherle aus der Grafschaft Schwabeck nimmer aus dem Kopf.

Sie marschieren weiter, da geht der Mond auf. „Jetzt haben wirs gewonnen," ruft der Spiegelschwab, „Memmingen ist nicht mehr weit." Das findet der Blitzschwab blitzdumm, daß man dem Mond so was ansehen könne, und darüber kommen die beiden mächtig hintereinander und raufen sich wie zwei Metzgerhunde, bis der Allgäuer Frieden macht: er packt den einen am Hosenbändel und läßt ihn zappeln in der Luft wie einen Frosch, mit der andern Hand drosselt er den Spiegelschwaben unter der Gurgel, daß er sich nicht mucksen kann, und schließlich müssen sich die zwei wieder vertragen.

Der Spiegelschwab weiß, warum er nicht nach Memmingen

hinein will. Drum meint der Nestelschwab: „Wir können ja um die Mauern herum und dann zum andern Tor hinaus.“ Aber der Mensch kann seinem Schicksal eben nicht entgehen. Denn in den Hopfengärten vor der Stadt trifft der Spiegelschwab — sein Weib. Mit dem Schreckensruf: „Der Teufel ist los!“ läuft er davon, sie ihm nach mit einer Flut von Schimpfworten, bis ihm eine rettende List einfällt: er hüllt sich in das Bärenfell, das man ihm zu tragen gegeben, und wie ein leibhafter Bär trappelt er brummend auf sein Weib zu, das schreiend Hals über Kopf davonrennt.

Inzwischen sind die andern durchs Leutkircher Tor hinaus — d. h. hineingegangen, finden hier gleich eine Wirtschaft, wo sie das Märzenbier versuchen. Der Wirt hält sie für Abgesandte der schwäbischen Kreisregierung, die mit der Beschauung des Bieres beauftragt seien, und läßt sie frei wegziehen.

Aber die wackern Schwaben haben doch zu tief in den Krug geguckt. Nun verirren sie sich in den Hopfengärten und sehen dann ein blühendes wogendes Flachsfeld für einen See an, den sie durchschwimmen müßten. Endlich kommen sie an die Iller. Jetzt lassen sie sich nimmer täuschen. Der Allgäuer betritt die vermeintliche Straße, und plumps! liegt er im Wasser. Da wäre er sicher ersoffen, denn alle springen davon, nur der Knöpfleschwab, der, um nicht immer zu fallen und zu stolpern, sich an den Spieß angeschirrt hatte, bleibt, so dick und breit er ist, auf demselben Fleck, und so kann der Allgäuer am Spieß sich wieder herausarbeiten. Den Spiegelschwaben, der an der Brücke die Gefährten erwartete, lockt das Geschrei auch herbei, und da er alle Wege und Stege in der Gegend kennt, führt er sie auf die rechte Straße.

Am folgenden Tage fallen sie dem Junker von Kronburg in die Hände. Dieser „niederträchtige, fromme und milde Herr“ hatte eben „den patriotischen Entschluß gefaßt, zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit im schwäbischen Kreis ein Zuchthaus in seinem Schloß zu stiften,“ und

so wurden die sieben Schwaben als Spitzbuben eingesteckt. Wie aber der Knöpfleschwab eine große Pfanne voll Spätzle, die für alle reichen sollen, allein ausißt, als hätts ein Hund ausgeschleckt, „da geht der Junker in sich und meint, er sei dem schwäbischen Kreis und der Menschheit kein so großes Opfer schuldig, daß er sich aushungern lassen sollte in seinem Schloß um einiger weniger Strolche willen," und läßt sie sogleich wieder in Freiheit setzen.

Bei Leutkirch zieht der Allgäuer mitten durch eine große Viehherde hindurch, und wie der Gemeinde-Hag ihnen brummend entgegengeht, packt ihn der Allgäuer bald am Kopf, bald am Schwanz, zieht und wird gezogen, je nachdem er oder der Stier Herr und Meister ist. Die andern haben sich auf einen Zaun geflüchtet und sehen von da oben dem Spektakel zu, bis der Stier voller Zorn an den Zaun anrennt, daß ein Schwab nach dem andern herunterfällt. Dies Abenteuer macht ihnen wieder Mut: Wenns der allein mit einem Ochsen aufnimmt, so kanns uns gar nicht fehlen, da wir unserer sieben sind.

Nachdem der Allgäuer dem Schwabenstreiche sammelnden Studenten Adolphus einige mit der Peitsche auf den Leib geschrieben hat, begegnen sie nach allerlei Fährlichkeiten[1]) einem Juden; dem schwindelt der Spiegelschwab einen Taler ab; es ist aber ein falscher; und der hätte sie, als sie sich Ravensburger Würste anmessen ließen, beinah an den Galgen geführt, wenn sie nicht noch rechtzeitig den Juden gepackt hätten — „denn zur damaligen Zeit hatten sieben Christenmenschen noch mehr Kredit als ein Jud, wogegen es in unsern Zeiten der umgekehrte Fall zu sein scheint." Die Stockprügel, die sie dabei einstreichen müssen, und ein greuliches Aben-

[1]) J. Sarreiter bringt in seinem Neudruck zwei Kapitel aus Aurbachers Nachlaß, die im Volksbüchlein fehlen: das erste fällt in ihrem Ton ganz aus dem Rahmen der andern heraus, während die zweite, eine köstliche Schatzgräbergeschichte, die der Volksmund sich auch sonst erzählt, sehr gut hineinpaßt.

teuer mit einem Gehenkten am Galgen fahren ihnen doch stark in die Glieder; und so werden sie, je mehr sie sich dem Bodensee nähern, immer däsiger und lassen die Köpfe hängen wie Schafe, die man zum Metzgen führt. Besonders der Blitzschwab ächzt und wehleidet, als hätte er das Bauchgrimmen: den plagt das Heimweh nach dem Kätherle, aber ein kräftiges Wort seines Freundes, des Spiegelschwaben, heilt den „Rotzer", der sich von nun an wieder zusammennimmt. Vor Markdorf trifft der Nestelschwab seine Mutter, der er sein erspartes Zipfele Wurst gibt, und sie lugt, wie es dem Luser auf dem Grind aussieht. Sie will ihr liebs Rudeli bei sich behalten, aber der muß auf des Seehasen Ermahnung erst Taten tun und reißt sich von dem alten bebrillten Mütterle wieder los.

Schließlich kommen sie an den Bodensee, dessen Größe ihnen manch Bygoscht! und Potz Blitz! entlockt; und der Seehas kann wieder mächtig aufschneiden. Beim Henkersmahl, das der Knöpfleschwab mit Schmalz und Salz recht appetitlich macht, fällt dem riesenstarken Allgäuer zuerst das Herz in die Hosen. Der Blitzschwab denkt an sein Kätherle, der Seehas redet ihnen noch Mut ein, der Nestelschwab tröstet sich mit dem Wort seiner Mutter, sein Stündle werde gar nie kommen, und wieder holt der Allgäuer einen Seufzer, und der Knöpfleschwab leert sein Herz und stopft zugleich das Maul, und schließlich heulen sie alle miteinander.

Jetzt treten sie in Schlachtordnung, und endlich läßt sich der Gelbfüßler im Vertrauen auf seine langen Beine bewegen, die Spitze einzunehmen, da der Allgäuer nicht immer der erste sein will, und der Seehas bietet all seine Beredsamkeit auf, den Freunden Mut zu machen. Hübsch langsam nähern sie sich dem Busch, wo der Drach sein Nest hat, und wie sie „lugen und losen, siehe da liegt ein Has im Busch, der macht ein Männle, und erschrickt und läuft davon. Die sieben Schwaben aber bleiben stehen ganz erstaunt und erstarrt . ." „Bygoscht!" sagt zuletzt der nüchterne Allgäuer, „wenn das kein Has war" .... „Nun ja, Has hin, Has her!" erwidert der See-

has, „ein Seehas ist halt größer und grimmiger als alle Hasen im heiligen römischen Reich."

Dann beschließen sie in einer Kapelle das Bärenfell als Siegeszeichen für ewige Zeiten aufzuhängen, nachdem die gewaltige Ansprache des Seehasen einen Zwist noch glücklich verhindert hat; und mit dem Jubelruf: „Victoria in Schwabenland!" ziehen sie in Überlingen ein und laben sich am Rachenputzer, bis der Gesang der Blitzschwaben nicht mehr klingen will .... Die Überlinger aber bauen eine Kapelle am See, wo das Fell und der Spieß aufgehängt werden sollen zum ewigen Andenken, und weihen sie dem schwäbischen Heiland, und der Seehas siedelt sich daneben an als Klausner und rühmt sich seiner Heldentaten. Im Dreißigjährigen Krieg aber haben die Schweden das Siegeszeichen mit sich fortgenommen.

Im zweiten Band seines Volksbüchleins erzählt Aurbacher dann von den Abenteuern des Spiegelschwaben. Diese schon am Ende der „Sieben Schwaben" angekündigte Fortsetzung, ebenfalls, wie Aurbacher vorgibt, nur der Abdruck einer alten Handschrift, rührt nach ihm zweifellos von demselben Verfasser her, doch lasse sich eine zeitliche Festlegung nicht vornehmen, weil eine Überarbeitung durchweg sichtbar sei. Ferner läßt es der Herausgeber dieser Handschrift dahingestellt, ob ihr Verfasser den Homer gekannt und habe parodieren wollen. Aurbacher selbst, der Benediktinerzögling, dessen Leben in stiller Gleichmäßigkeit verlief, möchte lieber glauben, das Büchlein sei „das Produkt eines einfältigen Mönchs, der aus der Einsamkeit seiner Zelle die Welthändel und Weltmenschen in der camera obscura seiner Phantasie vor sich spielen lasse, um jene, die Welt, noch mehr verachten, und diese, die Menschen, bei all ihren Torheiten noch mehr lieben zu lernen."

„Die Abenteuer des Spiegelschwaben" sind Aurbacher nicht ganz so gut gelungen wie die „Abenteuer der sieben Schwaben." Wohl sind sie einzeln betrachtet zum großen Teil ebenso köstlich frisch und anschaulich wie diese; z. B. das großartige Ge-

mälde, das den Schwaben, den Franken und den Bayern darstellt unter dem von Dohlen umkrächzten Galgen von Buchloe, inmitten der grunzenden wühlenden Schweine: diese Gestaltungskraft erinnert in ihren dunklen derben Farben ganz an ein niederländisches Gemälde. Aber es fehlt die innere Einheit: planlos zieht der Spiegelschwab umher, da er sich nicht nach Hause getraut. Und vor allem wechselt die kindliche Einfalt des Schwaben, auf der der Reiz der „Sieben Schwaben" beruht, mit schelmenhafter Gerissenheit. Der Spiegelschwab wird nun ganz zum Spitzbuben, als sei er bei Hebels Zundelfrieder in die Schule gegangen, und nirgends hat der deutsche Volksmund den Schwaben zum Gauner gemacht. Mag ihm auch die schwäbische Pfiffigkeit in vollstem Maße zu Gebote stehen, in solchen Spitzbubenstreichen hat sie sich nie geäußert. Jetzt erst erfährt der Leser, daß der Spiegelschwab weit und breit bekannt war als Wahrsager, und diese Kunst hat er auf dem Zug nach dem Bodensee stets verleugnet. Er ist kein Sündenbock mehr, der unter dem Fluch des schwäbischen Namens leidet, sondern zu einem Gegenstück Eulenspiegels geworden. Allerdings behält er noch alle Sympathien im Vergleich zu dem niederdeutschen, oft so witzlosen Gesellen. Aurbacher selbst führt in den Bemerkungen diese Parallele sehr fein durch *(V. II. 223)*: „Der niederdeutsche nämlich erscheint als ein arglistiger, heimtückischer, unflätiger Geselle, der seine Freude hat an dem Schaden anderer und um dieses Schadens willen wie ein boshafter Kobold die Leute geckt und neckt. Der oberdeutsche dagegen übt reinen Spaß um des Spasses willen; er ist gemein, ja niedrig, aber nicht grob, nicht niederträchtig; er lügt und trügt, aber aus Instinkt, nicht aus böslicher Absicht; er ist immer bereit, andere zum besten zu haben, aber er versteht auch Spaß über sich selbst und ist nicht ungehalten darüber, wenn man den Scherz sogar fühlbar und handgreiflich macht. Es leuchtet aus seinen Reden und Handlungen, bei aller Schalkhaftigkeit, immer eine gewisse Gutmütigkeit hervor, und seine

heitere frohe Laune verläßt ihn niemals, ungeachtet so mancher herben Erfahrungen. Um dieses guten Humors willen, der eben nur ein unterhaltendes Spiel mit sich und andern treibt, kann ihm keine Posse mißdeutet oder verargt werden, zumal da er gelegentlich wohl auch sich selbst auf den Pranger und zur Schaulust ausstellt. Sogar seine entschiedene, feindselige Richtung gegen das Frauenvolk, die allein ihn sonst widerlich, ja ekelhaft machen müßte, erscheint doch nur als Maske, womit er, komisch genug, sich selber zu täuschen sucht. Offenbar will er für die Unbilden, die ihm, wohl nicht ohne eigene Schuld, von seinem ehelichen Weibe widerfahren, sich schadlos halten durch einen geheuchelten Haß gegen das ganze Geschlecht, der aber, ohnehin nur in Worten sich rächend, unwillkürlich den Stachel gegen sich selbst kehrt."

Das allgemein Menschliche, wenn man so sagen darf, vertritt also hier das rein Schwäbische. Im ersten Teil des Volksbüchleins hat Aurbacher alles, was er von Schwaben und Schwabenstreichen wußte, an dem langen Spieß der sieben Gesellen aufgereiht. Jetzt aber „ist der Scopus der Geschichte", sagt Aurbacher in der durchsichtigen Maske eines vorgottschedischen Kritikers *(V. II. 224)*, „augenscheinlich kein anderer, als zu zeigen, wie elend ein Mann sei ohne ordentliche Hausfrau, die ihn vor allen Extravaganzen bewahre und in Züchten und Ehren erhalte . . ."

Solange die sieben Schwaben sich noch nicht getrennt haben, so lange weicht auch die alte Schwabeneinfalt nicht aus der Geschichte, aber in deren zweitem Teil wandert der Spiegelschwab zumeist auf eigene Gefahr. Der alte Ton ist zwar manchmal noch gut getroffen, so gleich am Anfang, wo der Spiegelschwab und der Allgäuer nach Kostnitz fahren, wo man nur fragen müsse: „Maul, was willt?" so habe mans, wie im Schlaraffenland, und es kost nits, wovon eben die Stadt den Namen habe. Und richtig, auf dem Schild des blauen Bocks steht geschrieben: „Morgen ist alles zechfrei." So sitzen denn die zwei, wie angepicht, den ganzen fol-

genden Tag und zechen vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein, und der Wirt und die Wirtin haben ihre Freude an den Zechbrüdern. Aber der Wirt ist ein Schalk, ein Bock, der die Leute blau anlaufen läßt: „Morgen ist alles zechfrei, aber nicht heute, nicht nächten und vornächten." Jedoch der Spiegelschwab setzt List wider List: „Wir wollen blinde Mäusle spielen; wen Ihr ertappt, der zahlt," und während der Wirt mit verbundenen Augen die beiden fangen möchte, huschen die zur Tür hinaus und auf und davon, und der Geprellte muß die hungrigen Schwaben laufen lassen.

Die Fortsetzung aber, wie der Spiegelschwab mit Mantel und Barett angetan in Lindau nach dem Vorbild von Hebels Zahnarzt einen Wurmdoktor macht, und wie der grundehrliche Allgäuer als Hanswurst verkleidet das Universalmittel des Doktors ausschreit, das mag ein Spitzbubenstreich sein, aber niemals ein Schwabenstreich. Und dann gar noch die guten Lindauer, denen der Spiegelschwab mit seiner Wahrsagekunst das Geld herausgelockt, auf solch perfide Weise aufzuklären! Wie ein Gauner betrügt er dann später die Landsberger unter der Vorgabe, er wisse einen großen Schatz zu heben. Solcher Streiche ist ein Schwabe niemals fähig, und wenn er noch so pfiffig ist. Das gerissene Schwäblein schluckt das Hühnchen, das es im Ei gefunden, heimlich hinunter; aber dem Betrogenen frech ins Gesicht zu lachen, das hat der Volksmund nie einem Schwaben zugetraut.

Der Spiegelschwab begleitet nun den Allgäuer nach dessen Heimatsort Hindelang und bekommt da viel Seltsames zu sehen. Nach einem erbaulichen Schlottermilchessen, das mit allerlei Betrachtungen gewürzt ist, trennen sich die Freunde, und der Spiegelschwab trifft vor Kempten den Knöpfleschwaben an, der inzwischen Mangel und Not, aber wenig Knöpfle zu kosten bekommen hat. Er erlaubt sich mit dem armen Teufel einen köstlichen Scherz, indem er ihn ins Wirtshaus zum „dummen Vieh" schickt, aber er springt noch zur rechten Zeit ein und bewahrt den Landsmann vor weiterem Ungemach.

In dem Bericht des Spiegelschwaben von seinem Weib begibt sich Aurbacher aufs Gebiet der Sprachkünstelei, indem die ganze Klage des unglücklichen Eh- und Wehmannes von Reimen und Reimworten wimmelt; Radlkofer *(S. 37)* vergleicht diese Stelle mit Rückerts Makamen.

In dem lustigen Kaufbeuren vertut der Spiegelschwab den letzten Sechsbätzner; dort ist Jahr aus, Jahr ein Kirchweih. Dem Knöpfleschwaben, dem wüsten, kälen Gesellen, gibt er das Scher-di-fort und zecht nun beim Hirschenwirt, was der Brief vermag. Endlich, wie alles verputzt ist, setzt er seinen Wanderstab weiter, und unter dem berühmten Galgen von Buchloe trifft er einen Franken und einen Bayern; und nun fätzen und trätzen einander die drei Gesellen unter dem Galgen, „und es war ein Geschwätz und Geträtsch unter den Dreien, daß selbst die Fackeln, die um sie herumwühlten, und die Daheln, die über ihren Häuptern saßen, einander nicht mehr verstehen konnten." Dann rettet der Spiegelschwab den Studenten Adolphus, den die Buchloer für seine Sammlung der Schwabenstreiche an ihren Galgen knüpfen wollen, und schlägt den Weg nach Bayern ein, das ein wahres Paradies sein solle für lustige und durstige Brüder, und um eins von den berühmten Weilheimer Stückle kennen zu lernen. Nach einem übeln Erlebnis kommt er nach Landsberg, wo man den Judenzoll von ihm fordert. Mit seinem Heidenfluchen beweist er jedoch sein Christentum und darf ungeschoren die Stadt betreten, wo er gleich in der „Glocke" einkehrt. Hier muß er zu seinem Schmerz zwei schwäbische Afterhelden treffen, den Mückenschwaben und den Suppenschwaben, die an der Hasenjagd teilgenommen zu haben behaupten und für Geld eine erstunkene und erlogene Geschichte erzählen und einen ausgestopften Hasen vorweisen. Seine erschöpfte Kasse füllt er durch einen nicht besonders geistreichen Schatzgräberschwindel. Nachdem er gegen Bayern und Tirol die Ehre der schwäbischen Landsprache gerettet und eine Reihe von Weilheimer Stücklein mit angesehen hat, kommt er im Kloster Polling vom Himmel

in die Hölle, und nach weiteren Erlebnissen mit Pfaff und Hexe beichtet er, einer plötzlichen Eingebung folgend, auf dem heiligen Berg Andechs. Da bringt ihn der Pater mit vieler Mühe zu dem Versprechen, zu seinem Weib zurückzukehren. Auf dem Rückweg besucht er den Blitzschwaben in Meitingen und nimmt an seiner Hochzeit mit dem Kätherle teil, nachdem er ihn vergebens gewarnt. Der Bericht von der Hochzeit fehlt leider in Aurbachers beiden Handschriften, drum fügt er als Beilage die Schilderung einer schwäbischen Hochzeit bei, wie er sie selbst an Ort und Stelle aufgenommen. Auf des Freundes Ermahnung geht der Spiegelschwab endlich mit Bangen und Herzklopfen heim; immer langsamer wird sein Schritt, fast wollen ihn die Füße nimmer tragen. „Seis in Gottes Namen!" so betritt er sein Haus. Aber sieh da! „Grüß dich Gott, Herzensmännle!" so begrüßt ihn seine Frau, die seit der Umarmung des Bären wie ausgewechselt ist. Und ein Kindlein trägt sie auf dem Arm, das lächelt ihm entgegen, und da kann er nimmer anders, er muß es nehmen und nennts sein liebes Büble. Von der Zeit an ist Fried und Einigkeit im Haus, und sogar die Nachbarin hat ihre Freude daran.

Die zahlreichen, auf Aurbacher fußenden Neubearbeitungen der Sage stellen Radlkofer *(S. 38f.)* und Bolte *(Z. d. Ver. f. Volksk. IV. 1894 S. 431 Anm.)* zusammen.

Eine ebenso geschickte, wie getreue und pietätvolle Übersetzung von Aurbachers Erzählung in Reime bringt Karl Simrock im 10. Band seiner Volksbücher. Zur Probe nur das Titelblatt:

Die sieben Schwaben,
was sie sich unterstanden haben.

Von Ludwig Aurbacher weiland erdacht,
nun aber von mehrern
von seinen Verehrern
in holprige Verse gebracht.

Fast überall weist diese „schwäbische Ilias" Aurbachers Wortlaut zu Versen umgeschmiedet auf, nur die Reime von Campes Flugblatt *(s. S. 324, 338)*:

„Du hast gut schwätzen,
du wärst der letzte beim Drachenhetzen,"

und gleich darauf:

„Nun geh ein anderer auch voran,
will nun dahinten vorne stahn!"

verraten, daß auch andere Behandlungen der Geschichte, wahrscheinlich Grimms Märchen, dem Verfasser bekannt waren. Die „Abenteuer des Spiegelschwaben" ebenfalls in Reime zu bringen hat sich Simrock erspart, dafür fügt er als Anhang ein Kapitel bei,

Worin der Adolfus wiederkehrt
und ein Hündlein sprechen lehrt —

eine Geschichte, die mit Schwaben und Schwabenstreichen eigentlich gar nichts zu tun hat.

Selbständiger, obwohl im ganzen auch auf Ludwig Aurbachers Volksbüchlein beruhend, sind „Die sieben Schwaben" von Wolfgang Müller von Königswinter in dessen „Märchenbuch für meine Kinder" *(Leipzig 1866, S. 85 ff.)*. In der Widmung heißt es *(S. VIII)*:

Die sieben Schwaben geb ich feil
mit ihren Abenteuern,
daß sie euch grad zum Gegenteil
von ihrem Tun befeuern.
Im Denken sind sie blöd und dumpf,
im Handeln sind sie tappig stumpf —
Spielt mir im Leben lieber Trumpf,
als daß man Trumpf euch spielet!

In Überlingen herrscht furchtbare Aufregung, weil ein schrecklich Untier draußen im Walde haust:

Im Walde liegt ein Untier, das grausig uns bedroht,
dem Felde bringt es Verderben und Vieh und Menschen den Tod;
zwei Löffel hat es als Ohren, vier Läufe zum raschen Sprung,
Glasaugen und runde Schnauze, dran stehen Haare genung.
Es sitzt auf den Hinterpfoten und droht mit den vordern Gewalt.
Jetzt macht euch auf mitsammen und sucht es im grünen Wald,
und wer die Bestie tötet, der rettet mit starker Hand
das gute Überlingen und das ganze Schwabenland!

Ein Seeschwab wird ausgelost, um das Schwabenland mobil zu machen, und der Jockel gewinnt zu Schwabeck auf dem Jahrmarkt sechs jugendkühne Recken. Unsterblichkeit und drei Batzen erbietet er Mann für Mann. So ziehen sie denn los, der Nestleschwab, der Gelbfußschwab, der Knöpfleschwab, der Blitzschwab, der Spiegelschwab, der Bullenschwab und der Seeschwab, und bestellen sich Waffen. Sie stoßen auf den Bären und ziehn ihm die Haut ab:

Da tönt ein plötzlich Brüllen, und an des Hohlwegs Rand
da nehmen viele schwarze Untiere ihren Stand;
der Stier wars mit dén Kühen, sie hatten ein Kalb vermißt,
das in den Abgrund stürzend den Hals sich brach zur Frist.

Der Bär ist ein Kalb gewesen. Alle reißen aus und flüchten sich auf einen Zaun, von dem sie der Bulle herunterstochert. Weiter gehts bis ans blauwogende Wasser. Hinten durch Bären den Tod, vorn durch Wasser! „Jetzt kommt, was kommen muß! Ich weiß, das Fett schwimmt oben!“ Damit springt der Knöpfleschwab ins Wasser, die andern nach.

Das war ein seltsam Schwimmen, ein Kriechen schiens vielmehr,
die Heldenleiber zappeln über die Fläche daher
und stoßen mit Arm und Beinen und Bäuchen auf den Grund;
verhext erscheint der Weiher dem ganzen Schwabenbund.

Endlich erreichen sie das Ufer.

„Unflätige Bestien, was wühlt ihr mir durch den Flachs,
ein Dutzend Hemden verrutschtet ihr mir vom heurigen
Wachs!"

Am Abend erst finden sie die vermeinte Landstraße, in der sie alle versinken; doch zum Glück ist das Wasser nicht tief. Der Mond muß ihnen die Kleider trocknen, während sie zähneklappernd vor Frost in den Sträuchern sitzen. Wegen des Judentalers kommen sie in den Turm, und des Knöpfleschwaben Appetit errettet sie vom Galgen. Nachdem sie noch den Gehenkten befreit, sehen sie das Schwabenmeer vor sich. Da wird ihnen angst und weh, und sie beichten dem Klausner, und nun wird schließlich der Hase hinüber nach Frankreich gejagt. Zu Überlingen wird der Sieg gefeiert und das Kalbsbärenfell aufgehängt.

Diese kurze Inhaltsangabe genügt, um darzutun, daß Wolfgang Müller bloß in der Anordnung originell war. Neu ist nur das Kalbsbärenabenteuer und der Gedanke, daß die Schwaben gar nicht merken, daß sie durch Flachs schwimmen. Die Beichte besteht aus den einzelnen kurzen Anekdoten Aurbachers, während beim Siegestrunk noch ein paar neue Weinsorten auftauchen.

Eine dritte Bearbeitung des Märchens, die von Ludwig Bechstein, ist so gut wie verschollen; in die Neudrucke von Bechsteins Märchenbuch wird sie wohl ihres Umfanges wegen nicht mehr aufgenommen. Sie ist auch bloß eine Verbindung von Aurbachers Erzählung mit dem Märchen der Brüder Grimm *(Radlkofer 39)*.

Wichtiger jedoch als diese künstlerischen Bearbeitungen sind die Prosa-Volksbücher von den sieben Schwaben, weil nur sie dem schwäbischen Volk von seinen närrischen Landsleuten erzählt haben. An Wert stehen diese löschpapiernen Machwerke himmelweit zurück hinter den schon genannten.

Aurbachers „Abenteuer der sieben Schwaben" sind bereits 1832 in Stuttgart unter dem gleichen Titel nachgedruckt

worden — Aurbacher schrieb dann in der zweiten Auflage seines Volksbüchleins (1835) „launig und selbstlos", es sei „seit dem Jahre 1827, wo die erste Auflage des Volksbüchleins erschien, wirklich gelungen, ein anderes, dem Anschein nach vollständiges Exemplar dieser abenteuerlichen Geschichte zu entdecken; und es wurde nach diesem Texte bereits im Jahr 1832 eine „Ausgabe zunächst für Kunstfreunde", mit den lithographierten Abbildungen nach Zeichnungen von J. Fellner veranstaltet..." Wenn Aurbacher aber fortfährt: „Seit der Zeit — wie es den emsigen Forschern zu geschehen pflegt — haben sich noch Fragmente eines dritten Exemplars vorgefunden" *(V. I. 201)* — so weiß auch Radlkofer diese Anspielung nicht zu erklären. Aurbacher wollte eben durchaus den Anschein erwecken, als erneuere er nur eine ältere Handschrift; vielleicht spricht er nur aus diesem Grunde von jenen Fragmenten.

Die verschiedenen, in Reutlingen verlegten Volksbücher von den sieben Schwaben sind alle mehr oder weniger von Aurbachers Text abhängig, und je mehr sie Selbständiges beisteuern, umso geringer wird ihr Wert, da keines auch nur im entferntesten den Volkston so zu treffen vermag, wie es Ludwig Aurbacher gelungen ist.

Im Jahr 1839 erschienen bei Fleischhauer und Spohn „Die Abenteuer der sieben Schwaben. Abermalen renovirt und ans Licht gestellt durch Hans Freimund", geschmückt mit fünf Holzschnitten *(2. Auflage 1846, 4. Auflage 1855)*; sie scheinen sich zu decken mit der von Radlkofer *(S. 40)* besprochenen Darstellung, die im Jahr 1877 entstanden ist. Die „ganz freie, von dem Verfasser auch mit Versen bereicherte Umarbeitung" beginnt nach einigen Reimen „An die Leser" mit einer Schilderung der sieben Helden, wobei der Seehas von dem unappetitlichen Mückenschwaben verdrängt worden ist. Der Gelbfüßler faßt hier den heldenhaften Entschluß, das Schwabenland von der fürchterlichen Bestie zu befreien; von den sattsam bekannten Abenteuern fehlen die meisten, nämlich die

Weissagung der Zigeunerin, der Zusammenstoß mit dem toten Bären, das Kätherle von Schwabeck wie das giftige Weib des Spiegelschwaben, des Allgäuers Stiergefecht, die Begegnung mit dem Juden und was daraus erfolgt usw. Neu erscheint dafür der Schwank vom Nestelschwaben, der eine Kröte für eine Birne ißt *(s. S. 124)*, und der alberne Streich, den die Zecher dem betrunkenen Blitzschwaben spielen; vor allem ist der schwäbische Sonnen- und Mondfang *(s. S. 138)* eingefügt. Wenn diese Neuerwerbungen und vor allem das trockene Hochdeutsch des „Hans Freimund", das man weder gut noch volksmäßig nennen kann, diesem Büchlein keinen Wert verleihen, so sind doch auch wieder einzelne Züge besser gelungen. So wollen die sieben Helden vor dem großen Kampfe beichten, ähnlich wie sie bei Sebastian Sailer Reue und Leid erwecken, und hierbei gesteht dann der Nestelschwab dem Geistlichen, daß er ein Schwab sei —; oder wenn sie beraten, was mit dem „Drachenfell" geschehen soll, bis endlich der Nestelschwab „sich zum ersten- und zum letztenmal in seinem Leben als einen gescheiten Kerle zeigt und sagt: ‚I stimm halter dafür, daß wir zuerst das Drachenfell ha sottet" *(S. 53. 55)*.[1])

Näher an das Vorbild schließt sich an „Die Geschichte der sieben Schwaben. Verbessert und vermehrt von einem Freunde des Witzes und der Laune, des Frohsinns und der Heiterkeit. Reutlingen. Druck und Verlag von Enßlin und Laiblin. 1844." Radlkofer *(S. 40)* erwähnt eine Ausgabe von 1854: sie gibt, sagt er mit Recht, „Aurbachers Dichtung fast wörtlich wieder mit mannigfaltigen Erweiterungen, durch die sie wohl an Umfang, aber nicht an Gehalt gewonnen hat." Auch hier folgen die einzelnen Kapitel, wie in Fleischhauer und Spohns Büchlein, in ihrer zeitlichen Reihenfolge, während Aurbacher mit dem Waffenkauf in Augsburg beginnt und dann das frühere nachholt. Unter dem neu Hinzugekommenen findet sich aber

[1]) Vgl. H. Sachs, F. u. Schw. III. 134, Der vermessen jeger: Hier verkauft ein „frecher jeger im Schwabenlant" die Haut eines Bären, noch bevor er ihn getötet hat.

auch manches, was recht gut in den Ton paßt, z. B. wie der Knöpfleschwab in Meitingen sein Schmalzpfännle vermißt: als sie darnach suchen, treffen sie ein altes Weib, das etwas unterm Schurz zu verbergen scheint; und richtig! ein Stiel guckt heraus. Wie der Knöpfleschwab daran zieht, da beginnt eine Katze fürchterlich zu miauen und zu schreien, „der Knöpfleschwab stand wie versteinert, wie er sah, daß er nicht den Stiel vom Pfännle, sondern den schwarzen langen Schwanz der Katze in der Hand hatte" *(24 f.)*. Sonst aber bestehen die Erweiterungen meist nur in Variationen.

Dies Büchlein erschien später „ebendaselbst wesentlich verbessert" ohne Jahresangabe als Nr. 110 der „neuen Volksbücher". Leider ist es mir nicht gelungen, das Buch aufzutreiben.

Eine vermittelnde Stellung zwischen den beiden genannten Volksbüchern nimmt ein in Reutlingen bei Robert Bardtenschlager ohne Jahr (nach 1870) erschienenes Volksbuch ein, das die Nummer 205 trägt. Der Titel lautet: „Der Feldzug der sieben Schwaben und ihre siegreiche Heimkehr. Aus einer alten Überlinger Chronik geschöpft von A. Schmid." Hier finden sich all die Zusätze wieder, die „der Freund des Witzes und der Laune" gemacht hat. Die Sprache ist so ledern wie die des „Hans Freimund". Was dieser weggelassen hat, fehlt auch bei Schmid, dazu noch die Gefangenschaft im Zuchthaus des niederträchtigen, milden Herrn von Kronburg, dafür tritt aber das Kätherle wieder auf. Zweifellos hat Schmid die Geschichte des Freimund und die von 1844 benutzt; denn er folgt im ganzen der Geschichte des Freundes des Witzes und der Laune, bringt aber mehrmals wörtliche Stellen aus Freimund, wie z. B. Seite 43: „'s ist halt doch recht dumm, daß unser Herrgott den Boden so buckelig (gemacht) und derzwischen ein so a lausigs Wässerle g'setzt hat", und so noch öfter. — Aber diese Litteratur ist nicht von solcher Bedeutung, daß man derartige Untersuchungen bis ins einzelne hier mitteilen müßte.

J. Bolte macht noch auf „Griesingers Schwäbische Familienchronik" aufmerksam. Diese enthält im ersten Teil des zweiten Bandes (1860) „Die Geschichte von den sieben Schwaben", die sich besonders am Anfang, nämlich bis zur Ankunft der Helden an der Iller, eng an das Volksbüchlein anschließt. Hier sind vielfach bloß einzelne erläuternde Sätze oder kleine Sprüche hinzugefügt, wie denn Griesinger gern in die Breite geht. Auch der Schluß hält sich an Aurbacher; einige hübsche kleine Züge sind noch hinzugefügt, so fragt *(Sp. 377)* der Nestelschwab: „Könnte man nicht den Spieß überzwerch und der Breite nach tragen? Dann wären wir alle in gleich großer Gefahr!" „Du Tollpatsch," erwidert der Spiegelschwab, „wie willst du denn mit dem Spieß in den Wald kommen, wenn du ihn der Breite nach trägst? Es wird schon Mühe genug kosten, wenn wir der Länge nach ausrücken."

Was aber den Schwaben von der Iller bis an den Bodensee zustößt, hat Griesinger vielfach aus Hebels „Schatzkästlein" entnommen. Wie jener Jude im „Einträglichen Rätselhandel" den Mitreisenden die lange Zeit und sich die Tasche füllt *(III. 194)*, so macht es auch der Blitzschwab auf der Iller, wo sie sogar auch an einem Dorf Namens Bamlach vorbeifahren, das doch am Rhein liegt; einige Geschichtchen wie die vom Rekruten *(III. 190)*, der wegen Krankheit im Alter um ein Jahr zurückgeblieben ist, vom „einfältigen Menschen in Mailand" *(III. 149)*, der eine Probe seines Hauses auf den Markt trägt und sich freut, daß er keine Kinder hat, weil er sie sonst im Zorn einmal totschlagen könnte — all dies hat Griesinger seinen sieben Schwaben zugeschoben *(Sp. 305 ff.)*. Nachher spielt der Blitzschwab gar den weltberühmten Doktor Trismagistus Rapunzius Travalgarinus aus Amalgaviva und verkauft Universalpillen, wie Hebels „Zahnarzt" Doktor Staunzius Rapunzia von Trafalgar *(III. 89)*; doch ist dies Kapitel frei umgestaltet und verquickt mit Aurbachers Erzählung vom Studenten Adolphus, der die Schwabenstreiche kennen lernen will *(Sp. 337 ff.)*. Woher

Griesinger das 15. Kapitel genommen hat, in dem die Schwaben für einen Juden hölzerne Schinken schnitzen müssen, weiß ich nicht *(Sp. 310 ff.)*; man würde es für original erklären, wenn nicht sonst die Nacherzählung so überaus deutlich wäre. Das falsche Geld, das sich die Sieben von dem Juden haben aufhängen lassen, führt sie in Ravensburg ins Gefängnis; einer muß an den Galgen, und den wollen sie herauswürfeln. Wie aber der Knöpfleschwab erklärt, er zittere so sehr, daß er den Würfelbecher nicht mehr halten könne, schlägt der Turmwächter vor, wer von den Dreien, die noch übrig waren, den herzhaftesten Wunsch tue, solle frei sein *(Sp. 345 f. 369 ff.)*. Das Wettwünschen schließt sich wieder ganz an Hebels „Drei Wünsche" *(III. 155)* an. So kommt der Blitzschwab los; und der Knöpfleschwab, der vorher keinen Bissen hinuntergebracht hätte, der ißt sich frei. Schon sitzt der Seehas auf dem Galgen und raucht langsam und immer langsamer das Henkerspfeifchen, das man ihm gewährt (Papageno), da fährt ein Jude vorbei, den er ohne weiteres als den Falschmünzer bezeichnet, und der an seiner Statt gehenkt wird. Die sieben Schwaben aber bekommen noch eine tüchtige Tracht Prügel, wie das damals so Sitte war bei allen Arrestanten, die als unschuldig entlassen wurden *(373)*. In diesem hochnotpeinlichen Erlebnis hat Griesinger mehrmals selbständig erweitert, das meiste stammt aber doch von Aurbacher und Hebel; eine dritte Quelle scheint nicht vorzuliegen, auch aus der lebenden Volksüberlieferung ist nichts Neues hinzugekommen. Im ganzen reicht diese Bearbeitung trotz ihres frischen Zuges nicht an Aurbacher heran, die Erlebnisse sind zu ungleich, bald zieht der Schwabe wie ein Betrüger andern das Geld aus der Tasche, bald tritt wieder das einfältige Schwäblein an, dem die eigene Narrheit einen Streich um den andern spielt. Aurbacher selbst ist ja die Bewahrung dieser inneren Einheit nicht immer gelungen. In der mehrmals versuchten Vermischung zweier Motive Aurbachers hat Griesinger seine Vorlage nicht erreichen, geschweige denn übertreffen können. Als

besonders verfehlt erscheint die Angabe, „die sieben Schwaben hätten sich feierlichst die Hand gegeben, vor niemand zuzugestehen, daß es ein Has gewesen, gegen den sie ausgezogen, sondern ein unbekannt, grimmig, groß Tier, das sie in den See gejagt hätten, daß es elendiglich ersoffen sei" *(407)* — so werden die sieben Schwaben an ihrem Heldentum irre und verdecken ihre Beschämung durch eine Lüge; bei Aurbacher dagegen leben sie im Glauben an ihre Tat und rühmen sich ihrer glorreichen Hasenjagd.

Die Schwabensage hat jetzt einen Mittelpunkt gefunden, um den sich immer neue Streiche ansetzen. „Die Geschichte von den sieben Schwaben", einst nur eine kurze Neckerei wie alle andern auch, ist nunmehr über alle hinausgewachsen und zieht die andern an sich, und die sieben Gesellen, die die Ehre Schwabens haben wieder herstellen wollen, haben doch den Fluch nicht bannen können, der auf Schwaben lastete, mag auch der ruhmvoll vertriebene Has größer und grimmiger gewesen sein als alle Hasen im heiligen römischen Reich.

Wie weit Aurbachers Dichtung verbreitet war, geht aus dem 1866 von Kreutzwald veröffentlichten estnischen Märchen „Wie sieben Schneider in den Türkenkrieg zogen" hervor. Dieses Märchen behält vollständig den Verlauf von Aurbachers Volksbuch bei, „nur sind aus den Schwaben sieben Schneider geworden, die am Türkenkriege teilnehmen wollten, sich eine große Lanze machen lassen, einen toten Seehund finden, dem sie das Fell abziehen, und schließlich wirklich einen Hasen in die Flucht schlagen. Ihre Namen sind Nasenmann, Einkraftmann, Zweikraftmann usw.; der letzte heißt Schwanzmann . . . Die Übereinstimmung ist so groß, daß eine bloß mündliche Überlieferung der deutschen Erzählung nicht angenommen werden kann" *(Bolte in der Z. d. Ver. f. Volksk. IV. 1894, 434 und Anm. 3).*

VII. Vom Schwaben, der das Leberlein gefressen.

Drumb wer nit auch wil schimpff verstahn,
der soll vorhin vom schimpffen lan.
Der ist ein kluger mann,
der schimpff geben und auch nemen kan.
Hans Wilhelm Kirchhof.

Ebenso alt und ebenso bekannt wie die Geschichte von den sieben Schwaben ist das Märlein vom Schwaben, der das Leberlein gefressen. Wer hat sich noch nicht erfreut an dem starrköpfigen Schlaumeier, der es an Wunderkraft dem Herrn gleichtun möchte und lieber am Galgen baumeln als seinen Diebstahl eingestehen will. Während aber die sieben Schwaben im Laufe von drei Jahrhunderten gar manche Wandlung durchmachen mußten, bis aus dem einfachen Scherz ein ganzes Volksbüchlein voll Übermut und Laune geworden war, steht das Märlein vom Schwaben, der das Leberlein gefressen, da wie aus der Pistole geschossen und geht, ohne eine Entwicklung zu durchleben, in der einzigen Fassung, die das Mittelalter kannte, wortwörtlich in unsere Märchenbücher über. Der „Wegkürzer" des Martin Montanus, ein bekanntes Schwankbuch, das im Jahr 1557, wie man annimmt in Augsburg, herauskam, bringt das Märlein zum ersten und zugleich einzigen Mal. Und doch war die reizende Geschichte in aller Mund, wenn sie auch nicht einmal von den Schwankbüchern nachgedruckt wurde; das Sprichwort hat sich ihrer bemächtigt, und Johannes Bolte, der erstaunlich belesene Herausgeber des Martin Montanus, hat eine ganze Reihe von solchen sprichwörtlichen Anspielungen aus der deutschen

Litteratur zusammengestellt *(Montanus 562)*, zu denen ich nur noch wenige nachtragen kann.

Die ältesten Stellen finden sich im „Narrenschiff" Sebastian Brants 1494 *(cap. 79, 3)*: „Der muß die leber gessen han", und bei Geiler von Kaysersberg: „Das leberlin aus dem braten ziehen". In „Der neuen welt gattung," Straßburg 1539 *(bl. 3b)* heißt es: „Er muß das leberlin gessen han", und in Maalers „Teutscher Spraach" 1561: „Er hats leberle gefressen, certe captus est." Von einem Schwaben ist hier noch nicht die Rede, wohl aber läßt sich aus manchem dieser Zitate entnehmen, daß man in demjenigen, der das Leberlein gefressen, einen Sündenbock sieht. Küffner *(83)* möchte daher auch annehmen, die Schwaben hätten das Sprichwort zu ihrer Verteidigung erfunden. Bei Hans Sachs heißt es *(IX. 209, 29)*:

Der hat die leber gfressen doch
und muß bezahlen das gloch,

wo nicht einmal der Zusammenhang mit dem Märchen gewahrt ist, und ganz deutlich spricht in Fischarts „Flöhhatz" *(v. 113)* ein Sündenbock die Worte:

Aber ich bin unschuldig dessen,
noch muß das läberle ich han gessen.

Seit Fischart ist ja überall der Schwab der Sündenbock. Drum heißt von nun an das Sprichwort: „Der Schwab hat gfressen sleberlin," so in Th. Mezlers „Odaeum litt. iuventutis" 1651 *(239)*, oder: „Der Schwab muß allezeit das Leberle gefressen haben," wie bei C. A. M. v. W. *(152)* und im „Leyer Matz" *(29)*; und P. L. Berckenmeyer weiß in seinem „Neu vermehrten curieusen Antiquarius," Hamburg 1746 *(549)* von den Schwaben kaum mehr zu sagen als das. Auch der Schwabe Georg Rudolf Weckherlin hat von seinem sagenhaften Landsmann gehört *(litt. Ver. 199, 506)*:

O daß die Schweitzer mit den lätzen,
die Schwaben mit dem Leberlein,
die Welschen mit den frischen Metzen,
die Thüringer mit bier und wein....

Auch andere Anspielungen lassen sich noch auffinden, so wenn Fischart im „Gargantua" *(S. 72)* sagt: „Dann Hochzeit haben, ist weger dann Todten begraben".

Wenn aber das Märchen auch erst ums Jahr 1500 auftaucht, so kann der Stoff selbst doch uralt sein. In der Tat läßt er sich bis in die germanische Mythologie und weit über die deutsche Literatur hinaus verfolgen. Nach der nordischen Sage verzehrt Loki das Herz des Otters allein für sich, und Uhland *(VIII. 611)* erwähnt die äsopische Fabel vom Fuchs, der dem Löwen das Herz eines Hirsches stiehlt und dann behauptet, der Hirsch habe gar kein Herz gehabt — eine Fabel, die in Fredegars Chronik aufgenommen, die älteste deutsche Tierfabel darstellt *(Reichenberger, Reinhart Fuchs 6 ff.)*. Eine indische Fabel vom Esel, der weder Herz noch Ohren hat, bringen Fleckeisens Jahrbücher für klassische Philologie *(IV. Supplementband 340)*. Eine hübsche persische Erzählung wird von Beyer *(Neue Mitteilungen über Fr. Rückert I. 304)* mitgeteilt; in einer muhamedanischen Legende von Jesus und einem Juden, die nach E. Kuhn vermutlich aus einem apokryphen Evangelium geflossen ist, stiehlt der habgierige Gefährte Jesu statt der Leber eines seiner drei Brote und bleibt beständig dabei, es seien bloß zwei Brote gewesen — trotz aller Gewissensmahnungen und Todesgefahren: denn Jesus heilt einen Blinden und einen Krüppel, schreitet über einen Strom, schlachtet eine Antilope und ein Kalb, um sie nachher wieder zu beleben; und der Jude soll, weil es ihm nicht gelungen ist, mit Jesu Stab einen kranken König zu heilen, den Tod erleiden; und jedesmal fragt der Herr vergeblich nach dem Verbleib des dritten Brotes. Erst als ihm Jesus drei Haufen Gold zeigt, von denen der dritte dem zufallen soll, der das Brot verzehrt hat, bringt ihn Gewinnsucht zum Geständnis. Ein ganz ähnliches Märchen lebt auf Java *(Bezemer, Volksdichtung aus Indonesien. 1904, 24)*. Schließlich könnte man noch beiziehen, daß bei der römischen Opferschau manchmal ein Tier ohne Herz

oder eine Leber „sine capite“ (Protuberanz des einen Leberlappens) gefunden wurde *(Livius 41, 14. Valer. Maximus, De prodigiis I. 6, 9. Julius Obsequens, De prodigiis 1679, s. v. caput und cor).*

Doch es kann nicht meine Aufgabe sein, mich in diese internationale Vorgeschichte des Stoffes zu vertiefen. Hier handelt es sich nur darum, den Schwank in Deutschland selbst zu verfolgen bis zu dem Zeitpunkt, wo er mit dem schwäbischen Namen verbunden erscheint.

Unser Märlein erinnert ein wenig an die Geschichte vom Erzbischof Heriger von Mainz. Dieses lateinische Reimgedicht wird von Kögel frühestens ums Jahr 1000 angesetzt. Heriger war von 913 bis 927 Bischof. „Ein lügenhafter Mensch kommt vor den Erzbischof und gibt vor, daß er in die Hölle hinabgefahren sei; diese sei auf allen Seiten mit dichten Wäldern umgeben. Heriger antwortet lachend: ‚Da will ich doch meinen Sauhirten mit den magern Schweinen hinschicken‘. Noch nicht zufrieden mit dieser Abfertigung lügt der Mensch weiter, daß er in den Himmel emporgetragen worden sei, wo er mit Christus zusammen gespeist habe. Johannes der Täufer als Mundschenk habe allen geladenen Heiligen sehr guten Wein gereicht. Heriger sagt: ‚Diesen hat Christus deshalb zum Schenken gemacht, weil er nie Wein trinkt.‘ Weiter fragt er ihn: ‚Welcher Grad von Ehre wurde dir von seiten Gottes zuteil? Wo hast du gesessen? Was hast du gespeist?‘ Der Lügner antwortet: ‚Versteckt in einem Winkel habe ich gesessen; ich stahl den Köchen ein Stück Lunge, das aß ich und machte mich davon.‘ Da läßt ihn Heriger an einen Pfahl binden und mit Ruten schlagen, denn ‚wenn dich Christus zu Tische lädt, so hast du ihn nicht zu bestehlen.“

Ein Meistergesang des Hans Sachs „Sant Peter mit dem lanzknecht“ berührt sich mit dem Märchenschwank des Montanus schon viel inniger. Hier handelt es sich

um die Leber eines Huhns, und der Landsknecht gesteht gleich, wie der hl. Petrus das erworbene Geld in drei Teile teilt *(F. u. Schw. V. 65 Nr. 641. XXV. Nr. 3276)*:

Sant Peter mit dem Lanzknecht.
Im spiegelthon Ehrenpoten.

1.

Die weil sant Peter hie noch gieng auf erden
und prediget durch alle landt,
wie man möcht selig werden,
einsmals kam zu im ein lantzknecht,
der auf dem landt thet garten (betteln).
Der sprach: ‚Peter, wiltu mit mir purschieren?
Ich wil garten in jenem dorf,
so thue du prediziren
und nem auch ein das opfer gelt;
thue im wirtshaus mein warten!
Was du erschindst, gib halber mir,
was ich ergart, thail ich mit dir'.
‚Ja wol!' thet Petrus sagen.
Der lantzknecht thet dem dorf eilent zu laufen;
die pauren hetten kirchwei da
mit fresen und mit saufen,
das er ergart paid erbel (Ärmel) vol,
das sie gleich theten ragen.

2.

Im dorf lag der schuldes am fiber eben,
den machet sant Peter gesundt;
der thet zu lon im geben
dreisg gulden und ein keß darzu;
des thet er im danck sagen.
Der lantzknecht kam zu im in das wirtshause,
pachen, fleisch, kuechlein, air und prot
zug er gar palt herause,

sprach: ‚Peter, das hab ich ergart;
was hat dein predig tragen?'
Sant Peter zog herfür den keß,
der lantzknecht wart mit worten reß:
‚Hast nur den keß gewunen?'
Sant Peter sprach: ‚Wirt, uns ein hüenlein prate,
da wöl wir uns paid letzen mit'.
Der lantzknecht heimlich drate
int kuchen und die leber fraß
von dem huen unbesunen.

3.

Als man das huen pracht, das sie solten essen,
sprach Petrus zum lantzknecht: ‚Mich dunckt,
du hast die leber gfresen?'
Der lantzknecht schwur marter und kraft,
er het ir nit gesehen.
Sant Peter die dreisig gulden raus zuge
und machet drei haufen daraus,
almal zehen zam schluge,
sprach: ‚Nem ein thail und ich ein thail!'
Da thet der lantzknecht jehen:
‚Wes ist der dritt theil?' Er sprach: ‚Das
ist des, welcher die leber fras'.
Erst schwur der lantzknecht sere,
er het die leber gfresen in der kuchen,
und rasplet das geltlich zu sam
mit schwerem gschrai und puchen.
Seit glaubt Petrus keim lantzknecht mer,
wie ser er fluech und schwere.

Anno salutis 1550, adi den 9 tag Aprilis.

Auch Grimms Märchen vom Bruder Lustig *(Kinder- und Hausmärchen I. 296. Nr. 81)* gleicht dem Gedankengang nach durchaus dem Märchen vom Schwaben, der das Leberlein gefressen; der hl. Petrus ist für den Herrn eingetreten und

das Herz für das Leberlein. Und noch immer fehlt der Schwabe. Der Bruder Lustig zeigt erst sein gutes Herz, indem er drei Bettlern, die er unterwegs antrifft — stets wars der hl. Petrus — jeweils einen Kreuzer schenkt und nur den vierten und letzten Kreuzer in Bier anlegt. Zum viertenmal naht sich ihm Sankt Peter in der Gestalt eines Landsknechts. Er versteht sich ein wenig auf die Doktorei. Für eine Heilung bekommen sie ein Lämmlein geschenkt; Bruder Lustig ißt für sich das Herz: „das soll das Beste sein", und leugnet dann hartnäckig. Er wird dann nicht am Galgen versucht, sondern in einem Fluß, der immer höher und höher steigt, wie in Hans Sachsens ins Schwabenland verlegtem Schwank „Der verlogen knecht mit dem grossen Fuchß" *(XXI. 242. F. u. Schw. II. 567)*, einem Vorbild von Gellerts Fabel „Der Bauer und sein Sohn". Dann gehen die beiden auseinander, nachdem noch der Landsknecht sich den dritten Geldhaufen durch sein Geständnis erworben hat. Seine weiteren Schicksale berühren uns hier nicht. — Grimms Märchen ist dann von Ferdinand Röse *(Schwänke und Gedichte für das deutsche Volk. 1846, S. 3ff.)* nacherzählt worden.

Im 16. Jahrhundert wurde das Märlein auf die Schwaben übertragen, also zur selben Zeit, wo die Schwabenneckereien alle miteinander emporwucherten. Während der im Jahr 1550 entstandene Meistergesang des Hans Sachs noch von einem Landsknecht erzählt, erscheint wenige Jahre später bei Martin Montanus das Schwäblein *(25 cap. 6)*, und die Frage muß offen bleiben, ob Montanus den Schwaben schon in seiner Quelle vorgefunden oder ob er ihn erst eingeführt hat. Zu dieser Übertragung hat wohl nichts weiter Anlaß gegeben als die Sucht, dem Schwaben was aufzuhängen, wie es damals Mode wurde. Bei Montanus lautet das Märlein folgendermaßen:

„Von einem Schwaben, der das Leberlein gefressen.

„Als unser lieber herr got noch auff erdrich gewandelt ist von einer stat zu der andern, das evangelium gepredigt und vil zeichen gethan, ist auff ein zeit ein guter einfeltiger Schwab zu im kommen und hat in gefragt: ‚Mein leiden

gesell, wa wilt du hin?' Hat unser herr gott ime geantwort: ‚Ich zeühe umb und mache die leüt sälig.' Sagt der Schwab: ‚Mein lieber gesell, wilt mich mit dir lassen?' — ‚Ja', sagt unser herrgot, ‚gern, wann du fromb sein wilt und weidlich beten.' — ‚Ja', sagt der Schwab.

„Nun als sie mit einander giengen, kamen sie zwischen zwey dörffer, darinn man leuttet. Der Schwab gern schwetzet, unsern herrgot fraget: ‚Mein leiden gsel, was leuttet man da?' Unser herrgot, dem alle ding wissent waren, sagt: ‚In dem einen dorff leüt man zu der hochzeyt, inn dem andern zu dem todten.' — ‚Gang du zum todten', sprach der Schwab, ‚so will ich zur hochzeyt gohn.'

„Unser herrgott gieng in das dorff und macht den todten wider lebendig; da schanckt man im 100 guldin. Der Schwab thet sich auf der hochzeyt umb mit einschencken einem und dem andern; unnd da die hochzeyt ein end het, schanckt man im ein kreützer. Des der Schwab wol zu friden war, sich auff den weg macht und wider zu unserm herrgot kam. Als bald der Schwab unser herrgott von weitem sahe, hub er sein kreützerlin in die höhe auff und schry: ‚Lug, mein leiden gesell! Ich hab gelt. Was hast du?' Trib also vil prangens mit seinem kreützerlin. Unser herrgot lachet sein und sprach: ‚Ach ich hab wol mehr als du'. Den sack aufthet und den Schwaben die hundert guldin sehen ließ. Der Schwab aber war nit unbehend, warf sein armes kreützerlin under die 100 guldin und sagt: ‚Gemein, gemein! Wir wöllen gemein mit einander haben'. Des unser herrgot gut sein ließ.

„Nun als sie mit einander giengen, begab es sich, das sie zu einer herd schaff kamen. Sagt unser herrgot zum Schwaben: ‚Gehe, Schwab, zu dem hirten, heisse uns ein lemlein geben und koch uns das gehengk oder gereüsch auff das essen!' — ‚Ja', sagt der Schwab, gieng zum hirten, ließ ihm ein lemlein geben, zochs ab und bereytet das gehenck auff das essen. Und im sieden schwam das leberlin stäts empor. Der Schwab truckts mit dem löffel under; es wolt

aber nit bleiben. Das den Schwaben verdriessen ward, ein messer nam, das leberlein von einander schnit und aß es. Und als das essen auff den tisch kam, unser herr got fragen ward, wo das leberlin hin kommen were. Der Schwab bald antwort: ‚Es hat keins gehabt'. — ‚Ey', sagt unser herrgott, ‚wie wolt es gelebt haben, wann es kein leberlin gehabt hette?' — ‚Es hat bey gott unnd allen gottes heyligen keins gehabt'. Was wolt unser herrgott thun? Wolt er haben, das der Schwab stil schwig, must er wol zu friden sein.

„Nun es begab sich, das sie widerumb mit einander spacierten, lyte man abermals in zweyen dörffern. Der Schwab fraget: ‚Lieber, was leütet man da?' — ‚In dem dorff leüt man zu eim todten, inn dem andern zur hochzeyt', sagt unser herrgot. ‚Ja', sagt der Schwab, ‚gang du zur hochzeit, so will ich zum todten.' Vermeint, er wolte auch hundert guldin verdienen. Fragt ihn weiter: ‚Lieber, wie hast ihm than, da du den todten auferweckt hast?' — ‚Ja', sagt unser herrgot, ‚ich saget zu ihm: Steh auff im namen des vatters, son und heyligen geist. Da stund er auff.'

„Ist gut, ist gut', sagt der Schwab, ‚ich weiß im wol zuthun'. Zohe hin, zum dorff kame, da man ime den todten entgegen truge. Das der Schwab als bald sahe, mit heller stymm schrye: ‚Halta, halta! Ich will ihn lebendig machen. Und wann ich in nit lebendig mach, so henckt mich on urteil und recht!' Die guten leüt waren fro, verhiessen ihme hundert guldin und setzten den baum, darinn der todt lag, nider. Der Schwab thet den sarch auff, fieng an zu sprechen: ‚Stehe auff im namen des vatters unnd des sons und des heiligen geists!' Der tod wolt nit auffstehn. Dem guten Schwaben war angst, sein segen zum andern und dritten mal sprach. Als er aber nit wolt auffstehn, sprach er: ‚Ey so bleib ligen in tausent teüffel namen!' Als nun die leüt sahen, das sie von dem gecken betrogen waren, den sarch ston liessen und den nechsten mit ihm dem galgen zueyleten, die layter anwarffen und den armen Schwaben hinauff furten.

„Unser herrgott zohe fein all gemach hernach; dann er wol wuste, wie es dem Schwaben gon wurde. Wolt sehen, wie er sich doch stellen wurde, zum gericht kame und sprach: ‚O guter gesell, wie hast im thon? In was gestalt sihe ich dich da?' Der Schwab anfieng zu schelten unnd sagt, er hette in nicht recht gelernt. ‚Ich hab dich recht gelernet', sprach unser herrgot, ‚du hast ime aber nicht recht gethon. Ime sey aber, wie im wölle, wilt du mir sagen, wa das leberlin hin kommen ist, so wil ich dich erledigen.' — ‚Ach', sagt der Schwab, ‚es hat warlich keins gehabt. Was zeychst du mich?' — ‚Ey, du wilt sonst nicht sagen. Wolan sags! So will ich den todten lebendig machen und dich erledigen.' Der Schwab fieng an zuschreyen: ‚Hencket mich nur, hencket mich! So komb ich der marter ab. Der will mich geheyen mit dem leberlin unnd hört wol, das es keins gehabt hat. Hencket mich nur flucks!' Wie solches unser herrgott hört, das er sich ehe wolt hencken lassen weder die warheyt bekennen, befalch er ihne herab zulassen, und er macht selbs den todten lebendig.

„Nun sie zogen mit einander heim. Sagt unser herrgott zum Schwaben: ‚Komb her, wir wöllen mit einander das gewunnen gelt theylen. Dann wann ich dich allwegen solt am galgen erledigen, wurd mir zu vil sein.' Nam also die zwei hundert guldin unnd theylts inn drey theyl. Als solches der Schwab sahe, sagt er: ‚Ey lieber, warum machst du drey theyl? Seind doch unser nur zwen!' — ‚Ja', sagt unser lieber herr gott, ‚der ein ist mein, der ander dein, und der dritt ist dessen, der das leberlin gefressen hat'. Da solchs der Schwab hört, sagt er: ‚So hab ichs bey gott und allen gottes heyligen gefressen.' Unnd darvor wolt er sich ehe hencken lassen, ehe ers bekennen wolt; aber da ers gelt sahe, bekandt ers ungenöttet."

Ein prächtiges Muster altdeutscher Erzählungskunst, lebte der Schwank in dieser Gestalt weiter. Ich möchte mit Joh. Bolte *(S. XVI)* annehmen, Montanus habe ihn,

wie auch noch manche andere, der mündlichen Volksüberlieferung entnommen. Ich kann es mir nicht vorstellen, daß ein Mann wie er, „dessen Behagen an den unsaubersten Geschichten dem Beurteiler ins Auge fällt," der volkstümlichen Litteratur eine solche Perle geschenkt haben soll.

Überall war unser Märchen bekannt. Kein Schwankbuch erzählt ihn wieder, eben weil er in aller Mund lebte. Und in derselben Form, notdürftig in die Sprache der Gegenwart übersetzt, erscheint im Jahr 1817 „Die Legende von einem Schwaben, der das Leberlein gefressen. Ein alter deutscher Bürgerspaß". Eine bescheidene Unterhaltungszeitschrift „Der Gesellschafter, oder Blätter für Geist und Herz", die F. W. Gubitz herausgab, führte das Märchen in unsere Litteratur wieder ein *(S. 453)*. Unterzeichnet ist der Abdruck mit „Clemens", und Clemens Brentano, der gelegentlich für den „Gesellschafter" schrieb, hat also das Verdienst, die Geschichte wiederentdeckt zu haben. Er hat sie sogar in seine Schriften aufgenommen *(IV. 465)*. Sie mag ja wohl im Volke selbst noch gelebt haben — das ist sogar das Wahrscheinlichere —, aber Brentanos Entdeckung erhält uns das Märchen für immer in seiner alten Form.

Neben Montanus-Brentano ist die Erzählung Ludwig Aurbachers, „Sankt Antonius und der Schwabe", die im „Büchlein für die Jugend" 1834 *(S. 180)* erschien, wieder vergessen worden. Aurbacher hat — weshalb, läßt sich nicht sagen — den hl. Antonius zum Genossen des Schwäbleins gemacht. Die Erzählung selbst stimmt nirgends wörtlich, wohl aber dem Gedankengange nach völlig mit Montanus' Märchen überein. Wenn man bedenkt, wie genau eine einfache Erzählung in einem guten Gedächtnis haften kann, wagt man auch nicht zu entscheiden, ob Aurbacher den Schwank des Montanus gekannt hat — in der alten Schwanklitteratur hat er sich ja einigermaßen umgesehen — oder ob

er aus mündlichem Volksgut geschöpft hat. Er fügt *(S. 186)* sogar noch bei, er erinnere sich, daß er diese Geschichte ungefähr in derselben Art — im „Büchlein für die Jugend" wird sie von der Großmutter einer fröhlichen Kinderschar erzählt — schon vor gar vielen Jahren in irgend einem alten Buche gelesen habe. Darauf erwidert die Großmutter: „Das mag sein, jener Schreiber mag sie dann, wo nicht von mir, doch von andern gehört haben, von denen ich sie eben auch weiß." „Das ist ungefähr die Geschichte aller Geschichten," sagt der Vater, „. . . alles ist Überlieferung."

Erst in diesen Tagen hat unser Schwank die alte volksmäßige Form verlassen und sich in das Gewand fröhlicher Verse gekleidet: Das „Türmerjahrbuch 1907" bringt *(S. 157ff.)* „Das Lämmlein ohne Leber, eine Märchenerzählung in zwölf Bildern" von Otto Michaeli, ein Gedicht, das den alten Schwank mit modernen Gedanken erfüllt hat. In welcher Weise das geschehen ist, gehört nicht hierher, sondern wie das Alte in neuer Form weiter lebt. Als Probe nur einige Verse:

Schon sott im Kessel das Gezisch,
ein sauerdüftend braun Gemisch.
Drin brodelte das Fleisch des Lamms.
Daneben stand in weißem Wamms,
als Koch gekleidet appetitlich,
der Schwab, doch ärgerlich und krittlich.
Denn ihn verdroß ein Stücklein Lamm,
das oben auf der Brühe schwamm.
Vergebens stieß ers oft und viel
hinunter mit dem Löffelstiel.
Gleich schwamm es wieder oben herum.
Das nahm der Schwab gewaltig krumm.
Wie er nun zusah, merkt er gar,
daß das des Lämmleins Leber war.

Das reizt ihn so, daß ihm zur Stund
das Wasser zusammenlief im Mund.
Zwar sprach er heldenhaft: ‚Gehst 'nunter!' —
Das Leberlein, das schwamm noch munter!
‚Gehst 'nunter?' droht' er, ‚sonst, bei Gott . . .'
Das Leberlein, das schwamm noch flott!
‚Gehst 'nunter?' brüllt er jetzt in Wut.
Das Leberlein, das tanzt im Sud.
Und als es wieder tanzt herauf,
so aß der Schwab das Leberlein auf.

Anhang.

Modus Liebinc.

Advertite, omnes populi, ridiculum
et audite, quomodo
Suuevum mulier et ipse illam defrudaret.
Constantiae civis Suevulus trans aequora
gazam portans navibus
domi coniugem lascivam nimis relinquebat.

Vix remige triste secat mare,
ecce orta tempestate
furit pelagus, certant flamina, tolluntur fluctus,
post multaque exulem
vagum litore longinquo Notus exponebat.
Nec interim domi vacat coniux.
Mimi iuvenes secuntur,
quos et inmemor viri exulis excepit gaudens,
atque nocte proxima
praegnans filium iniustum fudit iusto die.

Duobus volutis annis
exul dictus revertitur.
occurrit infida coniux,
secum trahens puerulum.
Datis osculis maritus illi:
‚De quo', inquit, ‚puerum
istum habeas, dic, aut extrema patiaris.'
At illa maritum timens
dolos versat per omnia.

‚Mi', tandem, ‚mi coniux', inquit,
‚una vice in Alpibus
nive sitiens extinxi sitim:
unde ego gravida
istum puerum damnoso foetu heu gignebam.'

Anni post haec quinque transierunt et plus,
et mercator vagus instaurabat remos,
ratim quassam reficit:
vela alligat et nivis natum duxit secum.
Transfretato mare producebat natum
et pro arrabone mercatori tradens
centum libras accipit,
atque vendito infanti dives revertitur.
Ingressusque domum ad uxorem ait:
‚Consolare coniux, consolare cara;
natum tuum perdidi,
quem non ipsa tu me magis quidem dilexisti.
Tempestate orta nos ventosus furor
in vadosas sirtes nimis fessos egit
et nos omnes graviter
sol torret: at ille nivis natus liquescebat.'

Sic perfidam Suevus coniugem deluserat.
Sic fraus fraudem vicerat:
nam quem genuit nix, recte hunc sol liquefecit.

Modus Florum.

Mendosam quam cantilenam ago
puerulis commentatam dabo,
quo modulos per mendaces risum
auditoribus ingentem ferant.

Liberalis et decora
cuidam regi erat nata,
quam sub lege huius modi
procis opponit quaerendam.

‚Si quis mentiendi gnarus
usque ad eo instet fallendo,
dum caesaris ore fallax
praedicitur, is ducat filiam.‘
Quo audito Suevus
nil moratus infit:
‚Raptis armis ego
dum venatum solus irem,
lepusculus inter feras
telo tactus occumbebat.
Mox effusis intestinis
capud avulsum cum cute caedo.
Cumque caesum manu
levaretur capud,
aure laeva effunduntur
mellis modii centeni,
sotiaque auris tacta
totidem pisarum fudit.
Quibus intra pellem strictis,
lepus ipse dum secatur,
crepidine summae caudae
cartam regiam latentem cepi,
Quae servum te firmat esse meum.‘
‚Mentitur‘, rex clamat, ‚carta et tu‘.
Sic rege deluso Suuevus
arte regius est gener factus.

Gotifredi Viterbiensis Pantheon.

Particula XV.

M. S. XXII. 141, 12 ff. De origine Suevorum et natura eorum et de actibus eorum et Senonum Gallorum.

Acta Suevorum post hec et bella canemus,
Gallorum Senonum gentem secum referemus;
hic loquar, unde fuit gens et origo sui.

Que bona, qui mores sibi sint, quo gaudet honore,
qua regione sedet, quo sit recolenda decore,
cur prior in bello signa vel arma movet.
Orbe Macedonico peperit natura Suevos,
tempore grandevos, proceres, ad prelia sevos,
ingenio validos littera narrat eos.
Terra Suevorum prius extitit Italicorum,
mucro Macedonicus populos eiecit eorum,
Marteque preripuit plaga Sueva solum.
Iudicio celi dominantur in orbe Suevi.
Culmen ad imperii gens audacissima venit,
iam sua progenies Romula regna regit.
[Prole Suevorum stat gloria Teutonicorum,
gens ea fit regum genitrix genitiva suorum,
et perit imperii publica iura sui.]
Militia diri, cupiunt ad dira requiri.
Cesar ab his meruit diadematis orbe potiri,
regnaque sortiri, marte calore viri.
Nunc ubicumque geri res publica prelia querit,
ordine primus erit, gladio vult primus aberi,
moreque signiferi primus in hoste ferit.
Corpore sunt graciles, agiles et robore magni,
actibus ancipites sunt more leonis et agni,
mitis et austeri militis acta gerit.
Hospita terra satis sua dat convivia gratis,
vinetis et agris ibi copia fertilitatis,
arboribus, pratis, flumine, pisce, lacis.
Fons ibi Danubii primum nanciscitur ortum,
cui facit Hungaria, Rutenia, Grecia portum;
Alpibus Italie terminus eius adest.
Per medium patrie Reni decet acta referre.
Renus ab alpe cadens, medius rigat intima terre,
Castrorum late copia multa patet.

Comedia de lepore quadam.

(In hac quidem comedia de lepore, qui horribilissimum putabatur ac iudicabatur monstrum, tres introducuntur principales persone, de lepore eiusque mira horribilique eorum iudicio specie intuituque loquentes, quam ā (?), cum una solacii quondam temporis causa ac videndorum plurimorum monstrorum gratia et floride estatis tempore ac gravia inspiciendo timidissimum quoddam animalium conspicati sunt, qui lepus dicitur. Quo viso Petrus ex ipsis inspiciens id monstri timide, quid esset, sic inquirens: „Vere istos.")

(Petrus.) Vere istos laudandos puto, qui videndorum gratia prodigiorum diversas oras peragrarunt. Ego quoque id, ut multa noscerem, non pretermisi. Nusquam autem monstrum quam istud horribilius est. Estimo, quod nostra Almania id non aluerit, sed Zeleno sit, una Arpisarum, aut Scilla aut periculosa Caribitis. Huius rei quippe cuperem esse instructus, Sed Iheronimum censeo vocandum.

(Hieronymus.) Me, mi Petre, huc allatum recipiam, si tute securus solus secum esses. Me sine! Nam tu fortis es, ut resistas. Hostio pessulum addamus!

(Petrus.) At aliquos tremebundos fores pulsare audio. Quid negocii illud est?

(Stephanus, foris.) Heus apperi!

(Petrus.) Quid tam pallidus appares?

(Stephanus.) Ni dii suis bonis auspiciis nos conservassent, perissemus penitus. Qua de re vix sum apud me. Me sine, ut spiritum capiam, et rem tibi ordine narrabo.

(Petrus.) Cedo, queso, ne animum meum tam diu circumitione suspendas tua!

(Stephanus.) Vellem, quod, ut horridum est, tibi explanare possem; verum ut verbis parcamus, rogo, nobiscum armis resurges.

(Petrus.) Non opus est.

(Stephanus.) Ignoras. Ni hisce oculis vidissem, nunquam instituissem tam prodigiosum terribileque animal in terra vixisse.

(Petrus.) Eamus. I pre!

(Stephanus.) Vos procedite! Sequar.

(Hieronymus.) Tametsi cor motu propulsum sit, auribus tamen meis sepius hausi militari calcari gaudere cupientem periculis ingentibus se exponendum. Et, Petre, si fidem des animose lateri meo assistere, [Glosse: omnia, que habeam] tecum amittam. Te [Glosse: Stephanum] rogandum insuper arbitror.

(Petrus.) Nichil promitto, sed postquam videro, respondebo. Suspenso gradu foris accedam illosque apperiam. Quodsi forte oculos somno commisisset, inprovisum inputatumque illud portentum aggrediamur!

(Hieronymus.) Accipe claves, quas mihi custodiendas tradidisti!

(Petrus.) At dormit. Ecce, Iheronime, quam horribilis facies eius, quam distense aures! Quidnam hoc monstri alit! Audivi ab avo meo, quondam tale prodigiosum animal cuiusdam edes subintrasse et omnes aspectu interemisse. Ne id idem nobis contingat, restat, ut cautius agamus.

(Hieronymus.) Utinam toraces ceteraque arma adessent!

(Petrus.) Vellem etiam tantum dare, quod gladius fibiarius [?adesset]. Non festinemus tanto discrimini [nos] submittere!

(Hieronymus.) Video huc Theobaldum nostrum socium properantem.

(Theobaldus.) Salvum te gaudeo. Quid tam adtonitus?

(Hieronymus.) Nescis? Si tibi id quoque tantum evenisset, non ita fortis esses, quia animus vacillaret. Huc accede et, quam ferox sit illius ostenti aspectus, intuere!

(Theobaldus.) Ubinam est?

(Hieronymus.) Ubi hi duo armati stant, post eos arator, duos passus in loco obscuro atque sedet.

(Theobaldus.) Accedam. Ni animus me fallit, lepus est, inter omnes feras timidissima.

(Hieronymus.) At acutius lumina illuc dirige, ne decipiaris!

(Theobaldus.) Plus milesies vidi et illam ut hominem notam habes. Inque domo paterna mecum, cum iunior [essem], eam educabam.

(Hieronymus.) Vale, et id ne abs te exeat, rogo. Obsecro, linguam prohibeas. — Nullam rem certam scio, que maiori pudori esse valeat quam nostra pusillanimitas, si in aures hominum pervenerit.

(Petrus) Audio Hieronimum secum loquentem. Utinam sciret, quantum forti animo atque militari fortitudine illius ferocissimi animalis crura fregissem!

(Hieronimus.) Gaudete vero quidem! Constanti animo estote! Rem vobis gratam refero.

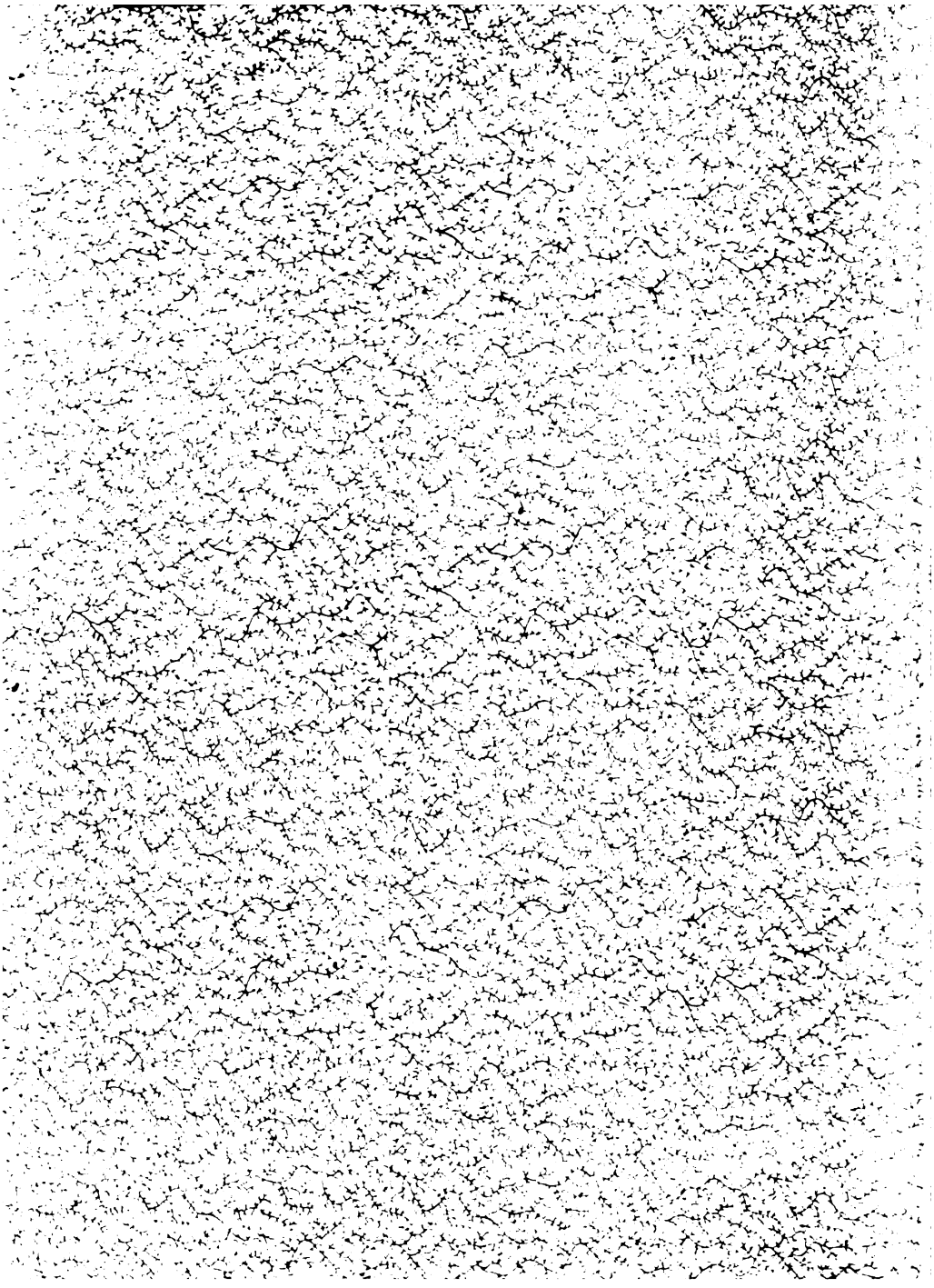
(Petrus, Stephanus.) Enarra!

(Hieronymus.) Lepus est, ut michi Theobaldus refert.

(Petrus) At vix credo.

(Hieronymus.) Et quidem creditu armis vos exornate et leti mecum domum meam petitote!

Finis huius etc.



DO NOT REMOVE